

Versuch

einer

kritischen Dogmengeschichte  
der Grundrente.

Von

**Eduard Berens.**



Von der historisch-philologischen Facultät der Kaiserlichen  
Universität zu Dorpat am 12. December 1866 gekrönte und auf Kosten  
dieser Universität veröffentlichte Preisschrift.

LEIPZIG, 1868.

In Commission bei K. F. Köhler.

Motto: „La vérité elle-même ne règne et ne se maintient ici-bas que  
par la lutte.“

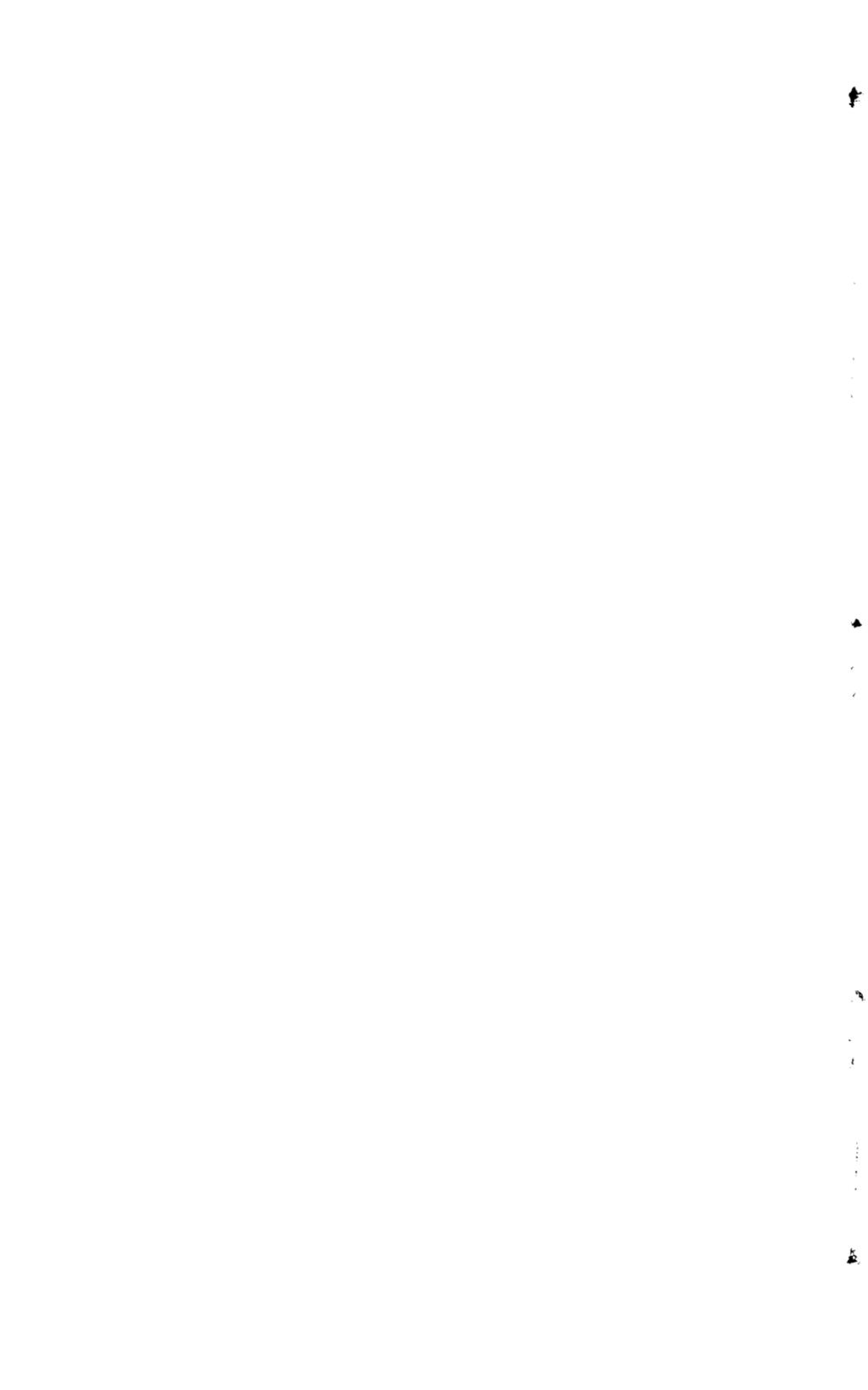
L. Reybaud, Journ. des Écon. T. I. p. 1. Dec. 1841.

D 36453

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorbemerkung . . . . .	V.
Vorrede des Verfassers . . . . .	VIII.
<b>Einleitung</b> . . . . .	1— 26.
<b>I. Abschnitt. Aeltere Ansichten über die Grundrente</b> . . . . .	27—41.
Harrington S. 28. Culpeper S. 28. Child S. 29. Petty S. 29.	
D. North S. 30. Locke S. 30. Temple S. 30. Davenant S. 32.	
Discourse of trade etc. S. 32. — Steuart S. 31. Boisguil-	
lebert S. 38.	
<b>II. Abschnitt. Periode A. I. Grundrentenlehre der Physiokraten.</b>	42—62.
Quesnay, Dupont de Nemours. Turgot S. 44. (Beaudeau	
S. 56.) — Passy und Daire S. 58.	
<b>III. Abschnitt. Periode A. II. Weitreichender Einfluss der physio-</b>	
<b>kratischen Lehre</b> . . . . .	63—120.
A. Smith S. 66. J. B. Say S. 80. Sismondi S. 90. Hufe-	
land S. 99. Malthus S. 100. (G. Garnier S. 119.)	
<b>IV. Abschnitt. Periode B. Darlegung der Ricardo-Thünen'schen</b>	
<b>Theorie</b> . . . . .	121—185.
Canard S. 121. Buchanan S. 124. Anderson S. 125. — Ri-	
cardo S. 128. (Liebig S. 133.) — Läder S. 163. Destutt de	
Tracy S. 165. Ganilh S. 168. — Thünen S. 172.	
<b>V. Abschnitt. Der Ricardo-Thünen'schen Theorie Erweiterung und</b>	
<b>bedeutendere Anhänger</b> . . . . .	186—226.
Hermann S. 186. Schäffle und Mangoldt S. 189. — P. Scrope	
S. 200. 206. N. Senior S. 201. 206. — J. Mill, Edinburgh	
Review XL, Fr. Fuoco S. 203. Florez-Estrada S. 204. Nebe-	
nius S. 205. Rossi S. 208. Hagen S. 210. M'ulloch S. 210.	
Edinb. Rev. LIV. u. LXXVII. S. 211. Boutowsky S. 211. Hil-	
debrand S. 212. — J. St. Mill S. 212. Roscher, Rau S. 222.	
L. Stein S. 222. Wolkoff S. 223. (H. Rösler S. 225.)	
<b>VI. Abschnitt. Der Antagonismus gegen die Ricardo-Thünen'sche</b>	
<b>Theorie, wie er zum Theil noch auf dem physiokratischen</b>	
<b>Vorurtheile oder auf Missverständniss beruht, zum Theil aber</b>	
<b>auch auf Carey und Bastiat vorbereitet</b> . . . . .	226— 269.
J. B. Say S. 228. J. Garnier S. 230. Sismondi S. 231. Quar-	
terly Review vol. 30 S. 233, vol. 36 S. 235, vol. 44 S. 239.	
— R. Jones S. 240. Chalmers S. 241. J. Schön S. 249. J. G.	
Hoffmann S. 251. Blanqui S. 255. K. Arnd S. 256. Bern-	
hardi S. 260. Fonteyraud S. 263. Macleod S. 264.	
<b>VII. Abschnitt. Periode C. Würdigung der Bastiat-Carey'schen</b>	
<b>Kritik</b> . . . . .	270— 377.
Banfield S. 270. — Carey, Bastiat u. M. Wirth S. 275.	
(Darwin S. 286.) Dühring S. 358. Löhl S. 364. Fontenay	
S. 367	
<b>Schluss</b> . . . . .	378— 381.
<b>Anhang</b> . . . . .	382— 399.





## Vorbemerkung.

---

Für das Jahr 1866 stellte die historisch-philologische Facultät der Kaiserlichen Universität Dorpat aus dem Gebiete der Politischen Oekonomie und Statistik auf meinen Antrag zur Bewerbung um einen der akademischen Preise die Frage auf:

„Würdigung der von Carey und Bastiat gegen die Ricardo-Thünen'sche Grundrententheorie gerichteten Kritik, mit Berücksichtigung der statistischen Seite der Frage.“

Die einzige zur Beantwortung eingereichte Schrift, welche das auf S. II. abgedruckte Motto führte, wurde trotz einiger formeller Mängel, namentlich in Hinsicht der zu breiten Darstellung und zu schweren Diction, und einiger materieller Lücken, insbesondere der gegenüber der dogmengeschichtlichen Entwicklung zu sehr zurücktretenden Berücksichtigung der statistischen Seite der Frage, auf meinen und meines Specialcollegen, Herrn Prof. Grass' Antrag, von der Facultät mit der goldenen Medaille (dem ersten Preise) gekrönt. Als Verfasser erwies sich ein sehr tüchtiger Zögling unserer Hochschule, der damalige Studiosus der politischen Oekonomie, jetzige Candidat dieses Fachs, Herr Eduard Berens aus Moskau.

Gekrönte Preisschriften werden in Dorpat in der Regel nicht auf öffentliche Kosten herausgegeben. Doch kann als besondere Auszeichnung ein bezüglicher Antrag gestellt werden. Im vorliegenden Falle motivirte sich ein solcher, welcher von mir und Professor Grass als Vertretern der betreffenden Fächer ausging und von der Facultät und dem Conseil der Universität angenommen wurde, ebensowohl durch die fleissige und von bedeutendem kritischem Scharfsinn und besondrer Begabung für deductive Operationen zeugende Arbeit, als auch durch das grosse wissenschaftliche Interesse, welches sich an eine sachlich gelungene kritisch-dogmengeschichtliche Behandlung einer soviel ventilirten, grade neuerdings wieder so oft missverstandenen nationalökonomischen Hauptlehre knüpfte.

Aus formellen Gründen erschien jedoch eine theilweise Umarbeitung und Zusammenziehung der Preisschrift, wobei der Schwerpunkt nunmehr ganz in die kritisch-dogmengeschichtliche Behandlung gelegt werden sollte, erwünscht. Eine solche Umarbeitung wurde dem Herrn Verfasser anheim gegeben, wobei er zugleich gewisse sachliche und literarische Lücken ausfüllen mochte.

Herr E. Berens hat sich dieser Aufgabe nach dem Abschluss seiner Universitätsstudien während eines längeren Aufenthalts in Göttingen mit gutem Erfolge unterzogen. Sein neues Manuscript, das wir allerdings noch mehr zusammengedrängt gewünscht hätten, ist nachstehend zum Abdruck gelangt.

Für seine Schrift trägt der Herr Verfasser natürlich selbst die Verantwortung. Ich glaube indessen als derjenige, welcher die Arbeit anregte und für Prämiirung und Druck empfahl, hier auch aussprechen zu dürfen, dass ich mit den Hauptergebnissen der Berens'schen Schrift völlig einverstanden

den bin. Diese Ergebnisse sind, speciell der viel erörterten Liebig'schen Bodenerschöpfungsfrage und allgemein den Angriffen Carey's, Bastiats und ihrer Anhänger gegenüber, in allem Wesentlichen die Festhaltung, daneben aber auch die vorsichtiger Formulirung der Ricardo'schen Grundrententheorie. Bekanntlich ein Resultat, zu welchem auch Roscher gelangt ist (s. die Vorrede zur fünften Auflage seines Systems B. 1). Es findet in der gegenwärtigen Schrift seine eingehende, wie ich glaube sachlich recht gelungene Begründung, freilich in einer zwar meistens correcten und oft prägnanten, aber auch im Ganzen schweren Schreibweise, welche man der Erstlingsarbeit des Herrn Verfassers über ein sehr schwieriges Thema zu Gute halten möge. \*)

\*) Es sei noch bemerkt, dass der gegenwärtig in London in einem Geschäftshaus thätige Herr Verfasser den Druck nicht persönlich überwachen konnte, woraus sich einige Mängel der Correctur und Unsicherheiten in Betreff der Citate erklären.

**Prof. Dr. Adolph Wagner.**

Dorpat, im Juni 1868.

# Vorrede.

Obgleich meine Arbeit jetzt einen anderen Namen führt als die von mir verfasste Preisschrift „zur Würdigung der Bastiat-Carey'schen Kritik der Ricardo-Thünen'schen Grundrententheorie“, so ist ihre jetzige Gestalt doch von der früheren nicht sehr verschieden, vielmehr sind beide Schriften nach Anlage und Ausführung in Uebereinstimmung. In der That ich habe mich nur darauf beschränkt, einerseits zu streichen und andererseits zu ergänzen. Denn — Einschränkung des Umfanges und Beachtung der Autoren, deren Werke mir früher nicht zugänglich waren, — dies allein konnte jetzt meine Aufgabe sein, da eben der literärgeschichtliche Weg schon in der Preisschrift eingeschlagen war, jedenfalls aber doch diese selbst und keine andere veröffentlicht werden sollte

So ist als wirklich bedeutende Modification nur die Weglassung desjenigen Abschnittes anzusehen, der „die statistische Seite der Frage“ besonders zu berücksichtigen hatte. Der Beweggrund dazu war derselbe, der mich auch von vornherein gerade für die genannte Behandlung des Thema's bestimmt hatte, bloss dass er nunmehr noch durch die Erwägung verstärkt ward, dass die Zahlen lieber erst dann in's Feld geführt werden sollen, wenn sie alle genau gesichtet und geprüft und in Reihe und Glied aufgestellt sind, —

d. h., wenn sie ohne jeden Streich bloss durch ihr Erscheinen siegen. Ganz dieses Ziel zu erreichen halte allerdings auch ich für unmöglich, um sich aber demselben so weit zu nähern, dass man ungefähr des gleichen Erfolges sicher ist, bedürfte man unendlich mehr Zeit, als ich für's Erste wenigstens darauf zu verwenden hatte. Dass dies eine dankenswerthe Mühe ist, davon bin ich überzeugt, da selbst die äusserst spärlichen Angaben, auf die ich Rücksicht nehmen konnte und auch zum Theil im vorliegenden Versuche (s. Anhang) ganz kurz verwiesen habe, nicht wenig zur Erhärtung meiner Ansichten beizutragen vermochten. Aber, wie gesagt, der statistische Apparat muss lieber vollständig sein — einzelne Daten führen leicht alle Parteien an!

Dass ich etwa zum Ersatz dieses Ausfalles mir auf der anderen Seite in der Besprechung der Schriftsteller gar keine Lücke zu Schulden kommen lasse, darf ich leider nicht einmal hoffen. Ich weiss vielmehr, dass noch mehrere Werke, Brochüren und Aufsätze, so namentlich auch das reichhaltige Material im Journal des Écon. T. X und XI, XVII und XVIII, XXX—XXXVI zu beachten gewesen wären. Meinem Erachten nach habe ich jedoch wirklich nur zu bedauern, dass mir weder in Rodbertus'-Jagetzow „soziale Briefe“ noch in Sargant's „Science of social opulence“ ein Einblick verstattet war. Sonst tröste ich mich damit, dass es wohl an einer Kenntniss nicht so sehr der Bücher, als der verschiedenen Ansichten gelegen ist. So weit aber diese nur irgendwie selbstständig erscheinen, sind sie in meiner Arbeit und zwar, — ich wage es zu behaupten, — ohne alle Rücksicht auf Nationalität und Partei vorgeführt und erörtert worden. Auch ich für meinen Theil bitte daher nur um dasselbe: um keine Nachsicht, sondern bloss um Gerechtigkeit! Diejenigen, welche in die Polemik über

die Grundrente eingeweiht sind, werden, gleichviel an welches Stadium derselben sie gerade denken mögen, diese meine Bitte für nichts weniger als bescheiden halten. Sie besagt hier sehr viel, wo die Objectivität der Wissenschaft so wenig auch die ihrer Jünger ist.

Endlich bemerke ich noch, dass mir ein erwünschter Leitfaden bei der Umarbeitung das schriftliche Referat des Hrn. Prof. A. Wagner war, für dessen überhaupt so anregenden Einfluss ich hier und zwar um so lieber öffentlich meinen Dank aussprechen möchte, als ich weiss, dass ich damit zugleich dem Wunsche vieler meiner Studiengenossen nachkomme.

**Eduard Berens.**

Göttingen im December 1867.

# Einleitung.

Zweierlei war zu der befriedigenden Lösung jener gestellten Aufgabe nothwendig: 1) die Kenntniss und Prüfung der verschiedenen Ansichten über die Grundrente und 2) eine genaue statistische Ermittlung der hineinschlagenden Thatsachen. Denn erst, wenn die letzteren ihre Bestätigung nicht versagen und die Deduction die Controle einer möglichst genauen Induction bestanden hat, kann die Frage das Gewand der Hypothese ablegen und ein über alle Zweifel erhabenes Resultat gewonnen werden.

Allein in dem vorliegenden Falle konnte nur dem ersten dieser Erfordernisse und auch bloss so weit genügt werden, als die literarischen Hülfsmittel der benutzten Bibliotheken, namentlich der zu Dorpat, die erwünschte Auskunft zu geben im Stande waren. Auf dem Gebiete der Statistik aber ist, abgesehen von diesen lokalen und zufälligen Schwierigkeiten, das betreffende Material theils so zerstreut, theils überhaupt noch so mangelhaft, dass bei der gemessenen Zeit das gesteckte Ziel leider aufgegeben werden musste. Dieses Ziel konnte naturgemäss kein anderes, als die statistische Beweisführung sein, dass 1) in der That nach Ausscheidung aller übrigen Einflüsse allein in Folge des Ricardo-Malthusischen Gesetzes die Preise der Nahrungsmittel, vorzüglich die Getreidepreise successive gestiegen, zum mindesten über den Stand hinausgegangen seien, den sie unter einer vorausgesetzt unbedingten Wirkung der zahlreichen Meliorationen eigentlich einnehmen müssten; und dass 2) in Folge derselben einen Ursache sich im Betrage der Grundrenten ein fortschreitender Zuwachs

und eine entsprechende Modification in der Vertheilung des Nationaleinkommens aufweisen lasse. Kann jedoch selbst in unserer zahlenerfüllten Zeit kaum ein Theil der Statistik so wenig befriedigen, als gerade der landwirthschaftliche, so ist es noch viel schwieriger, wenn überhaupt möglich, für die Vergangenheit den für eine derartige historische Entwicklung nothwendigen Apparat sicherer Daten zu beschaffen.

Bei dem fortwährenden Antagonismus zweier Gegner, wie der physischen Natur und des menschlichen Geistes, — denn auf diesen fast trivialen Satz lässt sich füglich die Rentendoctrin zurückführen, — fällt es schwer, die hier für die Urproductionen vorausgesetzte, nur langsam sich bethätigende Uebermacht des Einen a posteriori durch ihre augenscheinlichen Aeusserungen schlagend nachzuweisen. Wirkt dieses eine gegnerische Moment, die physische Natur, unaufhaltsam und beständig nach dem einmal gegebenen Gesetze fort, so entzieht sich das andere seinem Wesen nach jeder Vorausbestimmung und verwehrt das zur exacten Forschung unentbehrliche Mittel des Experiments. Wohl ahnen wir, wo diese beiden Momente in ihrem engen Zusammenhange und der beständigen Wechselwirkung auf einander das menschliche Leben gestalten, — eine Gesetzmässigkeit; dieselbe ist aber um so schwerer dort zu constatiren, wo mehr jenes zweite, das Unbedingtere prävalirt. Erst eine riesenhafte Statistik könnte hier überall zur Hoffnung auf eine Auffindung von Gesetzen berechtigen. Zunächst jedoch stellen sich selbst unserem Zwecke fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, wenn wir dieses schwer controlirbaren geistigen Factors einzelne Aeusserung nach ihrer Entstehung und Tragweite feststellen wollten. Scheidet man auch die höchst wichtigen Einflüsse 1) der Witterung, 2) der Werthschwankungen der edlen Metalle und 3) der marktbestimmenden politischen und zum Theil commerciellen Verhältnisse aus, so bleibt dennoch keine ganz leichte Aufgabe übrig. Will man nämlich die Resultate jener beiden Kräfte genau erkennen, so muss noch die Wirkung jeder Erfindung und Verbesserung nicht nur auf dem Gebiete der Landwirthschaft selbst, sondern auch auf dem aller übrigen mit ihr mehr oder weniger zusammenhängenden Zweige der menschlichen Thätigkeit ermittelt werden.

Nur wenn dies geschehen und nach der Erforschung der Getreidepreise, wie sie nach Ausschluss aller anderen Einflüsse allein den Erfolg jenes Antagonismus, als dessen unmittelbares Ergebniss kennzeichnen, der ganze Process dieses Kampfes durchsichtig und klar zu Tage liegt und der Fortschritt der menschlichen Herrschaft deutlich verfolgt werden kann, — nur dann ist etwas Sicheres, etwas Wissen errungen. Aus bekannten und noch später zu erörternden Gründen ist es endlich so gut, wie unausführbar, die Bodenrente im streng Ricardo'schen Sinne von den übrigen Bestandtheilen des gewöhnlich mit diesem Worte bezeichneten Einkommens abzusondern, zumal, wenn man nicht wie St. Mill z. B. zur Inconsequenz geneigt ist, den Zins des ein für allemal angelegten Kapitals mit als Bodenrente zu betrachten.

So anziehend und versprechend auch solche statistische Studien gewesen wären, sah ich mich demnach trotzdem durch obgenannte Hindernisse genöthigt, von ihnen fast gänzlich abzustehen und hauptsächlich auf jene erste Forderung einzugehen, um in der Kenntnissnahme von den verschiedenen Ansichten zu einer möglichst richtigen Deduction eine geeignete Grundlage zu erhalten. Diesen literargeschichtlichen Weg rechtfertigte zudem auch der Umstand, dass die Rentenlehre sich noch lange nicht zur Klarheit eines wissenschaftlichen Grundsatzes crystallisirt hat, vielmehr wegen ihrer umfassenden Bedeutung und Abhängigkeit von anderen Doctrinen mit am spätesten das Stadium der Behauptung, also der Polemik verlassen wird. D'Alembert's Wort enthält entschieden eine Wahrheit: „plus on acquiert de lumières sur un sujet, moins on s'occupe des opinions fausses ou douteuses, qu' il a produites. On ne cherche à savoir ce qu' ont pensé les hommes que faute d'idées fixes et lumineuses, auxquelles on puisse s'arrêter.“ Wir müssten nur heute zu Tage an betreffender Stelle sagen: „que faute de données statistiques, auxquelles on ne puisse rien objecter!“ \*)

---

\*) „On subjects concerning which speculative minds are still divided, a writer does but half his duty by stating his own doctrines, if he does not also examine, and to the best of his ability, judge those of other thinkers.“ J. S. Mill Syst. of Logic. 4 ed. I p. 292.

Wohl steht Ambr. Clément nicht allein da, wenn er von allen anthropologisch - historischen Wissenschaften die National-Oekonomie für die „positivste, vollständigste und fortgeschrittenste erklärt.“ (Einleitung zum Dict. de l'Econ. Pol. p. 14.) Auch Rob. Mohl spendet z. B. in s. Gesch. u. Lit. der Staatswiss. (Bd. 3 p. 303) ähnliches Lob: „Was den Inhalt betrifft, so sind einerseits allerdings die Grundbegriffe der Wirthschaftslehre mit einem staunenswerthen Scharfsinne und mit einer beinahe übertrieben (!) logischen Feinheit und Bestimmtheit nach und nach ausgebildet worden. Schwerlich wird jemals wieder eine wesentliche Umgestaltung bei den Sätzen über die Zahl und Art der Güterquellen, über die eigenthümliche Beschaffenheit der Naturkräfte, der menschlichen Arbeit und des Kapitals, über das Zusammenwirken und die gegenseitige Ergänzung derselben, namentlich auch über die Arbeitstheilung, ferner über Preis, Tausch, Arbeitslohn, über die verschiedenen Arten von Renten u. s. w. nöthig und möglich werden. Hier ist die Analyse so scharf, die Auffassung so einfach, die Verbindung so natürlich, das Ganze hat allmählig eine solche beinahe mathematische Bestimmtheit erhalten, dass diese Grundlagen der pol. Oekonomie ohne Zweifel zu den gelungensten Theilen der menschlichen Geistesarbeit gehören.“ (!)

Lernt man aber selbst sowohl die vor - als nach - Smithschen Leistungen kennen, so kann man sich bei aller Anerkennung der grossartigen Mühe der Ansicht nicht erwehren, dass seit diesem Epoche machenden Schriftsteller die Wissenschaft durchaus nicht so viel an „mathematischer Bestimmtheit“ erlangen habe.

Die Frage über die Grundrente, die der vorerwähnte Gelehrte ebenfalls zu den „gelungensten Theilen“ rechnet, wurzelt so weit in den verschiedensten Wissensgebieten und durchflieht so sehr das eigene der Nationalökonomie, dass ihre Lösung auch viele andere beantwortet und das Stadium, in dem sie sich gegenwärtig befindet, auch der Stand eines grossen Theiles der Wissenschaft ist. Die Carey'schen Forschungen sind es gerade, welche und zwar namentlich bezüglich der Rentendoctrin eben so sehr den engen Zusammenhang der Volkswirthschaftslehre mit den grossen Wissenszweigen der Philosophie, Ethik, Anthropolo-

gie, Physik, Chemie und Kulturgeschichte fühlbar machen, als den Beweis liefern, wie selbst bei diesem Haupte der modernsten Schule der entgegengesetzten Absicht zum Trotz vorherrschend nur Vages, eine mathematische Bestimmtheit dagegen kaum zu finden ist. Wenn auch die Möglichkeit einer so heftigen Polemik, wie die gegen Malthus und Ricardo, — Smith hat auch hier das Glück mehr als geschont zu werden, — unwiderlegbar darauf hindeutet, dass die Hauptlehren dieser Märtyrer der Wahrheit vielleicht noch mehr einer leicht fasslichen Beweiskraft der Thatsachen entbehren, so sind diese beiden Autoren in der Schärfe und Klarheit des Raisonnements ihren Gegnern nicht nur ebenbürtig, sondern bis jetzt unerreichbar geblieben.

Dies ist aber der Boden, auf dem allein die Parteien ringen und sich messen können, da bis auf wenige Ausnahmen die Mittel zu dem anderen langsameren, aber überzeugenderen Verfahren der Induction noch unzureichend sind. Wegen des oben bezeichneten Grundes, nämlich der so bedeutsamen Einwirkung des geistigen Factors kann aber die Nationalökonomie es hierin den exacten Wissenschaften überhaupt kaum gleich machen und müssten für sie die Beschaffung des statistischen Materials zum mindesten Generationen übernehmen. Ausgeglichen wird dieser Nachtheil möglicher Weise dadurch, dass bei der noch grösseren gegenseitigen Wechselwirkung und Zusammenhängigkeit der Glieder des wirthschaftlichen Organismus in dessen Wissenschaft der zu einem Schlosse gefundene Schlüssel noch leichter als z. B. in den Naturwissenschaften noch mehrere andere öffnet.

Jedenfalls scheinen, wenn bei der Ueberzeugung, dass jede Wissenschaft einen nothwendigen und naturgemässen Gang nimmt, eine solche Betrachtung nicht müssig ist, jene beiden Koryphäen die Wissenschaft mehr gefördert zu haben, indem sie, des Meisters Plan getreu, einige seiner Ideen in ihrer strengsten Consequenz durchführten, als viele der Epigonen, welche seine „glücklichen Inconsequenzen“ preisend, neue Entwürfe dem Bau zu Grunde zu legen strebten. Nicht Wenige, die Kärner waren, spielten den Meister und der grossartige Dom, zu dem der geniale Schotte den kolossalen Grundstein legte, hat dadurch viele Modificationen und Verzögerungen erleiden müssen, die jedoch sicherlich, wenn auch

in negativer Weise, nicht nur den Weiterbau fördern und verbürgen, sondern auch zur Einheit zurückführen.

Selbst Carey, der doch jene beiden Classiker in ihren Hauptlehren mit am eifrigsten bekämpft, kann ihnen in einer Beziehung, in der man ihm übrigens nicht unbedingt beipflichten kann, die Anerkennung nicht vorenthalten. Bd I, p. 30 der deutschen von L. Adler in München 1863 herausgegebenen Uebersetzung seiner Grundlagen der Socialwissenschaft fordert er nämlich die Methode der Analyse, die a posteriori Methode, ohne die entgegengesetzte auszuschliessen, und erachtet die eine für die unentbehrliche Vorbereitung der anderen, vor Allem aber eine genaue und möglichst umfassende Kenntniss der Thatsachen für nothwendig. Hierauf sagt er nun aber: die Mathematik muss in der Socialwissenschaft angewandt werden und Malthus sowohl als Ricardo werden dafür, dass sie sich diese Methode (Mathematik wie Logik sind ihm Methoden und keine Wissenschaften) angeeignet haben (?), mit Recht zu den ersten Grössen der Nationalökonomie gerechnet. Sie verfielen nur in den Irrthum „bloss eine partielle, überstürzte Vergleichung mit den Thatsachen anzustellen“ und lieferten in Folge dessen der Wahrheit gerade entgegengesetzte Theorien. Ob solch ein Urtheil begründet und zulässig ist, wollen wir hier nicht erörtern, wir verweisen bloss auf den Abschnitt weiter unten, der speciell von Carey und seiner Lehre handelt. Jetzt aber, wo es uns mehr um eine ganz allgemeine Orientirung zu thun ist, muss noch die Bedeutung der Grundrentenlehre in einer Beziehung hervorgehoben werden, welche für die Geschichte derselben eben so charakteristisch als unheilvoll sein sollte.

Es bekundet nämlich einerseits die relativ späte Entfaltung der Volkswirtschaftslehre, andererseits aber der heftige Meinungskampf in ihr und dessen rasche Verbreitung, wie sehr diese Wissenschaft schon als Ganzes mit den nächstliegenden Interessen des Lebens verwoben ist und ihre Probleme für dasselbe bedeutsam sein müssen. Und in der That: sind sie gelöst, so werden sie bei vernünftiger Verwerthung zu unerschütterlichen Pfeilern der Oekonomie und dadurch des gesammten socialen und politischen Zusammenlebens nicht nur des einzelnen Volkes, sondern auch

der Menschheit; ungelöst hingegen sind sie nunmehr immer deutlicher der Kern aller krankhaften Entwicklungsphasen der wirthschaftlichen Organismen. „Selon la manière dont on la cultive, cette science peut être en effet ou la plus dangereuse, ou la plus utile de toutes les études.“ („De la richesse commerciale.“ Préf. p. 3. Genève 1803.) In ähnlichem Sinne nur mit pessimistischer Wendung sagt auch Carey (l. c. Bd I, § 7): „Ferner ist sie (die Socialwissenschaft) unter allen Wissenschaften die einzige (?), welche die Interessen der Menschen, ihre Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile berührt, und deshalb diejenige, für welche es schwer fällt Menschen zu finden, die die Thatsachen nur zu dem Zwecke sammeln, um aus denselben die darin liegende Wissensbereicherung zu schöpfen.“ Ist auch dieses Urtheil für die ganze Disciplin zum mindesten als äusserst schroff zu bezeichnen, so ist es immerhin nicht völlig falsch, denn auf zwei ihrer Hauptstücke findet es fast wörtliche Anwendung. Es sind das eben die Bevölkerungslehre und die mit ihr eng verbundene Rententheorie: die dieselben betreffende Polemik hat allein ihre eigene nicht unbedeutende Literatur, in der die weiteste Divergenz der Ansichten nur noch von der Leidenschaftlichkeit der Angriffe und Vertheidigungen übertroffen wird. Was namentlich die uns besonders interessirende Bodenrente anbetrifft, so ist wahrlich auch Alles, was sich an ihre Existenz knüpft, ja diese selbst Gegenstand langer Fehden und mühsamer Untersuchungen gewesen, und dennoch hat sich keine Einigung der Ansichten einstellen können. „Und dies ist eine um so bedauernswerthere Thatsache, als in der Rentenfrage selbst viele andere Probleme von hohem socialen Interesse verwebt sind und die ihr zu Theil werdenden Lösungen natürlicher Weise eine Tragweite erhalten, welche über die Schranken der wissenschaftlichen Untersuchungen hinausgeht.“ (H. Passy im Dict. de l'E. P.) Uebrigens hängen beide Theorien so eng zusammen, dass fast dasselbe auch vom Bevölkerungsgesetze gilt, ja überhaupt die Geschichte der einen auffallend der der anderen gleicht. Diese ihre Verwandtschaft wirkt sogar gewissermassen auch auf das Geschick ihrer Urheber zurück. Beide haben das gleiche Loos, noch gefährlichere Anhänger, als Gegner zu haben, beide sowohl übermässig gepriesen

und gefeiert, als getadelt, ja geschmäht und verleumdet worden zu sein. Dass hier ähnlich wie auch über List nicht bloss die nüchterne Forschung zu Gericht gesessen hat, ist leider nur zu wahr, wagt es doch Dühring ihr selbst den geringsten Antheil an der Urtheilsfällung abzusprechen! „Auch beruht der ganze Erfolg des berüchtigten Pamphlets auf den Sympathien und Antipathien, die es erregt hat, nicht aber auf seinem wissenschaftlichen Gehalt!“ so weist er wenigstens Malthus ab (p. 183 s. Kritischen Grundlegung der Volksw. Berlin 1866) und scheint seinen Ausspruch mit dem eigenen Beispiel stützen zu wollen. Die Leidenschaft muss hier in der That eine grosse Rolle spielen, sonst wäre die enorme Meinungsverschiedenheit kaum zu erklären. Wie sehr contrastiren z. B. folgende Vota über Ricardo und seine Lehre!

Ld. Brougham: „Mr. Ricardo seemed as if he had dropped from an other planet,“ — und Me. Fonteyraud (Notice sur la vie et les écrits de D. Ric.): „man verstehe es vollkommen, wenn M'Culloch in einem Anfall von Fanatismus für die Person und die Schriften des Autors erklärt hat, dass die Rententheorie nach dem Werke Smith' das wichtigste und originellste sei, was je über pol. Oekonomie veröffentlicht wurde.“

Rossi sagt in Bezug natürlich auf denselben Gegenstand: „cette théorie si neuve et si capitale est la glorie de l'économie pol. moderne et donne l'explication des faits économiques les plus importants et les plus compliqués“ (Cours d'E. P. Brux. 1840. 8e leçon). J. St. Mill nennt (L. I ch. 12 s. Princ.) das der Theorie zu Grunde liegende Bodengesetz: the most important proposition in pol. economy etc., H. Th. Buckle sie selbst gar „den Eckstein“ der genannten Wissenschaft (Hist. of Civ. Vol. I p. 232 rem. 20. Leipzig 1865). Ja auch ein so eifriger Gegner, wie Fontenay, der Ricardo selbst die Ehre eines „Meisters“ verweigern will, kann nicht umhin über ihn zu äussern: „un des Economistes les plus logiciens qu' il y ait eu“ (Du Rev. financier p. 105). U. s. w.

Man höre dagegen etwa die Quarterly Rev. Vol. 36: „On Agriculture and Rent,“ wo die most fashionable, d. h. Ricardo's Rententheorie das „Unkraut“ der pol. Oekonomie genannt und ihr

als verdientes Loos beschieden wird „unter der Last der eigenen Dummheit umzukommen;“ wo von den absurdities published by the members of the Hebrew-Caledonian school upon the subject of rent gesprochen und den Ricardianern „schändliche Böswilligkeit“ untergeschoben wird. Oder auch Vol. 44 Art. 1 derselben Zeitschrift, wo es heisst: in truth, the modern schools of economy, following and improving upon Mr. Ricardo, have created a bugbear (!) out of what they call „the decreasing fertility of soils“ . . . and dressed it with horrors of their own invention etc. etc.

R. Jones, der in der Einleitung zu s. Essay on the distribution of wealth (London 1831) die R. Lehre als ein System von rein hypothetischen Wahrheiten hinstellt, dessen Unverträglichkeit mit dem Bestehenden ein einziger Blick auf die Wirklichkeit aufzudecken hinreiche (cnf. auch Sect. VII).

K. Arnd erklärt sogar unumwunden: die Wissenschaft habe seit A. Smith keine Fortschritte, meist nur Rückschritte gemacht; „der grösste und beklagenswertheste dieser Rückschritte wäre aber durch D. Ricardo erfolgt“ u. s. w. (Die naturgemässe Volksw. 2. Aufl. 1851 p. 493). Man höre ferner noch Carey, wie er sich über das „unheimliche“ System der Nationalökonomie äussert! Kap. 8 § 13 des gen. Werkes: R.'s Lehre verstösst gegen „die Ordnung, das 1ste Gesetz des Himmels;“ die neuere Notionalökonomie „stempelt den Schöpfer zum Pflücker;“ Kap. 19: „wenn R.'s Theorie wahr ist, so ist die Sklaverei durch göttliche Gesetze vorherbestimmt;“ sie führt zur Centralisation, zu Tod und Verderben (passim). Ja noch mehr, Bd. II, Kap. 29 p. 331 spricht er selbst den Verdacht aus: die Ric.-Malthusische Doctrin sei erfunden worden, um die sociale Krankheit als die Folge eines von dem Schöpfer erlassenen Gesetzes darzustellen und so die Classe, die von Appropriation lebt und die Angelegenheiten der Nation leitet, aller Verantwortlichkeit zu entheben!!“ und Bd. III, Kap. 42. 5: R.'s Buch sei das wahre Handbuch des Demagogen, der mit Hülfe von Agrarianismus, von Krieg und Raub, Macht suche u. w. dgl. m. Man höre endlich denselben Fontenay ausrufen: „On croirait que son (R.) système est un pari contre la logique et l'expérience!“

(Rev. fonc. p. 114. enf. p. 57) und schliesslich Dühring (o. c. p. 487): Die Ric. Bodenrentenlehre wird ein Zeugniß bleiben, zu welchen theoretischen Ausgeburten der Parteiinstinkt führen kann!“

Schon diese Aufzählung ist vielleicht ermüdend, aber die Polemik, zu deren Charakteristik sie dienen soll, hat noch viel mehr solcher Urtheile aufzuweisen. Spricht dies einmal für die wissenschaftliche Bedeutung der Rentenfrage, so bezeugt es noch beredter, wie selbst die gefeiertsten Schriftsteller die Objectivität der Wissenschaft nicht zu wahren verstanden; ja dass sie, wenn auch den Gegenstand, jedenfalls nicht die verschiedenen Untersuchungen über denselben nach allen Seiten hin gründlich zu durchdenken sich bemüht haben. Vor Allem aber bezeugt es eben, dass das Privatinteresse von starkem Einfluss auf dieses für dasselbe so wichtige Problem war und noch ist. Der wie aus einer anderen Welt gekommene Geistesheld, einer der schärfsten Denker unter der Nationalökonomie, lehrt aus schändlicher Böswilligkeit eine sich selbst verurtheilende Dummheit, die zu Sklaverei und Tod führen soll! Und diese Dummheit, der beklagenswertheste Rückschritt der Wissenschaft sei nach A. Smith' Werke das wichtigste und originellste, was über pol. Oekonomie je veröffentlicht worden ist! Ist das nicht fürwahr geradezu demüthigend?

Dieses leidige Interesse, die für sie selbst so nachtheilige praktische Bedeutung der Grundrentenlehre machte sich schon gleich anfangs in der Bestimmung der Zeit geltend, wo sie endlich nach langem Schweben in der geistigen Atmosphäre durch R.'s „Geistesfunken niedergeschlagen wurde.“ „Diese Lehre, die zuerst im Jahre 1777 durch einen Dr. James Anderson, einen schottischen Pächter, vorgetragen wurde, blieb damals ganz unbeachtet; ein Umstand, der wohl bemerkt zu werden verdient. Denn ein Menschenalter später, als Malthus und ein anonymes Mitglied der Univ. Oxford (West) mit derselben Theorie hervortraten und R. sie dann vollends ausbildete, wurde sie mit einem Jubel empfangen, wie ihn Erweiterungen der Wissenschaft selten erregen; sie ward nun von den meisten und lautesten Stimmen für eine der wichtigsten Entdeckungen erklärt, die je dem for-

schen Geiste des Menschen gelingen könnten; und theilweise dann auch wieder angegriffen in einer Weise, die da zeigte, dass man mehr gefährdet glaubte, als Smith' Lehrsätze. Schon diese sehr verschiedene Aufnahme, welche dieselbe Theorie erfuhr, deutet darauf hin, dass sich im Innern Englands viel geändert haben musste, seitdem Anderson's Stimme ungehört verhallte; dass die Verhältnisse der verschiedenen Stände zu einander, Macht, Einfluss, Ansprüche eines jeden sich anders gestaltet haben mussten" (Th. Bernhardi: „Versuch einer Kritik der Gründe etc. St. Pet. 1849 § 14). So war es denn auch wirklich schon als natürliche Folge des wirthschaftlichen Verlaufes; die Ereignisse aber während des grossen Krieges und der eingetretene Friede konnten nicht anders als von entscheidender Bedeutsamkeit sein. Der anfangs weniger fühlbare Gegensatz des *monied* und *landed interest* hatte sich allmählig ausgebildet und namentlich in jenen inhaltvollen Jahren so scharf zugespitzt, dass die für beide höchst wichtige Frage die Gemüther heftig aufregen musste.

Wie weit aber jene Leidenschaftlichkeit und Meinungsdivergenz im Laufe der Zeit gediehen ist, beweisen die meist Zeitschriften entnommenen Citate in Carey's gen. Werke Bd. I p. 36, von denen die auffallendsten hier noch als *Curiosa* Platz finden mögen. „Wir glauben, dass sie (R.'s Theorie) mit der Zeit die Oberhand gewinnt und die hauptsächlichste Erklärung des Verfalles der Nationen ist;“ und „Niemand mit Ausnahme einiger unbedeutender Schriftsteller, kümmert sich jetzt um M. Bevölkerungs- und R. Grundrenten - Theorie. Diese Irrthümer können höchstens noch an Universitäten, den eigentlichen Depositorien des Veralteten, einen Platz behaupten.“ So äussern sich der *Lond. Spectator* und der *Lond. Economist*, beide vom 18. Nov. 1854. Die vielsagendste Zukunft und der schmäligste Untergang! — und das an einem Tage, an einem Orte! Wir sind jedoch noch nicht am Ende, folgende Widersprüche sind womöglich noch gewichtiger.

Zum mindesten eigenthümlich ist es nämlich, dass M. Wirth (in s. Vorrede zu der gen. Uebersetzung von Carey's *Socialwiss.* p. IV) Ricardo durch sein System der Landaristokratie, welche durch Prohibitivzölle einen Monopolpreis des Getreides ge-

nossen habe, auf 20—30 Jahre hinaus die Argumente zur Behauptung ihrer bevorrechteten Stellung liefern lässt; dass Carey selbst einer ähnlichen Ansicht ist (S. 14), zugleich aber, wie erwähnt, R.'s Buch das wahre Handbuch des Demagogen nennt; und dass endlich laut Bernhards (l. c. § 9) derselbe vielseitige R. lediglich „für den geldreichen Theil der Bevölkerung — the moneyed interest — in die Schranken tritt.“ So wäre denn das Langersehnte erreicht und eine sociale Lehre aufgestellt worden, in der Aristokratie, Bourgeoisie und Demokratie, alle drei ihr Interesse gewahrt fänden. So wäre das grosse sociale Problem schon vor einem halben Jahrhundert durch des arg verkannten R.'s „System der Missklänge gelöst und Bastiat's Harmonienlehre verspätet und müssig! Und diese Einigung ist die Rententheorie, — denn sie enthält gleich brauchbare Argumente für den Kapitalisten, wie für den Arbeiter und „die Casse, die von Appropriation lebt,“ — und diese Panacee die todbringende Lehre!

Allein wie unvereinbar auch diese drei Auffassungen scheinen, vom engen Gesichtspunkt der drei Parteistellungen sind dennoch alle zulässig. Kann schon das Licht der best accreditirten Wahrheit im Prisma der Subjectivität auf das Mannigfaltigste gebrochen werden, um wie viel deutsamer muss eine beinahe „bankrotte“ Doctrin sein! Wenn darin eine Erklärung zu finden ist, die erst durch die Erörterung der R. Lehre selbst und der gegen sie gerichteten Polemik zur vollen Geltung kommen kann, so wird sie noch dadurch ergänzt, dass R., wenn ich nicht irre, gleich Hegel, die nunmehr verwirklichte Ahnung ausgesprochen hat, als hätten ihn nur wenige verstanden.

Nach allem Gesagten darf es uns endlich nicht wundern und ist nicht schwer zu verstehen, wenn der Demagoge Lassalle (p. 147 s. Bastiat-Schulze v. Del. etc.) „er sei der Chef und die letzte Entwicklung der Bourgeois-Oekonomie“ von demselben Autor aussagt, in dessen Lehre der Bourgeois Bastiat „la propriété c'est le vol“ im Keime erhalten sieht. Darnach hätte jener Recht, indem die letzte Entwicklung der Bourgeois-Oekonomie unvermeidlich in die entgegengesetzten Doctrinen umschlagen müsste. Sind aber, wie gesagt, auch nur wenige Theile

unserer Disciplin bis zu der erstrebten mathematischen Bestimmtheit ergründet und ausgearbeitet worden, — die verschiedenen einseitigen Systeme haben in Smith ihren Abschluss gefunden und es beginnt mit ihm die wahre wissenschaftliche Forschung. Damit ist nicht gesagt, dass nunmehr die Einflüsse der privaten Interessen völlig beseitigt wären und die Wissenschaft denselben keine besonders urvollkommenen und schwachen Seiten darböte: so viel jedoch steht jedenfalls fest, dass sie als solche keinem Stande mehr ausschliesslich dient. In einer anderen allerdings als der historischen Reihenfolge und nicht zur Zeit ihrer thatsächlichen Herrschaft haben Aristokratie und Bourgeoisie Systeme aufweisen können, in denen ihre Präponderanz auch wissenschaftlich begründet schien. Ja noch in späterer Zeit konnte man ein solches für den Arbeiter s. str. in dem Aufschwunge der socialistischen Ideen sehen.

Allein wie diese Hegemonien dadurch, dass sie auf Kosten des Ganzen sich erheben wollten, das Gegentheil erreichen und stets die Reaction hervorrufen mussten, so konnte auch dem Mercantilismus sowohl, als dem Physiocratismus, als auch dem Socialismus bloss eine vorübergehende Anerkennung werden. Sich in ihren äussersten Consequenzen selbst aufhebend sind alle drei in der Nationalökonomie vermittelt, die, wie schon der Name besagt, den gesammten Organismus umschliesst und keinem Gliede desselben eine grössere Bedeutung, eine bevorzugtere Stellung einräumen will. Ueber die Volkswirtschaftslehre hinaus gibt es daher keine Entwicklung mehr, in ihren Grenzen hingegen kein complicirteres Problem, das nicht noch mühsamer und vielversprechender Forschungen harret. Wie die Herrschaft der Arbeit (selbstverständlich nicht bloss der physischen, sondern der Arbeit überhaupt), die gerechteste und vorurtheilfreieste ist, so hat auch die wissenschaftliche Verherrlichung der Arbeit, die Nationalökonomie das allein begründete Anrecht auf ein dauerndes Bestehen und eine reiche, lebendige Entwicklung. Auch können wir daher in dieser Frage nur einer entgegengesetzten Ansicht, wie R. Mohl, sein, da er gerade umgekehrt (l. c. S. 5) die meisten Theile der Disciplin für vollendet, ihre jetzige Gestalt hingegen als Ganzes, bloss für die Hülle einer Entwicklungsphase hält.

Wenn die gesammte Wissenschaft solche Stadien durchgemacht hat, so wäre es interessant zu verfolgen, ob sich auch bei einer einzelnen, aber wichtigen Frage, wie die der Grundrente, dieselben Einflüsse in ähnlichen Nüancirungen der Bearbeitung geäußert haben. Die dafür sprechende Vermuthung findet sich auch wirklich hinsichtlich des Physiokratismus unverzüglich und unverkennbar bestätigt, da Nichts anderes, als der product net, die Grundrente, wenn auch eben nicht im R. Sinne, Stern und Kern seines Systems war. Für die mercantilistische Schule aber scheint die gewünschte Auskunft durch den Mangel an betreffenden Erörterungen versagt zu sein. Allein es ist vielleicht gerade diese Vernachlässigung bedeutsam, welche eben zeigt, wie unter einer einseitigen Richtung der Wissenschaft, die einzelne Doctrin, die einzelne Erscheinung, selbst völlig unberücksichtigt bleiben kann. Dass der Socialismus die Grundrentenlehre auf seine Weise gedeutet und ausgebeutet hat, ist bekannt. Die Folge davon verspüren wir noch jetzt in der mächtigen Reaction, gegen die wir, als eine Einseitigkeit, ankämpfen wollen. Denn, dass die Nationalökonomie allein und zwar bald nach ihrer Begründung dem genannten Gegenstande gerecht geworden ist — das zu zeigen, soll uns die liebste Hauptaufgabe sein.

Ehe wir uns aber derselben auch nur nähern können, glauben wir noch gleich hier in der Einleitung einen Lehrsatz besprechen zu müssen, welcher in der vorzuführenden Dogmengeschichte bis jetzt die höchste Bedeutung behauptet. Wir erreichen damit Zweierlei. Durch diese Erörterung wird nämlich einerseits unser eigener Standpunkt wenigstens so weit characterisirt, dass wir im Uebrigen einfach auf die kritische Seite der vorliegenden Arbeit verweisen dürfen; andererseits aber der einzige Leitfaden angedeutet, an welchem man sich aus diesem Labyrinth von entgegengesetzten Ansichten und Widersprüchen, das wir betreten wollen, wieder herausfinden kann. Die lange Verkenning dieses Lehrsatzes und seiner durchgehenden Gültigkeit hat den Durchbruch der Wahrheit um Vieles aufgehalten; dessen reactionäre Betonung, die nicht einmal die scheinbare Aus-

nahme zulässt, eine heftige Polemik, ja es ist nicht zu viel gesagt, ein ganzes System in's Leben gerufen. Von Hobbes und Petty vorbereitet, von Locke mit grosser Entschiedenheit betont, von A. Smith bereits zu dem Grundstein seines Lehrgebäudes, somit der Nationalökonomie erhoben, — ist er zuerst durch Ricardo auch in dem Hauptstücke derselben zur Herrschaft gelangt, das bis dahin sich selbst unter der Behandlung jenes unseres Altmeisters widerspenstig gezeigt hatte.

Nur die Arbeit erzeugt Werth, das sind die wenigen Worte, die so verhängnissvoll sein sollten, — die trotz oder gerade wegen ihrer Einfachheit viel vergebliche Mühe, viel verschwendeten Scharfsinn gekostet haben. Nunmehr sind sie auch für die Volkswirthschaftslehre die Hauptstütze, als welche sie von jeher dem ganzen, auf dem Eigenthum beruhenden, gesellschaftlichen Organismus gegolten haben müssen. Dieses gewichtige Axiom ist auch der neutrale Boden, auf dem wir Ricardo's neueste Gegner als Freunde begrüßen und wir bedauern nur, dass sich namentlich eines Bastiat's beredte Feder aus Missverständniss die müssige Aufgabe stellte dieses Axiom gerade gegen dessen besten Verfechter in Schutz zu nehmen. Denn man denke nur der Ideenfülle und consequenten Systematik, die in der Bearbeitung Ricardo's und seiner Anhänger eben jenen wenigen Worten entwachsen sind. Denselben ihre volle Bedeutung gesichert zu haben ist das Verdienst dieses Denkers. Er ward aber angegriffen, als hätte er sie nicht nur angezweifelt, sondern bekämpft und die Lehre, die er mit am meisten gefördert hat, musste der Anlass zu seiner Verspottung, als deren Gegner sein!

„Die Natur naturirt oder zeugt bloss, der Mensch producirt d. h. erzeugt Werthe,“ — diese wohl allgemein anerkannte Wahrheit liegt unserer ganzen Abhandlung zu Grunde und wird für die Kritik in derselben häufig in Anspruch genommen werden.

Wir gehen also allenthalben davon aus, dass, abgesehen von dem immerhin mehr oder weniger damit zusammenhängenden Seltenheitswerthe, nur des Menschen Arbeit den (Tausch-) Werth schaffen und — es ist bloss eine Consequenz — bestimmen kann. Denn trotz mancher abweichenden Doctrin und

selbst Hermann's Kritik in seinen staatswirthschaftlichen Untersuchungen (p. 131 flg. und in dem Abschnitt vom Gewinn) scheint uns dennoch auch in letzterer Hinsicht Ricardo's Ansicht die einzig richtige zu sein. Es kann aber auf die Dauer, welche allein die Wellenbewegung der mannigfaltigen concreten Werthbestimmungen zum massgebenden Niveau ausgleicht, nur „A gegen A“ ausgetauscht werden, da auch die übrigen Werthelemente, die Kapitalnutzungen, jedenfalls auf der Arbeit beruhen, vermittelte Arbeit sind und, wenn der Tausch gerecht sein soll, auch in veränderten Werthverhältnissen einander compensiren müssen. Natürlich muss hier, um die blossen Elemente zu erfassen, abstrahirt werden. Es ist z. B. selbstverständlich, dass hier nicht, wie mitunter erwiedert wird, von der zeitlosen und verfehlten, sondern von der Arbeit die Rede ist, wie sie Lassalle definirt: von „der allgemeinen, gesellschaftlichen Arbeitszeit“ (Kapital und Arbeit p. 148 f.). Der Tausch ist aber überhaupt für den Werth von so wesentlicher Bedeutung, dass dieser nur in jenem, in dem Vergleiche sich ausweisen kann. Daher setzte auch die Klammer vorhin Werth für (Tausch-)Werth, denn der Grad der Nützlichkeit, der Gebrauchswerth ist zwar die nothwendige und oft eclatant hervortretende Voraussetzung dieses letzteren, pflegt aber mit demselben fast diametral auseinanderzugehen und das ist ein Beweis dafür, wie wenig er an sich allein und unvermittelt in der öffentlichen Oekonomie, der Oekonomie des Verkehrs eine Rolle zu spielen vermag. Weit entfernt jedoch desswegen nur in der Summe der Tauschwerthe den Wohlstand einer Nation zu sehen, scheint es mir vielmehr ein Unrecht zu sein, wenn bei der Abwägung desselben oft solche Naturverhältnisse unberücksichtigt bleiben, deren besondere Gunst einem ganzen Volke eine Art Rente im grössten Massstabe sichern kann. Es sind dies aber freie Gaben, für die das Princip der Gemeinschaft ebenso allein und allgemein gilt, wie das des Privateigenthums für die Producte, d. h. solche Gaben, die durch den Connex mit irgend welcher Arbeit nicht mehr frei, sondern an eine Persönlichkeit gebunden sind.

Das Product ist eben nur als Resultat (wenigstens) zweier Factoren denkbar: die Natur ohne Arbeit liefert an sich werth-

lose Stoffe von verschiedenster Combination; die menschliche Arbeit aber ist ohne Stoff nicht zu vergegenständlichen und nur die Vereinigung beider erzeugt daher das Product. Diesen Grundsatz haben, so klar er ist, sehr viele der gefeiertsten Autoren, auch mitunter solche ausser Acht gelassen, welche ihn selbst vorgegestellt hatten und sonst auf das consequenteste durchführten. Die Belege hierfür werden nicht ausbleiben. Andererseits reicht aber auch die Anerkennung des richtigen Princip, wie oben angedeutet, recht weit hinauf und entlockt sie selbst Quesnay die Worte: „Les revenus sont le produit des terres et des hommes. Sans le travail des hommes les terres n'ont aucune valeur“ (Grains p. 276. Collect. d. princ. Écon.) Die Nichtbeachtung oder nicht genug folgereehte Durchführung dieser Wahrheit hat viel zur Verwirrung auch der Ansichten über die Rente beigetragen, indem man nicht hinreichend auf die Bedeutung des Begriffes „Production“ als der Werthschaffung einer — und der Stoffgewährung andererseits bedacht war.

1) Lange hat man schon diese letztere allein für die wahre Production gehalten und diese kindliche Anschauung beeinflusste andauernd selbst die hellsten Köpfe. Es wurde verkannt, dass an sich die grössere oder geringere Unterstützung der Natur nicht dem einzelnen Producenten und auch nicht dem einzelnen Erwerbszweige, sondern nur dem Ganzen zu Gute kommen kann. Denn was ausgetauscht wird, sind gerechterweise nur gleiche Arbeitsquanta und ein etwa der natürlichen Freigebigkeit zugeschriebener Ueberschuss über das eigene Bedürfniss ist ein Unding, wenn er als solcher keinen Werth haben kann. Je grösser nämlich das Productenquantum ist, das die gleiche Arbeit in der einen Verwendung hervorbringt, desto geringer muss dessen Werth im Vergleiche zu jedem anderen sein, wo, um das gleiche Quantum zu erhalten, der werthschaffende Factor in demselben Maasse, als der andere kleiner ist, bedeutender sein muss. Die blosses Quantität hat demnach Nichts zu besagen, sondern es kommt auf das Verhältniss an, in dem Arbeit und Natur zu ihrer Herstellung mitgewirkt haben, so dass in so weit selbst eine grössere Mitwirkung der letzteren in der Urproduction nimmer eine Rente begründen könnte. Die Natur, und darin haben eben auch die

neuesten Theoretiker der Rentenlehre Recht, wirkt und darf nur unentgeltlich wirken; was, sei es mittelbar im Gewinn oder unmittelbar im Lohne, gelohnt und bezahlt wird, ist ausschliesslich Arbeit. Das ist die Regel, ja das Gesetz und gegen dasselbe hat nicht nur, mit Ausnahmen, wie etwa Canard, vorzüglich aber (West und) Anderson, die ganze Nationalökonomie vor Ricardo verstossen, sondern selbst in unseren Tagen mancher Schriftsteller gefehlt, der jene beiden Hauptelemente der Begriffe: „Product, Production“ nicht scharf genug auseinander zu halten verstand. Noch Passy lässt sich z. B. in seiner Abhandlung über die Grundrente im Dict. de l'É. P. eine auffallende Inconsequenz zu Schulden kommen, die anders kaum zu erklären wäre. Legt er nämlich gleich im Beginne des genannten Artikels allein der Anstrengung der Besitznahme die Fähigkeit bei, den Gaben des Bodens einen Werth verleihen zu können, so schreibt er dennoch weiterhin die Rente „dieser natürlichen Fruchtbarkeit der Erde zu, die von Anfang an ihre Bewohner in Stand gesetzt habe Subsistenzmittel aufzufinden, die nicht gänzlich die Frucht ihrer Arbeit waren!“ Als ob überhaupt ein Gut genannt werden kann, das gänzlich „die Frucht menschlicher Arbeit“ ist? und als ob der Erfolg dieser letzteren eine bestimmte Grösse ist und die Industrie eine nicht noch bedeutendere Rente abwirft, wenn man unter solcher überhaupt die Mitwirkung der Natur verstehen will? Ja, er bekennt ferner ganz unumwunden, gleich Smith den Ursprung der Rente aus „dem Vorhandensein von natürlich productiven Kräften oder Eigenschaften im Boden selbst“ (!) herzuleiten und verfällt fast gänzlich dem physiokratischen Vorurtheile. Das hindert ihn aber nicht wieder auszurufen: „wohl Niemand wird behaupten, dass ein von der Natur gebotenes Ding ohne Arbeit irgend einen Werth haben könne.“ Allerdings fügt er hinzu: „aber wenn der Boden auch keine an und für sich mit Werth versehene Dinge schafft, so schafft er doch solche, die einen Werth erhalten können und, wo er solche in Ueberschuss schafft, giebt es einen Ueberschuss über die Kosten der ihnen Werth verleihenden Arbeit.“ Allein er übersieht hierbei offenbar, dass die Erzeugnisse des Bodens durchaus keine Ausnahme machen, sondern wie alle Gaben der Natur d. h. alle Stoffe, in welcher natürlichen Ver-

bindung und Gestalt sie auch sein mögen, nur durch die menschliche Arbeit dem Gebiete der blossen Natürlichkeit entrückt und als Tauschwerthe den Gesetzen der socialen Welt unterworfen werden und dass dieser Process der wahren Production im volkwirtschaftlichen Sinne erst durch die Distribution den anderen Begriff der Erwerbskosten zur Geltung kommen lässt. Allein nur die Verschiedenheit dieser letzteren kann bei gleichem, in dem Vergleich mit der sonst erforderlichen Arbeit begründeten und auf dem Gesetz von Angebot und Nachfrage beruhenden Preise aus dem Ertrage die Rente ausscheiden. Passy dagegen fasst diese letztere in einem ganz anderen Sinne auf: eine zu Nichts führende Willkür, die aber in der Polemik über diesen Gegenstand häufig anzutreffen ist und dieselbe nicht selten zu einem blossen Wortstreit erniedrigte, wozu dann noch der unpräcise Gebrauch mancher Bezeichnung und daraus erwachsende Missverständnisse das Ihrige beitragen \*).

2) Jetzt dagegen betont man mit solcher Entschiedenheit den anderen Factor: die Werthschaffung, dass man selbst die einfache Consequenz leugnen möchte, dass, wenn die Natur bei der Production überhaupt mitwirkt, sie bei ihrer Mannigfaltigkeit auch in einem und demselben Wirthschaftszweige verschieden mitwirken kann. Man möchte, sagen wir, das leugnen, — denn sobald nur eine Naturkraft in ihren Wirkungen, in dem Nutzen, den sie gewährt, nicht allenthalben gleich zugänglich oder etwelchen Variationen unterworfen ist, so macht sie sich nicht mehr allein in der Production, sondern auch in der Distribution geltend. Wir erhalten alsdann eine ausserhalb des Menschen begründete Ungleichheit der Produktionskosten, die bei der nothwendigen Einheit des Preises die Ungleichheit der Erträge zur evidenten Folge hat. Dies zeigt sich eben nirgends deutlicher als im Ackerbau, wo einerseits der an sich gleiche Process der Stoffverwandlung durch die Zusammensetzung des Bodens, die horizontale und ver-

---

\*) Francesco Fuoco's entschiedener Ausspruch: „tirando una gran linea di demarcazione tra la potenza di creare, e quella di produrre, si discerne ciò ch'è appartiene all' Economia.“ (Saggio l. c. I) weist kurz und treffend diese unter 1) hervorgehobene Einseitigkeit zurück.

tikale Lage desselben, und die klimatischen Verhältnisse aufs vielfältigste modificirt wird und andererseits die Entfernung von einer um so grösseren Bedeutung ist, als der Werth der Roh-erzeugnisse vor ihrer Last am meisten zurücktritt. Hierin und in nichts anderem ist auch die Erklärung zu suchen, warum gerade in diesem Erwerbszweige der Glaube an eine Productivität der Natur aufkommen und „das Grundeigenthum den ersten Stoss erleiden“ musste. Denn es lässt sich schwerlich aufrecht erhalten, „dass sich die Naturkräfte im Ackerbau auf eine viel eclatantere Weise als in der Industrie manifestiren“ (Bastiat), wenn nicht das Eclatante und Auffallende darin gesehen wird, dass sie in solchem Maasse, wie dort, wohl nirgends anders auch auf die Vertheilung einzuwirken pflegen. Das ist der Grund, wesswegen die Bodenrente zu einem Gegenstande besonderer Beachtung wurde und es nicht im mindesten eine Forderung der Logik ist, dass man auch den Zins als einen Entgelt für die Intervention der Naturfactoren hinstellen musste. Diese wirken und können dem Princip nach nur umsonst wirken, es ist jedoch nicht ohne jegliche Veranlassung, dass so viele und darunter so namhafte Theoretiker dem Irrthum einer entgegengesetzten Ansicht nicht zu entgehen vermochten. Ricardo widerlegte diese letztere, entschuldigte aber ihre Bekenner, indem er das Factum, auf das sie sich stützten, nicht leugnete, sondern nur in einer Weise deutete, dass jener Grundsatz: die Arbeit allein schafft Werth, — nicht verletzt wurde. Er bleibt Gesetz, aber gleich wie für alle übrigen volkswirtschaftlichen Gesetze, die wir durch Abstraction erhalten, findet sich auch für ihn eine Erscheinung, die erst durch eine genaue Auseinandersetzung ihres Ursachencomplexes seinem Bereiche subsumirt werden kann. Diese Erscheinung ist die Rente, vorzüglich die Grundrente, welche somit nur eine scheinbare Ausnahme, in der That aber eine Erhärtung jenes Grundsatzes ist, indem sie bloss auf die so einfache Weise erklärt werden kann, dass bei gleichem Tauschwerthe der Naturfactor an dem einen Angebot einen grösseren Antheil, als an dem anderen hat, der jenen Einen Werth bestimmt. Dieses Angebot repräsentirt aber das zur Herstellung des betreffenden Gutes nothwendige Maximum an Arbeit, das durch den Tauschwerth oder einfach den

Preis desselben gerade gedeckt wird, so dass es immerhin die Arbeit ist, welche diesen letzteren festsetzt und die Mitwirkung der Natur unter den günstigeren Umständen nicht direct, als solche, sondern nur indirect und in so weit Werth erhält, als sie die sonst noch erforderliche menschliche Thätigkeit vertritt und zu ersparen gestattet.

Statt nun aber diese dem Gesetze, wie der Erscheinung, dem Leben, wie der Wissenschaft gerecht werdende Erklärung als richtig anzuerkennen, — fürchtet die moderne Nationalökonomie noch so sehr das alte Gespenst der natürlichen Productivität, dass sie lieber zu den gesuchtesten Deutungen und sinnigsten Erfindungen ihre Zuflucht nimmt, um auch nicht den leisesten Schein einer solchen bestehen zu lassen. Statt die bloss scheinbare Ausnahme zuzugeben und in der angegebenen Weise zu erläutern, stösst man sich an deren mögliche Consequenzen und verschwendet viel Zeit und Mühe auf den Versuch sie lieber ganz zu negiren. Es wird überschen, dass wir es hier sowohl mit einer Frage der Production, als Distribution zu thun haben, indem ja jene in ihrer wesentlichen Bedingung, dem Werthe der Erzeugnisse durchaus nur dem erwähnten Axiom unterworfen bleibt, in dieser aber dessen ungeachtet dadurch, dass die Nachfrage nach manchen Gütern nicht unter lauter gleichen gegebenen Verhältnissen befriedigt werden kann, demjenigen ein Vorthail erwächst, der gerade unter den günstigeren zu dieser Befriedigung beigetragen hat.

Eine hierin liegende Ungerechtigkeit lässt sich von vornherein nicht erkennen; allein es ist eben so unstatthaft ihre Bedeutung bis zu dem Ausspruche: „Le problème du produit-net c'est tout simplement le problème de la Propriété“ (Fontenay, Rev. fonc. p. 3), zu übertreiben, als dann aus Angst vor diesem gefahrvollen Connex auch die letzte Möglichkeit für ihr Vorkommen in Abrede stellen zu wollen. Das Verfahren, welches zu diesem Zwecke eingeschlagen wird, ist mitunter nicht wenig originell. So ist z. B. der einleitende Theil der Fontenay'schen Polemik (l. c. p. 14 flg.) \*) nicht gegen das Wesen der Lehre

\*) Cnf. noch p. 4 u. 11 flg.

von der Rente gerichtet, sondern gegen die Ungerechtigkeit, die in dem Bezuge eines solchen unverdienten Einkommens liegt. Um dieselbe zu heben und somit das Princip des Eigenthums auch hierin unanfechtbar zu machen, wird nun nicht etwa die Rechtfertigung auch eines solchen Ausnahmeverhältnisses versucht, sondern einfach die Existenz selbst desselben d. h. der Rente für eine Ausgeburt der Phantasie erklärt. Hierin soll eben der Ruhm des gepriesenen amerikanisch-französischen Systems bestehen, und denken die Vertreter desselben das schwierige Problem gelöst zu haben, indem sie die Schwierigkeit selbst ausschliessen und leugnen. Die Rente ist Gewinn, somit verdient, wesswegen greift ihr denn das Grundeigenthum an? und ist denn nicht unsere Lehre, die dazu auch nicht den geringsten Anlass geben, nur Zins und Lohn (s. l.) kennen will, viel einfacher und bequemer? Das sind daselbst Grundgedanken und man entscheide selbst, ob sie denen genügen können, die nicht wähen der Gefahr schon entronnen zu sein, wenn sie dieselbe bloss nicht sehen wollen. Lieber irrend Streben, als geschenktes Wissen, urtheilt Lessing, hier heisst es aber: lieber ewig rathlos vor dem Factum irren, als dasselbe muthlos leugnen und sich mit dieser Selbsttäuschung zufrieden geben! Die Natur bietet uns so manches Räthsel, das gegen unsere Vorstellung von der Weisheit ihres Schöpfers zu sprechen scheint. So gewiss aber wir dieselbe auch in diesen Erscheinungen bewundern werden, sobald wir sie nur verstanden haben, so gewiss ist es thöricht diese Erscheinungen um jenes Ressentiments willen einfach in Abrede zu stellen. Das wäre für die Wissenschaft der Tod, wenn sie sich auf solche Weise von dem Quell ihres Lebens, der furchtlosen Forschung blind abwenden würde! Wahrlich mit seinem ganzen Gewicht fällt der Vorwurf, den Bastiat's Schüler den Ricardianern macht, auf ihn selbst und auf seinen Meister zurück, denn, wie könnte man (p. 16) allen den Gegnern des Eigenthums Stillschweigen mit der blossen Behauptung gebieten, dass das Factum, von dem ihre Angriffe ausgegangen sind, ja gar nicht bestehe und sie, dem spanischen Ritter gleich, gegen Windmühlen kämpfen! *Conçoit-on*, ruft hier M. Wolkoff aus, *des écrivains blâmant l'électricité, qui produit des orages, accusant la physique de n'avoir pas d'entrailles, parce qu'elle explique*

froidement l'effet désastreux de la foudre, et invectivant Volta et ses continuateurs; tandis que d'autres écrivains, plus ou moins physiciens eux-mêmes, s'empressent d'accepter le bizarre point de vue de leurs adversaires et entreprenant de prouver que les phénomènes électriques n'ont jamais été désastreux, ou mieux encore, que l'électricité n'existe pas et qu'il faudrait la biffer des traités de physique? Eh bien, ce qui ne se conçoit pas dans d'autres sciences, nous le voyons en économie politique à propos de la rente foncière." (Lectures d'É. P. p. 169.)

Zur allgemeinen Characteristik unseres Gegenstandes ist hier endlich nur noch Folgendes anzuführen.

Es ist nämlich für denselben kein Gemeinplatz, wenn wir darauf hindeuten, dass er, wenn auch minder auffallend, als durch das Privatinteresse, so doch im Wesen vielleicht noch mehr durch die ganz im Allgemeinen sog. „Zeit“ und ihre Anschauung beeinflusst worden ist. Denn aus dem gleichen Grunde, wie für die Geschichte der Bevölkerungslehre mussten auch für die der Grundrentenlehre die jedesmaligen Phasen jenes grossen Entwicklungskampfes von nicht zu verkennender Bedeutung sein. Eine gewisse zeitweilige Lähmung des menschlichen Geistes hat schon manches Mal den Antagonismus der Natur zu der Schreckensgestalt einer Uebervölkerung ausmalen lassen; dessen energischer Aufschwung ist aber im Gegentheile geneigt denselben womöglich ganz in's Reich der Phantasie zu bannen. Je nach dem trägeren oder rascheren Fortschritte der „Civilisation“ hat man die der Menschheit von der Natur gezogene Schranke bald in unheimlicher Nähe, bald in undenkbarer Ferne gewähnt und tragen dem entsprechend auch die Schriften verschiedener Perioden bald ein pessimistisches, bald ein optimistisches Gepräge. Die Gegenwart z. B. ist wohl dazu angethan, um einen Siegestaumel hervorzurufen, da sie ja insgesamt wie ein grosser Triumph erscheint und da glauben wir denn auch, dass dieser Einfluss an der modernen Nationalökonomie kaum zu verkennen ist. Manches in ihr mag allerdings der Jugend ihres vorzüglichen Vaterlandes zugeschrieben werden, aber es ist immerhin bezeichnend,

dass sie selbst in dem alten Europa nicht wenige zu ihrem überstürzten Gedankenfluge hat fortreissen können.

Hier jedoch erhob ein Liebig seine warnende Stimme und wies durch seine Forschungen nach, wie bestimmbar jene Schranke ist und wie lange Zeit hindurch wir uns unbewusst derselben stetig genähert haben. Freilich hat er, vielleicht um seinen Ruf wirksamer zu machen, die Gefahr zu drohend dargestellt und im Gegensatze zu Carey so sehr die Gewalt des Naturgesetzes hervorgehoben, dass er von ihr allein Entstehen und Vergehen der Staaten und Völker abhängen lässt \*). Allein Dank ihm, Dank den Errungenschaften der exacten Naturforschung überhaupt, haben wir jetzt dort, wo wir uns früher nur auf eine richtige Beobachtung stützten, eine wissenschaftlich ergründete Wahrheit zum Standpunkt. Nunmehr ist das sog. Bodengesetz bestätigt und zum Theil ersetzt durch die Lehre von der Bodenerschöpfung, welche auch sonst die Grundrententheorie wesentlich erläutert und in Einigem, aber ohne Eintrag für das Ganze, berichtigt hat. Nunmehr ist erst eine wissenschaftlichere Begründung sowohl der Malthus'schen als auch der Ricardo'schen Doctrin ermöglicht und der Scharfsinn dieser Denker daran zu bemessen, dass ihre, der eigentlich wissenschaftlichen Erkenntniss vorausgegriffenen, so umfassenden Gedanken von dieser letzteren für richtig befunden werden.

Einige Autoren sind allerdings wenigstens hinsichtlich R.'s gerade der entgegengesetzten Ansicht, indem sie ihn durch denselben Liebig für „endgültig widerlegt“ erklären, und es wäre dies schwerlich zu verstehen, wenn sie dabei den Geist der Grundrentenlehre gehörig berücksichtigt hätten. So halten sie aber nur an dem Buchstaben, an jener doppelt unglücklichen Definition fest, die Ricardo, freilich fast zum Beginne seiner Erörterung über die Rente gegeben hat. „Die Rente ist der Theil des Bodenerzeugnisses, den man dem Grundeigenthümer für das Recht zahlt die productiven und unerschöpflichen Kräfte des Bodens zu benutzen.“ (Principes. Ch. II. 39 in der Coll. d. princ. Écon.) So lautet

---

\*) Cnf. J. Conrad „Liebig's Ansicht von der Bodenerschöpfung“. Jena 1864 u. Hildebrand's Jahrb. f. Nat.-Ökon. u. Stat. 2. Bd. 1864 p. 123—136.

diese bekannte Definition, die selbst von den Anhängern mit einer Vorliebe angeführt wird, als wäre sie die einzige, die von dem Meister stammt. Und doch ist keine andere, als gerade diese so sehr den Missverständnissen und Missdeutungen ausgesetzt, wenn sie aus dem Zusammenhange herausgerissen und bloss nach ihrem Wortlaut beurtheilt wird. Die Worte „productiv“ und nunmehr auch „unerschöpflich“ scheinen wie bestimmt für die Gegner zu sein, welche jenen einen Satz an sich schon für die ganze Theorie halten. Aber hat nicht selbst ein Hoffmann (J. G.) dieser letzteren entgegengehalten, dass das gelobte Land jetzt eine Einöde sei?! (Ü. d. v. Natur und Bestimmung d. Renten etc.)

„Die Beweise, die man sucht, muss man nicht für, sondern gegen seine eigenen Gedanken richten!“ — ruff Liebig den Stickstofftheoretikern zu (Th. u. Praxis p. 122) und eine solche Objectivität thut wahrlich noch mehr einem Streite noth, wo bei der unzureichenden wissenschaftlichen Grundlage die Parteileidenschaft so weiten Spielraum hatte. Das genaue und gewissenhafte Eingehen aber auf den wahren Inhalt der fremden Ansichten ist eine der ersten Bedingungen jeder vernünftigen Polemik; eine andere ist der präzise Ausdruck und mögliche Bestimmtheit der eigenen. Denn es lässt sich weder gegen missverständene Gegner, noch mit blossen Zweifeln, Behauptungen und Berufungen erfolgreich streiten. Es müssen vielmehr die Behauptungen auf streng logischer Deduction, die Berufungen auf nicht bloss einzelnen und ungenau, sondern genau constatirten allgemeinen That-sachen oder wissenschaftlichen Grundsätzen beruhen, die Zweifel aber sich zu entschiedenen Aeusserungen verschärfen. Diesen Erfordernissen wird aber in dem vorzuführenden Meinungskampfe weder am Beginn, noch in seinem jetzigen Stadium gehörig Rechnung getragen, und die meisten der Betheiligten, bis auf Fontenay und Dühning herab, haben es erkannt und getadelt, ohne es besser zu machen. Es handelt sich eben hier nicht bloss um den guten Willen, sondern auch um die Möglichkeit dem Raisonnement jene erstrebte Bestimmtheit zu verleihen, und diese Möglichkeit ist selbst jetzt nur zum Theile vorhanden. Denn allenthalben ist es durchzufühlen, dass bis zu einer handgreiflichen, namentlich auf statistischer Basis beruhenden Evidenz in der Rentenfrage, bis zu

einer mathematisch genauen Erkenntniss der Rentenverhältnisse (geschweige denn ihrer Geschichte!) noch viele Schritte zu thun übrig bleiben, wenn auch der wahre Weg durch Ricardo gewiesen, durch Liebig um so Vieles erhellt worden ist. Wird er an der Hand einer richtigen Induction, der mühsamsten Riesenstatistik — wenn möglich? — zurückgelegt, so ist das Ziel erreicht, dass dann kein Widerspruch mehr widerlegt zu werden braucht.



# Abschnitt I.

## Aeltere Ansichten über die Grundrente.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts fehlt jedenfalls sowohl ein halbwegs richtiger Begriff der Grundrente als auch eine Einsicht in ihre Entstehung. Das Vorhandensein derselben ist jedoch schon in den ältesten Zeiten, wie es sich z. B. aus Cato's „De re rustica“ cap. 136 \*) ergibt, nothwendiger Weise wahrgenommen und viel später auch ihre äussere, factische Gebundenheit an andere Verhältnisse erkannt worden; so namentlich von den bedeutenden Männern, welche die ältere englische Schule bilden. Diese nehmen aber bekanntlich eine selbständige Stellung ein und obgleich sich in ihren Schriften verschiedene Anklänge an die Doctrin der Mercantilisten und selbst, wiewohl seltener, an die der Oeconomisten aufweisen lassen, so enthalten sie in noch höherem Grade auffallende Keime zu den wichtigsten Gesetzen der Smith'schen Nationalökonomie. Daher ist hier jene Frage über die Einwirkung der Schule auf die einzelne Lehre schwerlich zu beantworten. Dennoch sind ihre Ansichten über die Rente nicht ohne Interesse und wir finden bei ihnen in der That eine meist richtige Wahrnehmung des Connexes unter den wirthschaftlichen Erscheinungen oder auch einen Versuch dieselben zu erklären, in dem aber gewöhnlich das Symptom oder die Folge als

---

\*) „Politionem quo pacto dari oporteat. In agro Casinate et Venafro, in loco bono parti octava corbi dividat, satis bono septima, tertio loco sexta, si granum medio dividet parti quinta. In Venafro ager optimus IX parti corbi dividat“ etc.

Ursache figurirt. So wird nicht selten auch die Grundrente, aber nur als Bestandtheil des äusseren Mosaiks des ökonomischen Lebens, in die Untersuchungen mit aufgenommen und höchstens in jenem statistischen Sinne, der da nicht nach dem Warum? fragt, behandelt. In den mit ihr zusammenhängenden Fragen kann man ferner gleichfalls mitunter eine logisch direct umgekehrte Beantwortung beobachten. Auch „werden selbst die Theoretiker in der Kindheit ihrer Wissenschaft gar häufig von einzelnen bedeutenden (manchmal jedoch sogar sehr bedingten) Wahrheiten so eingenommen, dass sie alles Andere gleichsam nur durch diese hindurch sehen können.“ (Es sei noch bemerkt, dass wir glauben uns in diesem Abschnitte die Kritik, zumal bei den nächstfolgenden Schriftstellern, zumeist ersparen zu dürfen.)

Har-  
rington.

Gehen wir auf J. Harrington zurück, so hat dieser — nach Roscher's Buch „Zur Gesch. der engl. Volkswirtschaftslehre,“ auf das wir uns als unsere einzige Quelle auch bei einigen der folgenden Autoren ausschliesslich berufen müssen, — abgesehen von dem grossen Gewicht, das er überhaupt auf das Grundeinkommen, die Basis der Staatsgewalt, legt, in vollkommener Klarheit den wechselwirkenden Zusammenhang zwischen der Blüthe der Stadt und der des Landes erkannt. „Jene, die Blüthe der Stadt, vermehre den Absatz der naheliegenden Dörfer, gestatte ihnen, mehr Vieh zu halten, besser zu düngen u. s. w., selbst durch Austrocknungen und Aehnliches den Umfang des urbaren Ackers zu vergrössern.“ Es bewirke also m. a. W. die verstärkte Nachfrage einen intensiven Fortschritt der Landwirthschaft.

Culpe-  
per.

Sr. Th. Culpeper, dessen Erörterungen um ein Resultat, seiner Ansicht nach aber einen Hauptfactor der hohen Kultur, nämlich: die Niedrigkeit des Zinsfusses gruppirt sind, sieht u. A. von dieser letzteren auch den hohen Preis der Grundstücke bedingt und „hebt namentlich hervor, dass es bei einem niedrigen Zinsfusse gewinnbringender sei, den alten Boden zu melioriren, als neuen zu kaufen; ja, dass Entwässerungen, Eindeichungen, irgend kostspielige Düngungen, Spatenkultur u. s. w. ebenso wie Kolonien und gewerbliche Erfindungen, nur unter dieser Voraussetzung möglich sein. Lauter richtige Thatsachen, Schade

nur, dass die Wechselseitigkeit der Beziehung so gut wie völlig übersehen ist.“

Fast auf demselben Standpunkte, wie Culpeper, steht dessen grosser Verehrer Sr. J. Child und ist ihm ein niedriger Zinsfuss „für den Handel, sogar für den Ackerbau, was die Seele für den Körper,“ während, so weit es sich von der Wechselwirkung abstrahiren lässt, in Wirklichkeit der niedrige Zinsfuss eine fortgeschrittene Agrikultur gerade voraussetzt. Dann „bemerkt er sehr wohl den nothwendigen Zusammenhang \*) zwischen Handelsblüthe und hohem Preise der Grundstücke; auch das ist begründet, dass ein nachhaltig hoher Preis der Lebensmittel nur bei reichen Nationen vorkommt, und umgekehrt.“ Child.

Auf einen Versuch, eine Berechnungsart der Grundrente anzugeben, stossen wir bei Sr. W. Petty. Er dient jedoch bloss zum Beweise, dass der politische Arithmetiker weder von dem Bodengesetz, noch von dem mit demselben unzertrennlichen wahren Begriff der Rente eine Ahnung gehabt habe. Weder der Abzug der zumal von ihm so ungenau bestimmten Kosten von dem Rohertrage, noch das andere „elegantere Verfahren“ das Resultat in der Differenz des Quantums Nahrung zu suchen, das einerseits der Preis eines Kalbes und andererseits die Arbeit eines Mannes ergiebt, wenn für diese, wie für die Auffütterung jenes dasselbe Land und dieselbe Zeit vorausgesetzt wird, — keine von beiden Methoden lässt also auch nur im geringsten auf den gesuchten Betrag richtig schliessen. Höchstens kann man hier den keimenden Irrthum der Physiokraten über die Produktivität des Bodens ahnen. Petty unterscheidet wohl ferner die „natural and genuine rent of lands d. h. den Ertrag in Bodenprodukten von dem Geldertrage.“ Aber da ihm der Ertrag als solcher Rente ist, so hat es auch wenig zu bedeuten, wenn ihm die Abhängigkeit dieser letzteren von der Bevölkerung so wenig entgangen ist, dass er die im Verhältniss zur irischen 4 bis 5 mal, zur holländischen aber nur  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{3}$  so hohe Grundrente Englands ganz einfach aus der in Holland 4 bis 5 mal Petty.

---

\*) Land and trade are twins: it cannot be ill with trade, but land will fall, nor ill with land, but trade will feel it. (Preface.)

dichterem, in Irland hingegen 4 bis 5mal schwächeren Bevölkerung erklärt. „Desto schöner ist die Beobachtung, dass mit der Zunahme des Handels- und Gewerbfleißes eine Abnahme der landwirthschaftlichen Arbeiterpopulation verbunden zu sein pflege: wie z. B. die Holländer ihr Getreide und Jungvieh aus Polen und Dänemark beziehen, ihr eigenes Land aber zu Gartenbau, Milchwirthschaft u. s. w. verwenden. Ein solcher Fortschritt, meint der Verfasser, müsse die Grundrente erniedrigen.“

Der selbständige Anhänger der Freihandels - Politik Sr. North. Dudley North glaubt ähnlich, wie auch Locke „zwischen Grundrente und Kapitalzins einen genauen Parallelismus wahrzunehmen,“ während sie in Wahrheit nur in dem Ausgangspunkte zusammentreffen, um dann fortlaufend auseinander zu gehen. „Das sog. Interest ist ihm weiter Nichts, als Rent for stock; der Stocklord entspricht dem Landlord.“ Beider Einkommen weiss er nur aus der Miete zu erklären und leitet eine Nothwendigkeit niedrigerer Grundrente aus der grösseren Sicherheit des vermieteten Gegenstandes ab, insofern das Grundstück nicht gestohlen werden könne!

Locke. Locke ist hierin gleichfalls derselben Ansicht, nur dass er noch für die Sicherheit den Grund hinzufügt, „dass die Grundstücke minder leicht in ihrer Produktivität unterbrochen werden.“ Bei diesem „frühesten grossen Systematiker der Volkswirtschaftslehre“ finden wir aber bei aller Anerkennung der Nothwendigkeit der Appropriation den so inhaltsschweren Grundsatz, dass nur das Erarbeitete Eigenthum wird und in Bezug auf Grund und Boden, dass nur was Jeder bebaute, er sich auch aneignen konnte. Auch hierin klingt im Grunde jenes bereits erörterte Princip von der Arbeit durch, das Locke so ausdrückt: „es ist die Arbeit, welche jeder Sache ihren verschiedenen Werth giebt,“ und welches fortan in der englischen Schule das herrschende bleibt. Es ist daher auch nicht zufällig, wenn das mit ihm in Verbindung stehende Bedingte in Locke's Lehre vom Privateigenthum unwillkürlich an J. St. Mill's Ansichten über den Grundbesitz erinnert. Wie wenig aber der berühmte Philosoph auch nur an die Möglichkeit in abstracto eines Ricardo'schen Gesetzes gedacht hat, ergibt sich unter A. aus seinem auch von

vielen Späteren befolgten Versuche, im Getreide ein taugliches Preismaass zu finden. Man stösst jedoch auch bei ihm auf einige richtige Beobachtungen und Behauptungen, nur dass er selbst gleich allen Uebrigen, die den Begriff der eigentlichen Rente nicht erfasst haben, der jenen zu Grunde liegenden wahren Ideen stets unbewusst ist. So heisst es (Works, 8 ed. Lond. 1777 Vol. II) p. 43: „An infallible sign of your decay of wealth is the falling of rents, and the raising of them would be worth the nation's care, for in that, and not in the falling of interest, lies the true advantage of the landed - man, and with him of the public.“ Doch gleich in diesen wenigen Zeilen zeigt sich wiederum die Erscheinung, dass die Folge Ursache werden soll; nur dass, während früher der niedrige Zinsfuss, nunmehr mit der gleichen reactionären und einer physiokratischen Einseitigkeit die hohe Grundrente für das zunächst dem Gutsbesitzer, aber dadurch auch dem Ganzen heilbringende Mittel ausgegeben wird. An diese Hervorhebung der Wichtigkeit des grundbesitzenden Standes reiht sich dann der unter seinen Ansichten über das Steuerwesen aufgestellte Satz, dass alle Abgaben in einem Lande, dessen Hauptvermögen in Grundstücken besteht, endlich auch grösstentheils von diesen letzteren getragen werden. Von den Fällen aber, die er nach p. 43 aufzählt, wo jenes Symptom des Verfalls eintritt, sind einige, allein auch diese nur bedingt, richtig, wiewohl die Abnahme der Nachfrage, wie z. B., wenn „the markets are supplied with the same commodity cheaper from another place,“ mitunter die Hauptrolle spielt. Andere sind, selbst wenn man auf das Missverständniss der Rente Rücksicht nimmt, so gut als haltlos und beruhen zum Theil auf der Unkenntniss der Gesetze in der Steuer- und Preislehre. Endlich sieht er in der angedeuteten Gleichstellung von Zins und Rente, wo p. 22 von „money“ geradezu ausgesagt wird, dass es in der Gewährung eines Einkommens „die Natur des Bodens“ habe, den einzigen Unterschied darin: „that the land, in its soil being different, as some fertile, some barren, and the products of it very various, both in their sorts, goodness and rent, is not capable of any fixed estimate by its quantity.“ Aus dieser, p. 24 weiter geführten, Parallele müsste man, so meint er, schliessen, dass das Land im Ver-

hältniss zur Nutzung gerade nach dem Zinsfusse verkauft werden sollte. „But the rate of land does not follow the current interest of money.“ Anstatt jedoch wenigstens mit die Rentenverschiedenheit, deren er selbst erwähnt, zu berücksichtigen, glaubt er den erklärenden Grund dafür, dass z. B. „in places, wherein thriving manufactures have erected themselves, land has been observed to sell quicker and for more years purchase than in other places“ allein in dem Verhältniss von Angebot und Nachfrage zu sehen. Weiter geht er nicht.

Temple. Von Sr. W. Temple lässt sich nach dem Gesagten nichts Neues von Belang für unseren Gegenstand anführen und bei Ch. Davenant bestätigt sich nur gleichfalls die vorhin gemachte allgemeine Bemerkung, wenn auch ihm einige zutreffende Wahrnehmungen nicht abzusprechen sind. So betrachtet er hohen Zinsfuss, niedrigen Bodenpreis und Arbeitslohn, verminderte Bevölkerung, Zunahme des unangebauten Landes u. s. w. als Zeichen der nationalen Verarmung. Eigenthümlich klingt im Munde eines Schriftstellers, dessen Erörterungen von der Handelsbilanz, als ihrem Mittelpunkte ausgehen, der hier schon schärfer gefasste Satz: „All taxes whatsoever are in their last resort a charge upon land.“

Uebrigens ist die gleiche Ansicht auch in dem zu derselben eklektischen Richtung gehörigen „Discourse of trade, coyn and paper-credit etc. (anonym), wenn auch in anderen Worten wiederzufinden. Ja es gelten in dieser Schrift die Grundbesitzer in gew. Beziehung für die wichtigste Klasse. Die Betrachtungen über die Bodenrente bieten aber nichts Erspriessliches und sind mit denen über die Handelsbilanz eng verflochten.

Hat man die Reihe dieser Autoren der älteren englischen Schule auch nur so weit, als es uns gestattet war, kennen gelernt, so fällt es auf, wie gerade Carey, der modernste Nationalökonom in einigen seiner Hauptlehren an dieselben erinnert und in anderen, wie z. B. in der Lehre von dem Handel, den Gelehrten des 17. Jahrh. sogar noch entschieden nachsteht. So ist er schon durch die Opposition gegen Malthus zu einer gleich gün-

stigen Beurtheilung der Volksvermehrung gedrängt, wie sie mit wenigen, aber zum Theil so erleuchteten Ausnahmen, wie Child, für jene Schriftsteller und ihre ganze Zeit fast charakteristisch ist. Es fehlt hier nur die Clausel des bei ihm so vielsagenden Wortes „Centralisation,“ die ja aber doch nur menschliche Störung und nicht in dem göttlichen Gesetze begründet ist. Schon Petty jedoch begründet gleich ihm die unter gewissen Bedingungen unleugbare Nützlichkeit dichter Bevölkerung — mit den anerkannten Vortheilen leichter Associirung.

Ein eingehender Vergleich liegt ausserhalb unserer Aufgabe. Es scheint aber fast, als ob Carey in sich allein für Amerika die Periode darzustellen hat, welche für Alt-England jene alten Classiker insgesamt repräsentiren, nur dass ihm eben ein anderes Land vor Augen liegt und die reichen Errungenschaften der Zwischenzeit zu Gute kommen. Bei ihm finden sich daher merkantilistische und physiokratische Nachklänge, bei jenen dagegen erst Keime und Anklänge.

Man sieht, für die Lehre von der Grundrente bieten die genannten Leistungen bis auf einige glücklich gefundene Körner keine grosse Ausbeute. Viel beachtenswerther sind dagegen auch für uns Steuart und Boisguillebert, denen wir uns nun zuwenden wollen, um dann auf die Entwicklung einzugehen, welche die Rentenlehre durch Quesnay's Schule erfahren sollte.

Der erste, Sr. J. Steuart, war nicht nur der gründlichste Steuart. Theoretiker des Mercantilsystems in England, wie ihn Kautz in seiner Literaturgeschichte nennt, sondern um so viel mehr als das, dass D. Wakefield A. Smith des grössten Undanks gegen ihn beschuldigen konnte, — allein hier genügt es, dass er Manches gelehrt hat, was auch für unseren Gegenstand von Bedeutung ist. Ja man glaubt in seiner „Inquiry into the principles of pol. economy“ eine im Vergleich zu den schon besprochenen Autoren sogar auffallend klare Einsicht in viele die Rente betreffenden Verhältnisse wahrzunehmen. Denn es ist in diesem Werke eben so sehr ihre Abhängigkeit von der „effectual“ Nachfrage und der Einfluss der Communicationsmittel, als auch die Priorität der Bevölke-

rungsvermehrung vor der und der Vortheil hoher Preise für die Ausbreitung des Ackerbaues erkannt worden. Und noch mehr: dessen Verfasser hat selbst directe Anklänge an Ricardo's, namentlich aber an Thünen's Gesetz aufzuweisen und man ist geneigt ihm auf den ersten Anschein für einen ihrer bedeutendsten Vorgänger zu erklären. Sieht man jedoch genauer hin, so ist es mehr Zufall als Verdienst, denn so verschieden die Grundrente seiner Auffassung von der wahren ist, so können dennoch die für jene gemachten Beobachtungen zumeist auch für diese gelten. Dieses Paradoxon ist bloss scheinbar und löst sich, wenn man erkennt, dass Steuart das auf den Boden verwandte Kapital und dessen Bedeutung nicht gehörig berücksichtigt und als Kosten vorzüglich nur die Arbeit und deren Unterhalt betrachtet. Der ganze übrige Theil des Ertrages aber, der zur Ernährung der anders als im Ackerbau beschäftigten Bevölkerung dient, ist ihm der Ueberschuss, die Rente, gleichviel worauf ihr Werth zurückgeführt werden mag. (Sie kann in der Distribution als Zins, sie kann als Lohn und auch als eigentliche Rente erscheinen, denn das sind lauter veränderliche Grössen.) Diese seine Anschauung ist um so erklärlicher, als bei dem noch unzureichenden Begriffe über die Produktivität im wirthschaftlichen Sinne die so sichtbare Mitwirkung der Natur im Ackerbau von einem noch ganz besonderen Nimbus umgeben war, da es sich hier um die Erzeugung der wichtigsten Güter handelt. Je mehr von diesen letzteren nach Befriedigung der ackerbauenden Klasse noch für alle übrigen disponibel blieben, desto grösser war die Rente, so dass jede Ersetzung des Arbeiters durch Kapital dieselbe steigern und wie eine Ersparung erscheinen musste. Wahrlich ein Irrthum, der sich bei Steuart viel leichter als bei einem Fontenay verstehen und verzeihen lässt! Gerade dieser Irrthum ist es aber, welcher es gestattet unseres Autors Aussprüche auch für die Ricardo'sche Rente oft als wörtlich zutreffende und seine Beobachtungen stehen zu lassen. Denn es ist leicht zu ersehen, dass beide Renten dasselbe Schicksal haben können, z. B. wenigstens in so weit zusammen steigen und fallen müssen, als die Intensivität des Anbaus auf Kapitalanlagen beruht und eben diese sowohl jene Steuart'sche, als auch die wahre Grundrente erhöhen. So weit diese letztere nicht aus-

geschieden wird, ist jene zum grössten Theile Zins und dessen absoluter Betrag wächst wie die Rente mit dem Fortschritt und fällt wie diese mit dem Rückschritt des Wohlstandes einer Bevölkerung.

Nach diesem vorausgeschickten Commentar soll die folgende Darlegung der besprochenen Ansichten nur durch wenige Bemerkungen unterbrochen werden.

Steuart lehrt (I ch. 5 der 1. Lond. Ausg. v. 1767), dass der Ackerbau nur in dem Maasse zunehmen könne, als die farmers (hier wohl Landwirthe überhaupt) für den Ueberschuss ihrer Producte von dem nicht ackerbauenden Theile der Bevölkerung äquivalente Güter erhalten können. Unter dieser Bedingung aber vermehre sich die Bevölkerung ihrerseits im Verhältniss zu jenem Ueberschuss. Fehle die Möglichkeit denselben zu verwerthen, so werde auch ein Theil des Bodens wiederum unbebaut bleiben und die Bevölkerung nicht wachsen können. Es ist dies allerdings nur eine specielle Anwendung des Satzes, dass überhaupt jede Ueberproduction aufhören und auf die Dauer unmöglich sein müsse, aber es bleibt immer beachtenswerth, dass Steuart auch für den Ackerbau solch ein Gewicht auf die Nachfrage legt. Denn im Folgenden, wo unserer Meinung nach mit die Hauptdifferenz in den Ansichten über die Bodenrente Ricardo's einer- und Smith' und Malthus andererseits zu suchen ist, steht er daher wesentlich auf dem uns richtig erscheinenden Standpunkte. Die Volksvermehrung, meint er nämlich (ch. XVIII), sei die wirksame Ursache des Ackerbaues. Weil es die „effectual demand“ ist, die den Ackerbauer um des Aequivalents willen arbeiten lasse und weil mit der Vermehrung derer, die einen Gegenwerth geben können, diese Nachfrage wachse, so sei die Vermehrung die Ursache und der Ackerbau die Folge. Nur die umsonstigen Gaben der Erde mögen als Ursache einer gewissen begrenzten Vermehrung angesehen werden; weil in diesem Falle kein Gegenwerth verlangt werde.

Die Bodenrente selbst wird im 8. Kap. und zwar folgendermassen bestimmt: sie sei der Werth, der von dem Bruttoproducte noch übrig bleibe, wenn von demselben 1) der Unterhalt des Ackerbauers, seiner Familie und seines Gesundes; 2) die noth-

wendigen Ausgaben seiner Familie für Manufacturwaaren und Ackergeräthe und 3) sein vernünftiger Gewinn gemäss dem Brauche jedes Landes — also diese drei Beträge zuvor abgezogen sind. Darnach scheint es, als ob wir in unserer Beurtheilung Stuart's gefehlt haben, allein man wird aus dem Zusammenhange erschen, dass er entweder jenen „vernünftigen Gewinn“ zu eng gefasst hat oder seiner Definition der Rente nicht getreu bleibt; jedenfalls aber, dass diese letztere sich ihm nicht als eine Folge der *Distribution*, sondern der *Production*, sich ihm als eine *Productenmenge* darstellt, welche nicht bloss die Hände gewechselt hat, sondern eine wesentliche Bereicherung ist. So spricht er weiterhin davon, dass das Verhältniss der Rente zum Bruttoerzeugniss für das Ackerland wie 2 zu 9, für das Weideland hingegen wie 7 zu 12 sei und erklärt diese Differenz zu Ungunsten des ersteren durch die grössere Anzahl der mit dem Ackerbau beschäftigten Menschen und der damit zusammenhängenden grösseren Kosten: der in dem Ackerbau und seinetwegen verwandte Theil der Bevölkerung stehe ungefähr in dem Verhältnisse des Bruttoerzeugnisses zur Bodenrente. Hier bestätigt sich unsere Ansicht und glauben wir zudem auf eine Ahnung des Gesetzes zu stossen, dass die Natur, wenn die Anforderungen an sie gesteigert werden, denselben nur in relativ abnehmendem Maasse zu entsprechen suche. Denn es leuchtet an dieser Stelle der Gedanke durch, dass die Rente einfach auf die Mitwirkung der Natur zurückgeführt und als deren Gabe betrachtet werden könne und diese soll eben verhältnissmässig geringer werden, je mehr Arbeit auf ihre absolute Vergrösserung verwandt wird. Jene Neigung zur physiokratischen Auffassung lässt sich aber noch weniger verkennen, wenn es weiter heisst, dass die Bodenrente zum Unterhalte der „free hands“ diene, die in Manufactur, Handel etc. beschäftigt werden könne. Denn dürfen auch demnach diese „free hands“ mit der „classe disponible“ der Oekonomisten nicht verwechselt werden, so wäre immerhin die besondere Besprechung einer „Bodenrente“ müssig, wenn diese letztere bloss den Theil der Erzeugnisse bezeichnen sollte, den der Producent in deren eigener Gestalt nicht consumiren kann oder will.

Das Resumé unseres Autors lautet: 1) That the raising of

the rents of lands shews the increase of industry, as it swells the fund of subsistence consumed by the industrious; that is, by those who buy it.

2) That it may denote either an increase of inhabitants, or the depopulation of the land, in order to assemble the superfluous mouths in villages, towns etc. where they may exercise their industry with greater conveniency; und endlich der dritte und auffallendste Schluss: the more a country is in tillage, the more it is inhabited and the smaller is the proportion of free hands „for all the services of the state.“ The more a country is in pasture, the less it is inhabited, but the greater is the proportion of free hands. Diese Anschauung muss man auch festhalten, wenn er (ch. XX) in der Discussion der Frage, welche Art von Ackerbau für eine moderne Gesellschaft am vortheilhaftesten sei, diejenige, die das absolut oder die, welche das relativ d. h. im Verh. zu der angewandten Arbeit grösste Quantum Getreide erzeuge? — zum Schlusse gelangt, dass es die natürliche und nothwendige Wirkung eines regen Betriebs (industry in) von Handel und Gewerbe sei die Zunahme des Ackerbaues letzterer Art zu fördern, der durch die Vermehrung des Ueberschusses selbstverständlich die relative Zahl der „free hands“ zu vergrössern strebe. Man kann mit ihm nur übereinstimmen, denn das Bestreben den Reinertrag zu erhöhen ist um so mehr gerechtfertigt, als er selbst, wie es ja auch Steuart lehrt, die Tendenz hat abzunehmen.

Durch ihre Richtigkeit ziehen uns aber endlich besonders folgende Betrachtungen an. Unter den Vortheilen nämlich, welche Städte gewähren, werden (ch. X) auch die für das landed interest angeführt und da heisst es denn: „in dem Moment, wo eine Stadt oder ein Dorf zu wachsen beginnt, steigt das Land in der Runde unverzüglich im Werthe.“ „Ein anderer Vortheil der grossen Städte bestehe in der daraus entspringenden Nothwendigkeit grosse Strassen anzulegen, was wiederum ein Sporn für den Ackerbau ist . . . . Mit der Zunahme der Nachfrage steigen die Preise mancher Artikel, die entfernteren Gegenden erreichen den Markt und concurriren mit den Landwirthen der Nachbarschaft. Diese Concurrenz mag die Rente der umliegenden

Grundstücke, woher der erste Antrieb zur Industrie erfolgt war, in ihrem Werthe niederdrücken. Dieser Nachtheil für die benachbarten Grundeigner wird jedoch bald ausgeglichen, indem die Zunahme der städtischen Bevölkerung wiederum die Nachfrage und mit ihr die Preise steigert.“ Dies klingt wie eine Stelle aus dem Ricardo. Ueber die Wirkung der Preise aber äussert sich Steuart noch kurz in folgender Frage: Will Jemand behaupten, dass namentlich in einer Gegend, wo die Grundstücke nicht gebessert werden und auch nicht gebessert werden können, hauptsächlich weil die Auslage die möglichen Gewinne übersteigen würde, die Preiserniedrigung der Bodenerzeugnisse ein Sporn für die Landwirthschaft sei? Hohe Preise, die Wirkung starker Consumption sind darum der Ausdehnung der Landwirthschaft sicherlich von Vortheil. Und nun die Keime der Thünen'schen Ideen! „So finden wir,“ lautet es p. 139, „die Landwirthschaft gewöhnlich in folgender Weise vertheilt: Im Centrum liegt die Stadt von Gemüsegärten umringt, hinter diesen zieht sich ein Gürtel von feinen üppigen Weiden und Wiesen; weiter hin finden Sie den Anfang dessen, was ich mühevollere Wirthschaft nenne, Pflügen und Säen, um diese herum liegen die Graswirthschaften zur Mastung des Viehs; und zuletzt kommen die gebirgigen und weiten Strecken von unbebautem oder schlecht bebautem Boden, wo Vieh gezogen wird (animals are bred).“

Eine genauere Kritik Steuart's, wie aller eigentlich bloss vorbereitenden Schriftsteller würde zu weit führen ohne besonders lohnend zu sein. Jedoch schon aus den angeführten Stellen ergibt sich wenigstens so viel, dass, wenngleich der Gesichtskreis bedeutend erweitert und manche Wahrheit noch weiter entschleiert worden ist, so doch auch dieser bedeutende Forscher hinsichtlich der hier wichtigsten Begriffe vollständig im Unklaren ist und keinen Versuch macht, uns über den wahren Grund und die Nothwendigkeit der beobachteten Erscheinungen Aufschluss zu geben.

Bois-  
guille-  
bert.

Pierre Boisguillebert, der Christoph Columbus der ökonomischen Welt, wie ihn E. Daire mit einer Anspielung auf seine eigenen Worte in den *considérations préliminaires* zu dem

Traité d. gr. genannt hat, war schon weiter und der Wahrheit bereits so nahe getreten, dass der letzte Alles einigende und begründende Gedanke nur eine weitere aber nothwendige Schlussfolgerung zu sein schien. Daher hat er für uns noch mehr Interesse, als der Vorhergehende. Ein Mangel an positiven Kenntnissen, der zu Behauptungen führen konnte, dass „im fruchtbaren Ungarn der Roggen im Laufe dreier Jahre zu Weizen werde“ (Tr. d. gr. ch. 3); oder „in Moskau der Schnee, nachdem er auf der Erde 8—9 Monate gelegen, nach seinem Wegschmelzen im Boden ein Salz hinterlasse, das jeden Dünger vertrete“ (II ch. 2), lässt die secundäre Bedeutung jener und nur um so glänzender seinen Scharfsinn und seine Beobachtungsgabe hervortreten, die ihn schon aus dem zunächst Liegenden so gediegene Resultate gewinnen liessen. Es ist ihm nicht nur nicht der eine Hauptgrund der Rente, die Verschiedenheit der Grundstücke entgangen, sondern auch die Abhängigkeit des Ackerbaues auf den schlechteren derselben von der Höhe des Getreidepreises völlig klar gewesen. „Es ist gewiss,“ sagt er im 3. Kap. seines Traité des grains, „dass es mehr als 100 Grad Unterschied sind zwischen den fruchtbarsten und von der Natur am besten bedachten Grundstücken und den geringeren, welche nur dazu geschaffen scheinen, um den Inhalt des Erdballs zu bilden, indem sie Nichts, weder für den Ackerbau, noch für die Weide bieten.“ Solche müssen mit vielem Aufwande von Arbeit und Kosten angebaut und „bei alledem von je drei Jahren wenigstens eines, ja selbst viel häufiger ausruhen, wie 7—8 und bisweilen noch 15—20 Jahre nach der Reihe, in dem Maasse, als der Getreidepreis zu glauben gestattet, dass der Bau derselben die Kosten bestreiten könne.“

Nach Aufzählung aller Kosten und Nachtheile beim Anbau eines schlechten Bodens weist er nach, dass der Ackerbauer und dessen Herr bedeutend im Verlust wären, und das zwingt sie, den Boden brach liegen zu lassen, was bei einem höheren Preise von 11—12 livres den setier \*) zum allgemeinen Besten nicht stattfinden würde. In diesen letzten Worten begeht er den oft erwähnten

\*) 100 Setiers = 156, 15 .. Hectolitres.

Fehler Folge und Ursache zu verwechseln. Wenn er aber ferner lehrt, dass bei entsprechend niedrigem Getreidepreise das gleiche Loos auch der besten Grundstücke warte, da der Preis, zu welchem der Herr im Verhältniss zu dem durch die geringeren Kosten verursachten Gewinn sein Gut verpachte, alsdann durch die Ernte nicht mehr erreicht werden würde, — so vermisst man auch bei ihm die Bezugnahme auf die Kapitalanlagen und die damit zusammenhängenden Arten der Bewirthschaftung. Geben wir nun zu, dass der ursachliche Connex zwischen der Preishöhe und der durch sie bestimmten Ausdehnung des Anbaues einer- und der Bevölkerungsdichtigkeit und allgemeinen Kulturentwicklung andererseits Boisguillebert höchstens nur, wie Daire in einer Anmerkung sagt, „instinctiv“ bewusst gewesen ist, da er eben jene absolut ohne Rücksicht auf diese hervorrufen und schon in ihnen allein das allgemeine Wohl begründet wissen will. Allein dafür hat er jedenfalls das eine erkannte Moment des so bedeutsamen Einflusses des Preises zur Genüge betont und wie wir unten sehen werden auch, obwohl keineswegs hinreichend und nur einseitig, die günstige Wirkung der Lage zum Absatzorte erwogen. Noch ch. 6 hatte er erwähnt, „dass die auf 1694 folgenden 6 Jahre einen fast beständig doppelt so hohen Preis für das Getreide, als damals, wo er schrieb, und in Folge dessen alle Grundstücke, gute und schlechte, angebaut gesehen haben.“ Im 2. Theile aber fährt er (ch. 2.) mit stets wachsendem Nachdruck fort: „da sich die Grundstücke in Frankreich in mehr als 100 verschiedene Klassen von Güte eintheilen, so sind sie mehr oder weniger dem ausgesetzt, dass ihr Loos für den Anbau einzig durch den Getreidepreis bestimmt werde. Wie kein Ding zu seiner Vollendung gebracht werden kann, wenn das Interesse des Arbeiters oder des Unternehmers dabei nicht rege ist, so giebt es auch unter jenen Aeckern mehr als zur Hälfte solche, die man nicht mit dem im Verhältniss zu ihrer Unfruchtbarkeit nothwendigen Dünger versehen könnte, sobald le bon blé 9—10 fr. in Paris d. h. le petit grain (das wenig gereinigte oder leichtere Getreide) in den Provinzen 5—6 fr. kostet. . . . Man kann demnach nicht bestreiten, dass der Getreidepreis ein unfehlbares Barometer ist, das die Bodenkultur in dem Verhältniss

als jener höher oder niedriger ist, steigen oder sinken lässt.“ Und ch. IV p. 374: „Der Preis allein“ ist es, der den Boden besäet vom schlechtesten bis zum besten u. s. w. Ja er scheint aus demselben Grunde die Ausfuhrprämien der Engländer zu billigen; mit Recht jedenfalls verlangt er die Freiheit des Getreideexports, damit die Grundstücke in Verkehr gesetzt und das Getreide zu einem die Produktionskosten deckenden Preise verkauft würde.

In Hinsicht aber auf die Lage lehrt er p. 375, dass trotz manchem besseren Grundstücke, das stets oder viele Jahre hindurch brach liege, viel schlechtere, „denen man natürlicher Weise Nichts abfordern sollte, alle Jahre gepflügt werden und selbst bis zu zwei Ernten in einem Sommer ertragen müssen,“ und dass der Grund dafür kein anderer sei, als dass diese letzteren Grundstücke „sich vor den Thoren und in dem Umkreise grosser Städte befinden und sich daher des Vorzugs der Nähe in doppelter Beziehung: für den Transport sowohl des städtischen Düngers, als auch der Erzeugnisse erfreuen.“ Auf diese Weise „sind sie trotz ihres Fehlers steinig und sandig zu sein, alle in Gemüsegärten umgewandelt und tragen selbst jedes Jahr Getreide ohne einen Augenblick auszuruhen.“ Dieser Kreis erweitere sich aber im Verhältniss zum Getreidepreise.

Obschon nun gerade bei diesem Passus die Anmerkung Daire's, es sei offenbar, dass von diesen Betrachtungen nur ein Schritt zu der Grundrenten-Theorie R.'s bliebe, wohl zu weit geht, so muss man ihm im Hinblick auf das Gesammte, wie gesagt, immerhin Recht geben. Es ist aber zum mindesten eben so offenbar, dass dieser Schritt nicht so leicht gewesen sein muss, da noch mancher gefeierte Autor selbst unseren Boisguillebert nicht einmal erreichen konnte. Vom Bodengesetz scheint aber dieser keine Ahnung gehabt, vielmehr im Gegentheile dem Kapital eine so grenzenlose Macht zugeschrieben zu haben, dass er z. B. an einer Stelle geradezu behauptet, dass das Loos einer guten oder schlechten Ernte absolut von den Kosten abhängt.

## Abschnitt II.

### Grundrentenlehre der Physiokraten.

A. 1) Herrschender Grundgedanke: Nur die Natur, wie sie im Ackerbau wirkt, ist productiv und im Stande ein Reineinkommen zu gewähren und dieser produit net ist die Rente.

Von Boisguillebert ist der unvermittelte Uebergang zu dem Systeme Quesnay's vielleicht um so eher gestattet, als überhaupt die Revü der älteren Autoren uns bei allem historischen Interesse noch kein bestimmtes und ausgeführtes Dogma bietet, das sich aus einem Principe herleiten liesse. Wir hatten es, so schön sie auch mitunter waren, bloss mit Ansichten und Beobachtungen zu thun: einem in sich zusammenhängenden Lehrgebäude begegnen wir erst in dem Systeme jenes Mediciners, der mit solchem Erfolge den Volkswohlstand zu seinem Studium machte. Doch auch hier genügt es eben daher vornehmlich nur auf die Hauptvertreter der ganzen Schule und noch, zumal die Doctrin dieser letzteren so allbekannt ist, überdies nur so weit einzugehen als es nothwendig scheint, um diese 1. Hauptperiode in der Geschichte der Bodenrente gehörig beleuchten zu können. Der vorangestellte Hauptgedanke ist auch der Grundirrtum der Physiokraten und beruht er darauf, dass sie sich durch die Macht der Erscheinung verleiten liessen die Stoffgewährung, wie sie so handgreiflich und wunderbar namentlich im Ackerbau, in der Hervorbringung der Nahrungsmittel zu Tage tritt, — d. h. bloss die natürliche mit der

wirthschaftlichen Production und die Vermehrung der Form mit der des Werthes zu verwechseln. Ein Irrthum, der zu jener Zeit, wo noch weder die Naturkräfte in so eclatanter Weise auch für den Dienst der Industrie bezwungen waren, noch eine Agrikulturchemie der schaffenden Natur ihre Geheimnisse ablauschte, recht nahe gelegen haben muss und fand er rasch einen grossen Anklang, der noch lange anhielt und selbst jetzt noch nicht gänzlich verhallt ist. Zur Entschuldigung seiner Urheber lässt sich aber noch anführen, dass angesichts des finanziell zerrütteten Frankreichs die lange Vernachlässigung des Landbaues nur allzu leicht ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen und als die Quelle alles Uebels erscheinen musste. Dem einzigen Rettungsmittel, das sie aufgefunden zu haben glaubten, legten sie nun in reactionärer Ueberschätzung dasselbe Gewicht bei, das lange genug die Wagschale zu Gunsten des auswärtigen Handels bechwert hatte. Im Gegensatze zum Vorurtheil der Merkantilisten gingen sie ihrerseits gleichfalls über die Wahrheit hinaus und auf der anderen Seite so weit, dass sie den produktivsten Beruf jener nunmehr für die classe stérile ausgaben und das richtige Motiv, das sie beseelte, zum blinden Eifer des Rückschlags wurde.

Nationale Eitelkeit ist wohl daher im Spiele, wenn E. Daire in seiner Einleitung zu den in die Collection d. princ. Écon. aufgenommenen Werke der Physiokraten den Beweis zu führen versucht, dass schon diesen letzteren der Ruhm gebühre, die wahre Bedeutung der Rente ergründet haben. Dass dies nicht der Fall ist, wird wohl von Keinem mehr gelcugnet und ergibt sich wie von selbst, wenn man eben diesen Artikel des französischen Commentators einer auch nur kurzen Erörterung unterzieht und dabei auf die charakteristischen Aussprüche eines Quesnay, Dupont de Nemours, Turgot u. A. Rücksicht nimmt. Ja man gedenke bloss jener Mahnung, in der Keim und Gipfel des ganzen Systems enthalten ist, man gedenke der dritten Maxime générale du Gouvernement! Es heisst dieselbe: *Que le souverain et la nation ne perdent jamais de vue, que la terre est l'unique source des richesses; et que c'est l'agriculture, qui les multiplie!* Der Begriff des produit net ist aber von dieser Anschauung unzertrennlich und kann nur auf Grund derselben richtig beurtheilt werden.

Ques-  
nay,  
Turgot,  
Dupont  
de Ne-  
mours.

Wenn sich das Kapital, so fasst nun E. Daire die Lehre zusammen, dem Boden in Form von Urbarmachung, Austrocknung, Anpflanzung, Gebäuden u. s. w. einverleibt, so erhält es den Namen von „*avances foncières*,“ Bodenvorschüssen. Diese Vorschüsse sind das Werk der ersten Besitzer gewesen und bilden die Rechtsurkunde, kraft deren sie ein Recht auf den *produit net* des Bodens haben, mögen sie ihn selbst bebauen oder nicht. Diese an die neuesten Gegner Ricardo's erinnernde Auffassung finden wir in der That sowohl durch Dupont de Nemours als auch Turgot in gleich entschiedener Weise vertreten. Der Erste nennt den Ueberschuss der Ernte über die „*reprises des cultivateurs*“ d. i. den bewussten Reinertrag einfach den Preis jener ursprünglichen Ausgaben und Arbeiten (§ IV s. *Origine et progrès d'une science nouvelle*); der Letztere äussert sich aber noch ausführlicher in folgender Weise: „Die Erde,“ sagt er, „giebt dem Eigenthümer nicht umsonst ein Einkommen (*revenu* \*), sondern um den Preis von Auslagen für den Boden, die er in Form von Gebäuden, Anpflanzungen, Einzäunungen, Wasserleitung und Entwässerung gemacht hat oder von Auslagen derselben Art, die seine Vorfahren unternommen haben oder er beim Kaufe den früheren Besitzern wiederersetzt hat. Dieses Einkommen begreift den ganzen Ueberschuss über den Lohn oder den Bedarf der am Anbau Betheiligten. Es sind also die Kosten des Landwirths und die des Grudeigenthümers, welche die Unterhaltsmittel und andere Genüsse (*jouissances*) allen übrigen Klassen der Gesellschaft zum Tausch für deren Arbeit gewähren“ (*Comparaison de l'Import etc.* p. 410). Doch wird am a. O. der *produit net* gerade als Geschenk besonders hervorgehoben und so stossen wir auf Widersprüche, wenn nicht eine richtige, aber unbewusst zu Grunde gelegte Unterscheidung zwischen diesem Zins für frühere Kapitalanlagen und der reinen Rente, als dem Resultate der Vertheilung und des gesellschaftlichen Zusammenhanges angenommen werden soll. Jedenfalls aber fordern folgende mit dem eben Ange-

---

\*) „*Revenu*“ oder „*produit net*“ hiess zu jener Zeit, wo „Rente“ ausschliesslich nur den Zins des Geldkapitals bezeichnete, der Gegenstand unserer Unters.

fürhten stark contrastirende Bezeichnungen der Grundrente das Zugeständniss ab, dass aus der Lehre der Physiokraten der Communismus wenigstens eben so viel Anlass schöpfen konnte, als aus der der Ricardianer. Es beweist nämlich derselbe Turgot in s. Observations sur un mémoire de M. de St. Péravy p. 419, dass die indirekte Auflage gänzlich auf die Grundeigenthümer falle damit, „dass sie einzig und allein den disponiblen Theil des Ertrages ernten, diesen umsonstigen Theil, den der Boden über den Arbeitspreis ergebe“; und § 14 seiner Réflexions nennt er den Antheil des Grundeigenthümers „jenen unabhängigen und verwendbaren Theil, den der Boden seinem Bebauer als reines Geschenk über dessen Auslagen und Arbeitslohn darreiche.“ Uebereinstimmend mit der vorhergehenden Beweisführung sieht er ferner auch in diesem Werke (p. 412) die Nothwendigkeit einer Ueberwälzung der Consumtionsauslagen auf die Grundeigenthümer darin, „dass sie allein sich eines freien Einkommens erfreuen, welches sie zum grössten Theil von der Freigebigkeit der Natur beziehen, welches kein Aequivalent ihrer persönlichen Arbeit, noch ihrer unmittelbaren Auslagen sei, welches nicht einmal in bestimmtem Verhältnisse zu den Urbarungskosten stehe, welches kurz keine anderen Schranken habe, als die der Bodenfruchtbarkeit vereint mit dem Tauschwerthe der Nahrungsmittel, die dieselbe hervorbringt.“ Auf dies Letzte kommen wir noch zurück; es ist aber offenbar, dass die Lehre von der einen Steuer nur eine Folge der anderen von der ausschliesslichen Produktivität des Bodens war. Auch muss daher nothwendigerweise aus dem produit net jeder Zins ausgeschlossen werden.

Wenn ferner sich das Capital dem Boden in Form von Ackergeräthen, Wagen, Arbeitsthieren, Düngvieh u. s. w. weihet, so erhält es den Namen von „avances primitives.“ Wird es endlich zu dem Lohne der ackerbauenden Arbeiter und dem Unterhalte der primitiven Auslagen angewandt, so bildet es die „jährlichen Vorschüsse.“ Dieses umlaufende Kapital muss nun mit der Erhaltung jenes stehenden der avances prim. sammt dem üblichen Zinse von dem Betrage beider als „reprises de la culture,“ als Wiederersatz in allen Fällen von der Ernte zurückerstattet

werden, ehe von einem *produit net* die Rede sein kann. Das ist eben der Ueberschuss über die Productionskosten, zu denen aber auch noch der Zins der *avances foncières* gerechnet werden müsste! Bloss für den Unternehmer gilt es daher, was Alles Turgot (*Observations* p. 425 u. *Reflexions* § 54) durch den Preis gedeckt wissen will, um den Anbau eines Grundstücks lohnend zu machen. „Wie die Fabrikunternehmer,“ lautet es daselbst, „müssen die Pächter ausser dem Eingehen ihrer Kapitalien d. h. aller ihrer Auslagen: 1) einen Zins erhalten, dem Einkommen gleich, das sie ohne jegliche Arbeit mit ihrem Kapital erlangen könnten; 2) den Lohn und den Preis ihrer Arbeit, des Risicos ihrer Industrie; 3) einen Betrag, mit dem sie ihr Kapital oder den Stamm ihrer primitiven Auslagen zu unterhalten hätten, indem sie jährlich das Schwinden der in ihrem Unternehmen benutzten Gegenstände ersetzen. Dies Alles muss von dem Preise der Bodenerzeugnisse abgezogen werden und erst der Ueberschuss dient dem Landwirth dazu, den Grundeigenthümer für die ihm zur Benutzung seines Feldes gegebene Erlaubniss zu bezahlen. Das ist der Preis des Pachts, das Einkommen des Grundeigenthümers, der *produit net* . . . . Genügen die Ernten des niedrigen Preises oder jeder anderen Ursache wegen nicht, dem Unternehmer die Productionskosten zu sichern, so verfallt der Ackerbau und bleibt ein Theil des Bodens unbestellt.“ Dies ist aber auch bei richtiger Deutung so sehr die Wahrheit, dass selbst der strengste Ricardianer mit seiner Unterschrift nicht zögern würde.

Allein der Unterschied zwischen den beiden Lehren ist auch nur so weit nicht zu merken, als man an der Oberfläche stehen bleibt; geht man auf den Grund der verschiedenen Ansichten, so divergiren sie zum strikten Gegensatz. Der Ausgangspunkt ist ihnen gemeinsam: es ist das *Factum*, dass der Landbau (vornehmlich) ein besonderes Einkommen gewährt, das weder auf Kapital noch auf Arbeit s. l. zurückgeführt werden kann. Erst die Begründung dieser von beiden constatirten Erscheinung zeigt, wie weit sie auseinander weichen und dass sie in unlösbaren Widerspruch gerathen, wenn man ihre Grundsätze hervorhebt und aus denselben die richtigen Consequenzen zieht.

Die nächstliegenden Annahmen sind die, auf denen die Hy-

pothesen des Tableau Écon. beruhen, denn was war einfacher, als dass man die scheinbar nicht erarbeitete Produktenmenge der Thätigkeit einer besonderen Produktivkraft zu verdanken glaubte? Ja noch mehr, die augenscheinliche Vervielfältigung des dem Boden anvertrauten Gutes, während die menschliche Arbeit nur das Gegebene zu verarbeiten, nichts wesentlich Neues zu schaffen schien, verleitete zum Wahne, dass bloss der Boden und die ihm zugewandte Arbeit produktiv wäre, jede andere höchstens eben so viel leiste, als verbräuche \*). Ist es doch erst viel später erkannt worden, dass wir es allenthalben nur mit Formveränderungen zu thun haben, der Stoff aber eine unwandelbare Grösse sei! Nach solcher Erklärung der Physiokraten aber musste jenes Einkommen des Grundeigenthümers auch nothwendigerweise das des ganzen Volkes, das der Menschheit sein: „la prospérité de l'humanité entière est attachée au plus grand produit net possible, au meilleur état possible des propriétaires fonciers“ (Origine et progr. etc. v. Dupont d. N. § 4 p. 345). Alles ausserhalb dieses Reinertrages gehöre von Rechtswegen zum Unterhalte von Personen und Gegenständen der Landwirthschaft, er selbst sei ausschliesslich das disponible Vermögen, von dessen Betrage Handwerk und Industrie, Kunst und Wissenschaft, alle übrigen Berufe, das Gesamtwohl und alles Gedeihen abhängen. Dass die Wichtigkeit der Bedürfnisse etwas Relatives und daher auch die Abhängigkeit der Arbeitszweige eine gegenseitige und schwer abzuwägen sei, dass der Antheil am Erzeugnisse jedes an der Production desselben Betheiligten sich von vornherein durchaus nicht feststellen lasse und dass das Interesse des Einzelnen für seinen Vortheil allenthalben auf eine Ausgleichung dieser Quoten wirke und dieselbe bis auf begründete Unterschiede auch erreiche, — dies Alles wurde übersehen. Es fehlte eben schlechtweg der Begriff der Production und die richtige Würdigung des Werthes in derselben, indem nicht dieser letztere, sondern die Masse des hervorgebrach-

---

\*) Cnf. N. W. Senior. Pol. Écon. 3 edit. 1854 p. 81 flg., wo es n. A. heisst: „No additional labour or machinery can work up a pound of raw cotton into more than a pound of manufactured cotton; but the same bushel of seed-corn, and the same rood of land, according to the labour and skill with which they are treated, may produce 4 bushels, or 8 b., or 16“ etc.

ten Rohstoffes das eigentlich entscheidende Moment sein sollte. Wo man der Wirklichkeit zu lieb von dieser Auffassung abwich, gerieth man, wie wir es noch erwähnen wollen, auf Widersprüche, welche die ganze Haltlosigkeit derselben aufdecken.

Zu der gerade entgegengesetzten Erklärung desselben Phänomens wurde Ricardo und zwar eben dadurch geführt, dass er dasselbe Princip, welches die Physiokraten wie oben bemerkt, wohl geahnt, aber so völlig vernachlässigt hatten, zum Ausgangspunkte und Leitfaden seiner Forschung machte. Kurz der Grundsatz von der allein werthschaffenden Arbeit liess ihn die Rente auf die Verschiedenheit der zugleich in Anspruch genommenen Naturkräfte zurückführen und nicht als Bereicherung, sondern vielmehr als Mass der zunehmenden Schwierigkeit auffassen, mit der der wachsende Nahrungsbedarf befriedigt werden muss.

Der Unterschied zwischen den beiden Lehren ist daher kein geringerer, als der Gegensatz zwischen Vorzug und Mangel, Vortheil und Nachtheil und ist als solcher noch lange Zeit das entscheidende Kriterium der Ansichten für oder gegen Ricardo. Er lässt sich deshalb auch nicht wegdisputiren und Daire ist der grossen Kluft nicht gewahr geworden, wenn er zum Beweise für die Richtigkeit jenes seines so günstigen Urtheils fragt: „haben denn die Physiokraten nicht eingesehen, wie man es gemeinsam zu wännen scheint, dass die Rente in der Differenz zwischen den Produktionskosten und dem Marktpreise bestehe, zwischen dem natürlichen und faktischen Preise der Bodenprodukte, wie R. es aussagt?“ Denn muss auch die unmittelbare Antwort bejahend lauten, so entscheidet sie doch Nichts. Die Uebereinstimmung ist bloss eine scheinbare und nur die des Wortlauts in der Beschreibung der Thatsache. In Wirklichkeit aber ist sie eben so wenig möglich als sich überhaupt zwei Ansichten vertragen können, von denen die eine dasselbe Einkommen, welches die andere für einen besonderen und selbständigen Ertrag, für eine Folge der Production hält, bloss als Resultat veränderter Distributionsverhältnisse und des Gesetzes der Gewinnausgleichung auffasst. Geht die eine von der ausschliesslichen Produktivität des Bodens aus, so beginnt die andere damit nicht nur diese Ausschliesslichkeit,

sondern sie selbst zu leugnen und giebt nur zu, dass erst, wenn die Freigebigkeit der Natur, die Quelle des produit net abnimmt, sie durch den Vergleich Werth erhalten kann. Während die Oekonomen ihrerseits consequent lehrten, dass je grösser die Summe des Pachts, desto grösser auch der allgemeine Reichthum sei, ist in Wahrheit das direct Umgekehrte richtig und der allgemeine Reichthum das Bedingende und die Ursache. Hier gilt das ganze Streben dahin die Ursache der Bodenrente und somit sie selbst zu verringern; dort musste ihre Steigerung, die Erhöhung des produit net die Hauptaufgabe von Regierung und Regierten sein. Die Civilisation im Allgemeinen gilt für Ricardo als erwünschte Gegentendenz; für Quesnay als Folge der Vermehrung seines „Reinertrag's“, da ja an diesen alle Bedingungen für jene geknüpft sein sollten. Das Ideal der Physiokraten ist so viel als möglich, am liebsten den ganzen Boden eines Landes zu bestellen; das wahre sich womöglich bloss auf den besseren oder auf die produktivsten Kapitalanlagen zu beschränken u. s. w. Ja schaut man zurück, so scheint, wenn auch völlig unbewusst das Characteristikon der ersten Periode die Ansicht zu sein, dass die Entwicklung des Geistesgesetzes nicht etwa im Kampfe, — denn das wäre richtig, — nein, einfach als Correlat derjenigen des Naturgesetzes folge und so mit dieser gleichsam zusammenfalle. Die Bedeutung dieses Satzes soll sich ergeben, wenn wir in der zweiten und namentlich dritten Periode der Geschichte der Grundrentenlehre auf die hier berührten Grundprincipien zurückkommen, um sie näher zu erörtern. Hier kam es bloss darauf an, denjenigen Autoren entgegenzutreten, die wie Daire, wie viele ältere und die neuesten Gegner Ricardo's den immensen Contrast zwischen den besprochenen Lehren verwischen möchten, sei es in der angeführten Weise, sei es indem sie auf Grund jener unglücklichen Definition (s. o. p. 24) ihm den physiokratischen Irrthum andichten an eine Produktivität des Bodens geglaubt zu haben.

Die eigentliche Grundrente ist also von dem produit net in ihrer Herleitung und daher auch in ihrer Bedeutung unendlich verschieden. So weit sie aber als Facta übereinstimmen, können manche Aussprüche für beide gleich gültig sein und so treffen wir

ähnlich wie bei Steuart auch bei den Physiokraten auf Stellen, die volle Wahrheit enthalten. Die Letzteren sind nur noch um manche Erkenntniss reicher und haben viel dadurch gewonnen, dass sie trotz ihrer Grundanschauung dem Einflusse und der Bedeutung des Preises dennoch so gerecht geworden sind.

Es entging ihnen die Inconsequenz, die sie begingen, wenn sie den *produit net* für eine „umsonstige Gabe“ der Natur erklärten und zugleich auch dessen Preissteigerung für einen wahren Vortheil und Bereicherung hielten; wenn sie mit andern Worten die Freigebigkeit der Erde für die einzige Quelle des Reichthums ausgaben und zugleich ersehnten, dass sie zur Mehrung desselben karger würde. Denn nur unter dieser Bedingung kann der Preis oder sein Grund, der Werth des Rohstoffes, wachsen und so muss denn eigentlich der Widerspruch erfolgen, dass der *produit net* den geringsten Werth hat oder was hier auf dasselbe herauskommt am geringsten ist, wenn er seiner Ursache nach gerade am grössten sein müsste. Es ist dies dieselbe Inconsequenz, welche auch dem Vorwurfe zu Grunde liegt, den H. Dussard in seiner Vorrede zu Turgot (*Form. et distrib. etc.* p. 6) den Physiokraten macht. „Nachdem sie,“ sagt er, „erklärt haben, dass das, was sie als *produit net* ansehen, der zum Unterhalte der Manufacturarbeiter bestimmte Ueberschuss der Bodenproducte sei, vergessen sie plötzlich ihre eigenen Vorschriften und behaupten, dass der höhere oder niedrigere Preis dieses Productenüberschusses eine Zu- oder Abnahme des nationalen Reichthums bilde.“ Und in der That, es ist dies so wahr, dass namentlich Quesnay und Mirabeau gerade zu diesem Nachweise in mehreren ihrer Abhandlungen so viele Zahlenangaben gehäuft und auf den Preis einen grösseren Nachdruck gelegt haben, als es selbst in der andern Doctrin, die demselben doch eine erklärende Bedeutung zuerkennt, zulässig wäre. „*Telle est la valeur vénale, tel est le revenu*“ so lautet die Devise.

Allein es ist dies Alles sehr erklärlich und die Inconsequenz verbirgt sich, sobald man von der gewonnenen Erkenntniss absieht und an der Vorstellung der Physiokraten einfach festhält. Denn in dem unnatürlichen Zusammenhange mit der Lehre von der ausschliesslichen Produktivität des Bodens musste allerdings auch jeder günstige Einfluss auf die Erhöhung der Rente, als ei-

nes „reinen Geschenks“ der Natur und allein disponiblen Einkommens, als durchaus wohlthätig und erwünscht erscheinen. Dass aber der hohe Preis, indem er den schlechteren Boden anzubauen gestatte, die Rente erhöhe, konnte, wenn auch die wahre Erklärung fehlte, nicht übersehen werden. Dieses selbe Factum aber, das eine spätere Schule als eine keineswegs so erfreuliche Nothwendigkeit erkannte, musste hier für die Hauptursache allgemeiner Wohlfahrt gelten. Das als Ziel widersinnige „L'abondance avec cherté est opulence“ — bezeichnet die charakteristischen Sätze, die aus der Verbindung jener physiokratischen Fiction mit der falsch gedeuteten Beobachtung hervorgehen mussten. So weit diese von jener getrennt werden kann oder für sich dasteht, ist sie auch hier meist richtig. So erhalten wir zwei Kategorien von Aussprüchen, von denen die einen die Lehre der Physiokraten zu unter-, die anderen zu überschätzen verleiten. Ein neuer Beweis, wie sehr man bloss nach dem Zusammenhange und dem Sinne desselben urtheilen darf.

1) Als Beispiele für jene erstere Kategorie mögen nun folgende Stellen dienen. „In dem guten Preise,“ sagt Quesnay, „in dem bon prix selbst (d. h. dem durch die freie Concurrrenz des auswärtigen und inneren Handels bestimmten Tauschwerthe) bestehen die Reichthümer, die er schafft“ (Grains p. 300) und mit Verkennung der richtigen Abhängigkeit p. 301: „Die Städte und Provinzen eines Reiches, wo die Nahrungsmittel theuer sind, haben eine grössere Bevölkerung, als die, wo alle Nahrungsmittel in zu niedrigem Preise stehen, weil dieser niedrige Preis die Einnahme verringert, die Kosten beschränkt, den Handel zerstört“ u. s. w. Ohne den erhöhten Preis der produits bruts, referirt Daire, könnte die Agrikultur nicht fortschreiten, die Bevölkerung nicht wachsen und in Folge dessen nicht diese grosse Masse von Arbeit liefern, die das ganze Geheimniss der Civilisation ist und von der unleugbar die ganze Menschheit profitirt, obwohl dabei die Grundbesitzer und Kapitalisten besser ihre Rechnung finden, als die, welche von ihrem Lohne leben. Ja es wird die Consumption des produit net gewissermassen anempfohlen, um denselben andrerseits zu erhöhen, denn „ihre (d. h. der reichen Grundbesitzer, die Erzeug-

nisse von höchstem Preise consumiren) Ausgaben erhalten den Preis der Erzeugnisse bester Qualität aufrecht, was stufenweise den bon prix der anderen Producte zu Gunsten des Bodenertrages sichere.“ (Observ. sur le Tabl. Écon. I.) Auffallender noch ist die 6te Observation, die da in Abrede stellt, als ob „die Handelnden kein sehr reelles Interesse daran hätten, dass die Erzeugnisse beständig aus erster Hand zu möglichst hohem Preise verkauft würden; denn je mehr sie zu hohem Preise verkauft würden, desto mehr gebe die Kultur produit net; je mehr die Agrikultur produit net gebe, desto vortheilhafter sie sei; je vortheilhafter sie sei, desto mehr dehne sie sich allenthalben aus“ u. s. w. Es versteht sich nach dem Vorhergehenden von selbst, dass die im Problème Écon. I aufgeworfene Frage, „ob der Gewinn, den eine Nation aus der Preissteigerung der Erzeugnisse ihres Bodens zieht, den Nachtheil der durch dieselbe verursachten Kostenvermehrung überwiege?“ — bejaht wird. Die Ertragsteigerung sei nämlich bis auf einen geringen Bruchtheil gänzlich als ein Beneficium für den Souverain, die Grundeigenthümer und Zehntherrn, somit wirklich als ein Zuwachs von disponiblen Vermögen anzusehen (p. 116 Anm. 1 fin.). „Trotzdem dass die Klasse der Eigenthümer (p. 117) den ganzen Gewinn aus dem der Preissteigerung zu verdankenden Anwachsen des Vermögens ziehe, sei es darum nicht weniger wahr, dass dieses Anwachsen auch den beiden anderen Klassen sehr zum Vortheil gereiche.“ Gleich darauf sagt aber Quesnay „und dieser Gewinn (den die Pächter im Laufe des noch bestehenden Pachtcontracts aus der Preissteigerung ziehen) ist der fruchtbarste, vortheilhafteste, nothwendigste für ein Volk, dessen Ackerbau einer Verbesserung und Ausdehnung bedürftig ist.“ Und Gleiches steht noch auf der vorhergehenden Seite. Fürwahr, hier hätte es, so sollte man meinen, doch nahe genug gelegen, eine andere Begründung der Grundrente zu suchen, da sowohl bei der offenbaren Unbestimmbarkeit, als auch der dem produit net fast gleichgestellten Bedeutsamkeit des Gewinnes die Frage nach dem Warum? einer solchen Vertheilung, der Absonderung der Rente, sich wie von selbst aufdrängen musste. Mit dem Satze endlich: „das Steigen und Sinken des Preises der Erzeugnisse sind Hauptursachen der Blüthe

oder des Verfalls der Reiche“ (ibid. Anm. 1) welcher der Ver-  
kennung des thatsächlichen Zusammenhanges die Krone aufsetzt,  
schliessen wir diese Aufzählung, um zu den Aussprüchen überzu-  
gehen, deren Richtigkeit an sich nicht angezweifelt werden kann.

2) So lehrt Quesnay an demselben Orte, wo er sich nicht wenig  
geirrt hatte, nämlich Grains p. 300, dass die Preisverminderung  
die Pächter zu Einschränkungen ihres Fonds und dadurch zum  
Verfall des Ackerbaues führe, der gute Preis hingegen den Fort-  
schritt des Ackerbaues begünstige. Ferner müsse man sich (Fer-  
miers p. 232 flg) in einem so ausgedehnten Reiche, wie z. B. Frank-  
reich (1756), wo mehr Getreide producirt, als verkauft werden  
könnte, auf den Anbau des guten Bodens beschränken; die mittel-  
mässigen Grundstücke entschädigen die Kosten nicht einmal der  
einfachen Kultur, geschweige denn einer Amelioration derselben  
u. s. w. In unmittelbarem Connex mit den Erörterungen über den  
Preis steht die oft wiederholte Forderung des freien Handelsver-  
kehrs und die richtige Würdigung der Nachfrage, deren Wir-  
kung sammt den zusammenhängenden Erscheinungen mitunter nicht  
besser hätte erläutert werden können. So befürwortet auch Quesnay  
(Ferm. p. 234 f.) die unbehinderte Kornausfuhr, spricht aber der-  
selben dennoch mit richtiger Mässigung, welche auf Beispiele aus  
der Erfahrung weist, einen activen Einfluss auf die Preiserhö-  
hung ab und sieht die in ihr liegende wesentliche Bedingung zur  
Wiederherstellung des Ackerbaues einzig darin, dass der Entwer-  
thung des Getreides vorgebeugt werden würde: eine angebliche  
Ersparniss von mehr als 150 M. Verlust! „Der hohe Preis der  
Nahrungsmittel habe hingegen bei freiem Handel nothwendiger-  
weise seine Grenzen, die durch die Preise selbst der Nahrungs-  
mittel anderer Nationen, die allenthalben ihren Handel treiben, fest-  
gesetzt seien“ (Grains p. 234. 254. 285. 301 u. 302). Das Gegentheil  
von allen den erfreulichen Resultaten einer weisen Wirthschafts-  
politik d. h. jener bekannten Freiheit, habe man von allen Ur-  
sachen der Entvölkerung und Armuth, als Zwang im Getreide-  
handel, verfehlte Form der Auflagen, schlechte Verwendung  
von Menschen und Kapitalien zu Manufacturen des Luxus, fort-  
währende Kriege u. s. w. zu erwarten, welche die Vortheile eines  
guten Preises und des Ueberflusses vernichten. Auch hat Daire

vollkommen Recht, wenn er bemerkt, dass Nichts zum Glauben autorisire, als ob diese Schule den produit net mit dem Pachtgelde verwechselt habe, vielmehr hat namentlich Turgot mehrfach auf die nicht völlige Identität beider hingewiesen und erklärt, dass nur bei genügender Concurrenz der Unternehmer die Grundeigenthümer den ganzen Ueberschuss erhalten (Réfl. § 64). Doch scheint mir dies von geringerem Belange, als aus Quesnay's Munde (Probl. Écon. p. 120) zu hören: „mittelst der nunmehr geforderten neuen Berechnung würde man finden, dass eine zweite Preissteigerung bei weitem nicht einen ebenso grossen Zuwachs an Einkommen ergeben würde, als die erste. In der daran geknüpften Bedingung aber: „wenn sich nicht bei der zweiten Steigerung Ursachen einfinden, die wiederum von Neuem zu diesem Zuwachs beitragen könnten: der Art wie z. B. der Bau von Kanälen, Erfindung von Maschinen, die den Transport erleichtern oder eine Ersparniss an Handarbeit ermöglichen würden“ etc., — ist der Einfluss von Verbesserungen der Communication und Technik nur wenig eingehend berücksichtigt und daher kaum etwas Beachtenswerthes geboten. Dagegen ist in folgenden Worten desselben Autors sogar auch an der wahren Begründung der Rente hart vorbeigestreift worden. „Man muss,“ heisst es p. 122 des Probl. Écon., „bemerken, dass in dem Maasse, als der Ertrag des Bodens schwach ist, der Reinertrag abnimmt, dass die Kosten nicht abnehmen und dass also ein Project von einem Naturalzehnten von dem Gesammtetrage unthunlich wäre . . . Die Grundstücke bringen mehr oder weniger ein, je nachdem sie mehr oder weniger fruchtbar sind. Aber die vollen Productionskosten sind ungefähr dieselben für die Grundstücke, sei es dass sie viel oder dass sie wenig einbringen; und erst nach Abzug dieser Kosten bildet der Ueberschuss den produit net. Turgot aber zeigt auch hier, wie überhaupt, dass seine Erkenntniss über die des Meisters geht und er mit Recht für den bedeutendsten Physiokraten gelten kann. So finden wir in seinen gen. Observations das so wichtige Gesetz, laut dem der Ertragszuwachs durchaus nicht in directem Verhältnisse zu der Kostenvermehrung steht, in einer Weise ausgeführt,

welche über seine vollständige Erfassung desselben kaum einen Zweifel aufkommen lässt. Ja auffallend genug erinnert das von ihm angewandte Bild an dasjenige, dessen sich J. St. Mill bedient, der unter allen Schriftstellern auf das Bodengesetz wohl das grösste Gewicht gelegt und es am klarsten dargestellt hat \*). „Die Production setzt Vorschüsse voraus,“ heisst es o. c. p. 419 flg., „aber gleiche Vorschüsse auf Grundstücken von ungleicher Fruchtbarkeit geben sehr verschiedene Erträge und dies reicht nicht hin um einzusehen, dass die Erträge nicht in genauem Verhältnisse zu den Vorschüssen stehen können; sie sind es nicht einmal bei der Anlage auf einem und demselben Boden und man kann nie voraussetzen, dass doppelte Vorschüsse einen doppelten Ertrag geben. Der Boden hat sicher eine begränzte Fruchtbarkeit und, setzt man ihn als möglichst gepflügt, gedüngt, gemergelt, mit Gruben versehen, bewässert, gejätet voraus, so ist es augenscheinlich, dass jede weitere Ausgabe unnütz wäre und eine derartige Vermehrung selbst schädlich werden könnte.“ U. s. w. u. s. w.

Während also noch Boisguillebert mit Dünger beliebig viel ausrichten zu können glaubte, mag Turgot nur jene grundirrigte Ansicht von der Entstehung der Rente an einer weiteren Ausbeutung der entdeckten Wahrheiten verhindert haben, die ihn sonst zu den Ricardo'schen Schlüssen hätten führen müssen. Man ist überhaupt geneigt auf das angedeutete Vorurtheil allein die ganze Schuld zu wälzen, wenn den Physiokraten, die der richtigen Grundrententheorie in Vielem nahe gekommen sind, der letzte sie erschliessende Hauptgedanke entgangen ist und somit durch einen, wengleich noch so dünnen, Schleier der klare Einblick in die einfachen Gesetze der Vertheilung völlig verwehrt bleiben musste. Allenthalben stösst man so auf gleichsam schlummernde Wahrheiten, die bloss des einfachen Wortes harrten, das den Zauber lösen sollte, um zum vollen Leben zu erwachen. Es war aber diese Zeit noch lange nicht gekommen und der Spuck der Produktivität des Bodens so mächtig, dass auch die Wirklichkeit,

---

\*) Turgot vergleicht die Wirksamkeit dieses Gesetzes mit der Widerstandskraft einer Feder.

die ihn widerlegte, ohne Bedenken in sein Bereich gezogen wurde. Daher dieses System von Widersinn und Wahrheit, wo die sich häufig widersprechenden Sätze sowohl die Beweiskraft der Erfahrung als auch die Stärke der vorgefassten Meinung verrathen. So ist es nur eine fernere Bestätigung des Gesagten, wenn jenes physiokratische Princip nicht gleich mit der grossen Bedeutung in Einklang zu bringen ist, die namentlich von Turgot dem Kapital beigelegt wird (enf. z. B. LXVI s. Réfl.).

Dass endlich bei dem von der Quesnay'schen Schule dem *produit net* ertheilten Privilegium, ausschliesslich Einkommen zu sein, derselbe nach ihrer Auffassung in der ganzen Oekonomie, geschweige denn in der Distribution, das bedingende und wichtigste Moment sein musste, liegt eben so auf der Hand, als dass die Ansicht über seinen bestimmenden Einfluss auf die Vertheilung nur diesem *Factum* nach, nie aber in Bezug auf den Verlauf und die Erklärung des Processes mit der Ricardo'schen übereinstimmen konnte. Dort nämlich bestimmte die Masse der Ackerbauprodukte die Höhe (*importance*) der Rente, des Zinses und des Lohnes und sollte die erstere, der Ueberschuss sowohl für die Entrichtung der Steuer, als für die Löhnung der Industrie und der liberalen Professionen das Gewicht der Nothwendigkeit haben. Hier dagegen wird die Rente erst durch die Verschiedenheit der Reinerträge von den grösseren derselben abgesondert und erlangt durchaus nicht die unmittelbar bedingende, sondern mehr eine passive Bedeutung, indem ihr Ursprung und Wechsel bloss als Folge der gleichen Ursache auch die Veränderungen der übrigen Theile des Gesamteinkommens angeht. Die erstere Rolle: „*la boussole universelle du gouvernement et le centre commun de tous les intérêts*“ zu sein (*N<sup>o</sup> 5* der *Éclairc.* v. *Bau-deau*) \*) ist offenbar bei weitem die grössere und von der anderen so sehr verschieden, dass auch *Daire* neben jener Bevor-

---

\*) Es lässt sich daher die Heftigkeit verstehen, zu der sich jener *Abbé* durch *Necker's* u. a. Merkantilisten Angriffe hinreissen liess, in denen er seinen *Compass* des Staates und der Regierung zum „*sujet de fades railleries pour les femmelettes, de terreurs pour les avides publicains, et d'épigrammes ridicules pour quelques beaux esprits prostitués aux uns et aux autres*“ entwürdigte sah. Schon damals gab es also einen heftigen Streit.

zungung des Ackerbaues „in den Ideen der Physiokraten über die Vertheilung des Reichthums im Schoosse des socialen Körpers“ den einzigen Punkt sieht, „in denen ihre Ansichten sich wirklich von den durch die modernen Wissenschaften gesetzten Principien unterscheiden.“

Wenn diese Behandlung der physiokratischen Lehre bei der Bekanntheit dieser letzteren noch zu umständlich scheint, so mag sie sich damit entschuldigen, dass sie durch die stete Bezugnahme auf die Ricardo'sche Theorie in die allmähliche Heranreifung derselben einen Einblick gewährt, der auf die vielbesprochenen Ansichten eines Smith, Malthus, Say vorbereitet und daher bei deren Besprechung schon Manches vorauszusetzen gestatten wird. Die Hauptidee nämlich der jetzt so sehr angefochtenen Rentendoctrin konnte bei diesen Schriftstellern um so leichter ihrem vollständigen Durchbruch entgegenreifen, als sie, nach den Anklängen bereits in den Schriften der angeführten älteren Gelehrten, in denen der Oekonomisten mitunter eben nur der greifbaren Evidenz ermangelt und, wenn auch ungehört, zu manchem ihrer Sätze den Grundton bildet, den Ricardo zum dominirenden seines Systems machen sollte.

Man könnte fast behaupten, dass gerade die übergrosse Bedeutung, welche dem produit net beigelegt wurde, die wahre Erkenntniss der Rentennatur verzögert habe, indem die enthusiastischen Vertheidiger des darniederliegenden Ackerbaues von einer nüchternen Prüfung der Eigenthümlichkeit dieses vorzüglich beim Grundeigenthum beobachteten Einkommens abgehalten und zur bekannten Ueberschätzung und Uebertreibung gedrängt wurden. Konnte der Begriff der Rente in jenen Werken, wo die Erörterungen sich hauptsächlich an die Handelsbilanz knüpften, neben den Untersuchungen über die Preisverhältnisse der Münzen und Barren, den Zinsfuss und den Papiercredit, die allgemeinsten Quellen des Reichthums, Handel und Colonien, — wenig zur Geltung kommen, so litt er wiederum in der Bearbeitung der genannten französischen Denker unter der ihm, als dem vermeintlichen Schwerpunkt aller Interessen im Uebermaasse zugewandten Gunst. Ob-

schon wir auch daher mit dem aus ihrer Doctrin von Daire gezogenen Resumé, dass man aus dem Boden mit möglichst geringem Quantum von Kapital und Arbeit die möglichst grosse Menge von Nahrungsmitteln und Rohstoffen schöpfen müsse,“ also mit „einer Lehre der Oekonomie der Produktionskosten“ nur übereinstimmen können und der Satz: je fruchtbarer der Boden, je freigebiger die Natur, desto höher (unter sonst gleichen Bedingungen) das reine Einkommen der Nation, — in Wirklichkeit gültig ist, so ist und bleibt die irrige Ansicht von der ausschliesslichen Produktivität des Bodens das Hauptprincip ihres Lehrgebäudes, das nie und nimmer anerkannt werden kann.

Darum scheint uns selbst Hermann im Unrecht zu sein, wenn er S. 39 s. Staatsw. Unters. den Irrthum der Physiokraten darin sieht, „dass sie eine Ansicht in dem Zustande wirthschaftlicher und bürgerlicher Entwicklung durchführten, die nur für eine frühere Stufe der Volkswirtschaft wahr sei.“ Denn nach seiner eigenen Erklärung: „Die Lieferung jedes begehrten und vergoltenen Gutes ist directe Production,“ kann die Ansicht der Physiokraten auch dann nicht wahr sein, „wo selbständige Wirthschaft nur führt, wer seinen eigenen Boden baut; jeder Andere als Arbeiter oder Hausgenosse bei diesem lebt.“

Ehe wir diesen Abschnitt schliessen, wollen wir noch in aller Kürze auf Passy zurückkommen, da seine bereits erwähnte Auffassung von der Rente in der physiokratischen wurzelt und mit derjenigen Daire's wohl identisch ist. Die Rücksicht auf die Zeit schien uns zu Gunsten derjenigen auf den geistigen Zusammenhang zurücktreten zu müssen und daher im Anschluss an Quesnay's System der geeignetste Platz für diese beiden Autoren der Jetztzeit zu sein, welche mit am schwersten das Vorurtheil des vorigen Jahrhunderts aufgeben möchten. Die nicht gehörige Sonderung der im Producte enthaltenen Factoren und die daraus entspringende Verwechslung der natürlichen mit der wirthschaftlichen Production ist auch für sie die Ursache alles Irrthums. Zwar können sie die Rente nicht mehr so einfach, wie jene ihre Vorgänger, auf die Produktivität des Bodens begründen, aber sie suchen sie noch immer aus der

Freigebigkeit, aus der Fähigkeit desselben herzuleiten, seinem Anbauer mehr zu ertragen als zu dessen persönlichem Bedarfe hinreichend ist. So gelangen sie jedoch zu dem Begriffe eines von der Rente wesentlich verschiedenen Ueberschusses, auf den in seiner vagen Bedeutung die für jene richtigen Beobachtungen durchaus nicht passen wollen. Daher die Widersprüche, wo sie, um auch diesen gerecht zu werden, ihren Ausgangspunkt geradezu ignoriren müssen.

Dass jener Ausdruck „persönlicher Bedarf“ ganz wörtlich zu verstehen ist, darüber kann kein Zweifel obwalten, da Passy (cnf. Einl. p. 27) nicht nur den Ueberschuss darüber, sondern auch die ihm eventuell entsprechende Ersparniss der Mühe, die „Dispensation von anhaltender Arbeit“ und „zu reproductiven Beschäftigungen verwendbare Musse“ für die Rente erklärt und sagt, dass diese allein dem thier-gleichen Leben des Menschen ein Ende habe machen können. „Mit dem Augenblick, wo der Ertrag der Ernte einen verwendbaren Ueberschuss nachlasse, sei die Rente schon vorhanden und realisire sich sofort, sobald nur die Anbauer Consumenten für denselben finden und in Folge dessen mehr Zeit (!) auf ihre Arbeit verwenden, als sie es für ihren eigenen Bedarf thun müssten.“ Wir stehen also hier entschieden auf einem ganz anderen Standpunkte als dem Ricardo's und dürfen die Ansicht seines Gegners nicht von diesem, sondern nur von ihrem eigenen aus beurtheilen; eine unerlässliche Gerechtigkeit!

Vor Allem leuchtet es nicht ein, wesswegen diese so genannte Rente bloss auf den Ackerbau beschränkt werden soll? Noch mehr als auf diesem Gebiete leistet die Natur in solchem Sinne vielleicht auf anderen und es ist kein Gewerk zu nennen, wo nicht der Einzelne mit ihrer Hülfe weit über seinen eigenen Bedarf Güter herzustellen die Macht hätte. Das ist schon die nothwendige Voraussetzung und Bedingung jeder Arbeittheilung. Die Wichtigkeit der Bedürfnisse ist relativ und hat hier Nichts zu besagen, falls, wie es doch der Verfasser thut, der Grundsatz anerkannt wird, dass nur die Arbeit Werth schaffe und folglich principiell nur solche ausgetauscht werden kann. Wollte man aber das Alles „Rente“ nennen, was der Einzelne in jedem Zweige über den eigenen Bedarf zu produciren vermag, so wären Lohn

und Gewinn, der erstere wenigstens so weit er jenen übertrifft, nur Quoten derselben und müsste für die dritte Distributionsform eine neue Bezeichnung gesucht werden. Doch selbst, wenn das gar wünschenswerth wäre, so hätte man immerhin noch Nichts über sie, die eigentliche Rente, erfahren, von der doch die Rede sein soll.

Man sieht, die beiden Begriffe, um die es sich hier handelt, sind himmelweit verschieden und der des Passy'schen Ueberschusses unendlich umfassender als der der Ricardo'schen Rente. Auch fasst unser Autor diese letztere sehr eng als blossen Pacht auf und meint, daher, dass man in Nord-Amerika wegen der geringen Bodenpreise (!) nicht jene, sondern bloss diesen schwer angetroffen habe: „Die Rente,“ „der Ueberschuss über die Kosten sei nirgends grösser und das der Grund zum steigenden Reichthum des Landes.“ Wie falsch aber und grundlos diese Begriffsverwechslung, wie müssig seine Definition ist, ergiebt sich daraus, dass er sehr richtig hinzufügt: „Nicht weil der allgemeine Zinsfuss in Amerika sehr hoch ist, giebt der Boden seinen Bauern reichen Ertrag; im Gegentheil, weil der cultivirte, noch vollständig wählbare Boden so viel Ertrag gewährt, ist der Zinsfuss hoch.“ Es bestätigt sich hier also wieder, dass das, was Passy als „Rente“ bezeichnet, sich sowohl als hoher Zins, als auch als hoher Lohn gestalten kann, vielmehr diese beiden Theile fast ganz umfasst. Das „specifisch Characteristische“ geht ihr demnach vollständig ab und wir erfahren Nichts über das Einkommen des Grundeigenthümers, denn jener „Ueberschuss“ wäre dafür doch wohl zu gross! \*)

Diese hier dargelegte Ansicht, die wir im Dict. de l'É. P. fanden, scheint uns nun auch aus Daire's Abhandlung häufig hervorzublicken. So meint er z. B. unter A.: wenn auch Buchanan hinsichtlich der Grundeigenthümer Recht habe, indem er die Rente nicht aus dem produit net selbst, sondern aus dem Preise desselben herleitete, so käme doch der Gesellschaft bei einem den Kosten durchaus proportionellen Preise „ein sehr reeller und von

\*) La rendita non è un prodotto immediato, e necessario della fecondità, ma un accidente di essa, e che risulta dalla necessità d'impiegare gli stessi capitali con minor profitto.“ Fuoco. Saggio I p. 34).

dem Getreidepreise völlig unabhängiger Ueberschuss von Reichthum“ zu Gute, „der das Werk nicht der menschlichen Arbeit, sondern der Natur wäre!“

Es ist aber interessant zu verfolgen, wie Passy in dem Maasse als er auf die eigentliche Rente, das specifische Einkommen des Grundeigenthümers übergeht, seinen weiten Rahmen immer mehr einschränken und sich der Ricardo'schen Fassung nähern muss. Und jede neue Schranke ist eine Inconsequenz! So führt er neben der Fruchtbarkeit der Erde noch den verschiedenen Grad derselben als Bedingung der Rente, wenigstens als eine Bedingung an, „welche ihre Höhe bestimmt.“ Es ist aber klar, dass er, dem das einzige massgebende Moment doch nur die absolute Fruchtbarkeit sein müsste, schon ein Zugeständniss macht, wenn er der relativen auch nur jene Bedeutung einräumt. Wo er ferner von den Kapitalanlagen im Ackerbau spricht und darauf hinweist, dass sie „meistens nicht bloss den Betrag des Zinses und des bei ihrer Benutzung erhaltenen Gewinnes eintragen, sondern dem Boden noch einen neuen Ueberschuss entwachsen lassen,“ führt er einen Begriff ein, der doch die ganze Erörterung auf das Gebiet der Vertheilung verlegt. Hört schon hier die Rente auf, der ganze Ertrag zu sein, der noch nach der Befriedigung des persönlichen Bedarfs des Ackerbauers übrig bleibt, so wird die Inconsequenz noch auffallender, wenn es später heisst, dass auch die landwirthschaftlichen Verbesserungen die Rente nicht steigern können, sobald der Tauschwerth in dem Verhältnisse zu dem grösseren Erfolge der intelligenteren Arbeit sinken würde! Auch hier heisst es eigentlich, dass die Rente den geringsten Werth gerade dann hätte, wenn sie am grössten wäre; auch hier trifft jener Vorwurf, welchen Dussard den Physiokraten macht. Und Daire scheint ihn gleichfalls zu verdienen: denn, wenn die Rente der ausschliesslich produktiven Kraft des Bodens zugeschrieben und nicht zugegeben wird, dass sie sich bloss von dem Gewinne mit dessen nothwendiger Verschiedenheit absondere, so ist die Annahme einer Rentenerhöhung „in dem Maasse, als man stufenweise vom Anbau der fruchtbarsten Ländereien zu dem von schlechteren übergeht,“ nicht mehr gut zulässig. Es giebt hier keine Vermittlung und kein juste milieu! Entweder ist die Rente Folge der Verthei-

lung auf Grund der Differenz der zugleich benutzten Productionsverhältnisse oder man entschliesse sich mit den Physiokraten unumwunden zu behaupten, dass es eine Productivität des Bodens gebe. Denn zu dieser muss consequenterweise die Fruchtbarkeit desselben präcisirt werden, wenn sie das besondere Einkommen des Grundeigenthümers erklären soll. Und so bekennt endlich auch Passy, dass es die produktive Fähigkeit des Bodens sei, welche, indem sie demselben nicht nur über den Bedarf des Anbauers, sondern auch über die angewandten Kosten einen Productenüberschuss zu ertragen gestatte, die Rentenbildung herbeiführe.

Es laufen eben diese beiden Lehren in einander: den Physiokraten schwebte die Fruchtbarkeit des Bodens vor, als sie dessen Productivität proclamirten, ihren jüngsten Ausläufern drängt sich diese auf, wo sie bloss jene hervorheben wollen.

Wir übergehen hier sowohl solche Einwände gegen Ricardo, die auf die Machtentwicklung des menschlichen Geistes weisen, als auch solche, die weniger das Wesen, als die Consequenzen seiner Lehre, namentlich den vielbesprochenen Widerstreit der verschiedenen Klasseninteressen zum Ziele haben (s. o. S. 52). Erst später bei und nach der Betrachtung der Ricardo-Thünen'schen Lehre können und werden sie berücksichtigt werden. Nur als charakteristisch führen wir Daire's Fragen an: „Nimmt man diese Thatsache (dass der Grundeigenthümer ernte ohne zu säen) für wahr an, ... säet oder arbeitet der Geldausleiher mehr als der Grundbesitzer? ... Weshalb sollte denn dieser mehr als der andere „der Löwe, der starke Mann“ in der Gesellschaft sein, wie ihn Necker hinstellt?“ ... u. s. w. So wird nach keines anderen als Say's Vorgang der Unterschied zwischen Kapital und Natur als solcher verkannt, zwischen dem Einkommen, das eine Theilnahme an der Production ergibt und dem anderen, das bloss das Resultat von dieser total unabhängiger Distributionsverhältnisse ist.

Endlich sprechen wir noch unser Bedauern darüber aus, dass uns Necker's „Législation des grains“ nicht zugänglich war und wir daher nicht prüfen konnten, ob und in wie weit der berühmte Banquier wirklich ein Vorgänger Ricardo's gewesen ist, wie Daire angiebt.

## Abschnitt III.

---

### Weitreichender Einfluss der physiokratischen Lehre.

A. 2) Herrschender Grundgedanke: Der Mensch producirt, aber auch die Natur und das Product derselben ist die Rente.

---

Wenden wir uns nun Ricardo's unmittelbaren Vorläufern zu, so drängt sich uns die Meinung auf, dass nur jene physiokratische Irrlehre den Durchbruch seiner Ideen verzögert habe, denn in dem Maasse als jene zurücktritt, beginnen diese zu herrschen. Eine Ausnahme bildet bloss der vorzeitige und daher auch wenig beachtete Anderson, den wir darum trotz Chronologie erst unmittelbar vor dem glücklicheren Bekenner derselben Doctrin berücksichtigen wollen. Sonst zeigt es sich in der That, dass weder Smith noch seine durch die grosse Autorität geblendeten Anhänger mit jenem Vorurtheile plötzlich und vollkommen brechen konnten. Es haftet noch an Say, Simonde de Sismondi, Hufeland und selbst an Malthus; obwohl die ersteren „sonst keiner zu grossen Vorliebe für den Grundbesitz und die Lehre der Oekonomisten beschuldigt werden können;“ der letzte aber gewöhnlich gar neben West und Anderson genannt wird und gleich ihnen den Ruhm beansprucht, in Ricardo nach Fonteyraud's Ausspruch bloss einen „verantwortlichen“ Herausgeber gefunden zu haben. Uns scheint jedoch jene physiokratisch gefärbte Ansicht von der Produktivität des Bodens und die unklare Einsicht in die Natur der Mitwirkung desselben nicht allein hier,

sondern bis auf die Carey-Bastiat'sche Richtung überhaupt die wahre Grenzscheide zwischen Ricardianern und Nicht-Ricardianern zu sein, eine so grosse beiderseitige Annäherung an diese Demarkationslinie auch vorauszusetzen war und in Wirklichkeit zu constatiren ist. „Der Antagonismus der Hauptansichten über die Rente,“ sagt Passy in ähnlichem Sinn, „ist bien marqué, stark ausgeprägt: während die Einen die Bildung der Rente der in der landwirthschaftlichen Arbeit mitwirkenden Thätigkeit der Natur zuschreiben, leugnen die Anderen jeden Einfluss dieser Thätigkeit.“ Nur der Zusatz: „und betrachten die Rente bloss als Lohn für die Ausgaben und Mühen, mittelst derer es der menschlichen Gesellschaft gelungen ist, den Boden zu einem Werkzeuge der Production zu machen,“ weist diese Fassung des strittigen Punktes in die engeren, erst später hervorzuhebenden Schranken der neueren Polemik über unseren Gegenstand. Ohne ihn ist die Sonderung auch für die ältere Zeit gültig, wo es darauf ankommt, in welchem Sinne man jene so unumgängliche, an sich nicht zu leugnende Thätigkeit und Mitwirkung auffasst: ob man ihr das Epitheton „productiv“ von vornherein beilegt oder nicht. Im Falle, dass es geschieht und sei es mit noch so vielen Präcautionen, so gilt das als Beweis, dass die ältere Auffassung, die der landwirthschaftlichen Arbeit den Vorzug einer besonderen Vollkommenheit gab, anerkannt bleibt und die Gegenpartei einen Anhänger zählt; sieht man in der Rente aber eher die Folge einer (weisen) Beschränktheit der dem Ackerbau dienenden Naturkräfte, so bekennt man sich im Wesen zur Lehre Ricardo's.

Geht man auf diese Differenz zurück, so erscheint es doch höchst auffallend, dass die Ricardo'sche Doctrin die Physiokratische verdrängen musste, um ihrerseits durch die Bastiat-Carey'sche Richtung neuerdings scheinbar discreditirt zu werden. Vor Ricardo handelte es sich hauptsächlich darum, ob die Grundrente ein auf der Produktivität des Bodens beruhendes Einkommen, ein stehendes Monopol des Ackerbaues, ja das einzige Reineinkommen der Nation sei. Ricardo's Theorie sieht in ihr bereits kein allgemeines Privileg der Agrikultur, sondern nur das Privileg des vorzüglicheren Bodens, unabhängig von der Persönlichkeit und deren Macht. Nunmehr darf aber ein solches gar nicht

bestehen: es ist Verdienst, es ist Prämie, es ist Kapitalzins. Der Abstand zwischen den beiden Extremen ist eben so gross oder — naturgemäss — noch grösser, als der Unterschied in den Objecten des älteren und neueren Meinungskampfes: hier die Frage, ob es überhaupt ein dem Grundbesitz eigenthümliches Einkommen gebe, dort, ob es in der Produktivität des Bodens oder in der Verschiedenheit desselben und dem Ausgleichungsgesetze der Distribution begründet sei. Nicht weniger als in der ersten, ist die Entscheidung auch in der letzten Frage massgebend für die Beurtheilung der entsprechenden Periode.

Dass nun im Falle jener Annäherungen der hier divergirenden Ansichten, Annäherungen, wie wir sie schon bei Smith, namentlich aber bei Malthus finden, dem sie neben dem Ruhme das grosse Bevölkerungsgesetz entdeckt zu haben auch die Miturheberschaft des Rentengesetzes zuzuwenden scheinen, — eine Vermittlung, — in der Gefahr logischer Widersprüche, eine Aushilfe gesucht werden musste, ergibt sich eben so klar a priori, als aus der auffallenden Uebereinstimmung in der Wahl des ergänzenden Lehrsatzes. Gedrängt durch die gleichzeitige Anerkennung zweier für sie unbewusst so entgegengesetzten Principien, erklären beide Schriftsteller und nach ihnen Andere, dass das Angebot der Nahrungsmittel der Nachfrage vorangehe, sie hervorrufe. Um nur die Lehre aufrecht zu erhalten, dass die Bodenrente in der Fruchtbarkeit des Bodens ihre Hauptursache habe, vergisst der Zweite von ihnen, streng genommen, seine eigenen Gedanken des „Essay on the princ. of population.“ Zu solcher Ansicht und der gerade entgegengesetzten Ricardo's spitzt sich, möchten wir sagen, die ganze Differenz zu, welche jener Polemik zu Grunde liegt, die zwei befreundete Meister in Bezug auf dieselbe Theorie trennte, deren Autorschaft doch beiden zugeschrieben wird. Dieser Polemik wegen müssen wir Malthus, aber auch Say und Sismondi nicht bloss als Vorgängern, sondern auch als Gegnern unsere Aufmerksamkeit zuwenden, ja diese beiden letzteren in so weit noch später die Reihe derselben eröffnen lassen. Wird es aber einerseits durch die intime Verbindung so grundverschiedener Lehren, wie der physiokratischen und der Ricardo'schen nicht leicht gehörig und klar zu sondern, so findet

sich andererseits eine Entschädigung darin, dass bei der Beurtheilung Smith' sowohl, als Malthus' wir meistens bloss Ricardo's eigener Kritik zu folgen haben. Jedenfalls ersieht man daraus, dass unserer Rententheorie der Streit ihrer ersten Bekenner ein ominöses Wiegenlied war.

A. Smith. A. Smith. Wie sehr sich jenes bereits genannte Vorurtheil der Physiokraten der wahren Erkenntniss hindernd in den Weg stellen konnte, ist namentlich an dem Begründer der Nationalökonomie zu ersehen, „der in Bezug auf Kohlengruben dem wahren Rentenprincip sehr nahe gekommen ist, im Uebrigen aber durch die falsche Voraussetzung gehindert wird, als wenn es einige Arten von Bodenprodukten gäbe, die immer eine Rente abwürfen, andere, bei welchen dies nur unter gewissen Umständen geschähe.“ (Roscher: Grundl. § 154. 6). Diese Voraussetzung ist jedoch nur eine weitere nothwendige Folge jenes den ursprünglichen Fehler stützenden Lehrsatzes von dem Privileg der Nahrungsmittel auf Nachfrage. Es nimmt daher nicht Wunder, dass man Smith je nach dem Standpunkt und den Zielen der Schriftsteller nach entgegengesetzten Seiten gezerzt sieht, dass er bald mit Quesnay und Turgot übereinstimmen, bald Ricardo's „Mitschuldiger“ sein soll. So verschieden diese Beurtheilung ist, die Möglichkeit derselben erklärt sich leicht aus dem Vergleiche der vielen sich widersprechenden Stellen, die in dem so berühmten Inquiry von der Bodenrente handeln.

Es ist zur Genüge bekannt, dass sein Verfasser einmal so weit gegangen ist zu erklären, „dass im Ackerbau die Natur zugleich mit dem Menschen arbeite, und, obwohl ihre Arbeit keine Auslage koste, deren Erzeugniss so gut, als das der theuersten Arbeiter seinen Werth habe;“ dass kurz der Ackerbau die produktivste Arbeit sei. „Das im Ackerbau angewandte Kapital,“ heisst es L. II ch. 5 p. 144 f. der Baseler Ausg. 1791, „setzt nicht allein ein grösseres Quantum produktiver Arbeit in Thätigkeit, als jedes gleiche, wenn es in der Manufactur angelegt ist, sondern fügt auch im Verhältnisse zu dem von ihm verwandten Quantum produktiver Arbeit einen viel grösseren Werth zu dem jähr-

lichen Product des Bodens und der Arbeit eines Landes, zu dem wahren Vermögen und Einkommen seiner Bewohner hinzu,“ — „kein anderes kann je eine so grosse Reproduction verursachen und von allen Arten, wie das Kapital angewandt werden kann, ist es bei weitem die vortheilhafteste für die Gesellschaft: in der Manufactur thut die Natur nichts“ \*). Staunt man unwillkürlich über diese eigenthümliche Verblendung des so hellsehenden Denkers, eine Verblendung, die ihm hierin den Oekonomisten recht nahe stellt und offenbar durch seine falsche Erklärung der Rente verursacht worden ist, so versteht man es noch weniger, wie er in dem Bestreben einen allgemeinen Rentensatz anzugeben gar hinter Turgot zurückbleiben konnte.

Dessen ungeachtet lehrt er L. I ch. XI: „nur solche Theile des Bodenerzeugnisses können gewöhnlich auf den Markt gebracht werden, deren gewöhnlicher Preis genügt, um das zu ihrer Beschaffung nothwendige Kapital sammt üblichem Gewinn zu ersetzen. Wenn der gewöhnliche Preis mehr beträgt, fällt der Ueberschuss natürlich der Bodenrente zu. Wenn er nicht mehr beträgt, kann er, mag auch die Waare noch auf den Markt gebracht werden, keine Rente dem Grundherrn gewähren. Ob der Preis mehr beträgt oder nicht, hängt von der Nachfrage ab.“ „Nach diesem Passus sieht man sich allerdings zur Annahme hingetrieben, dass es unmöglich sei, dass der Autor sich über die Natur der Rente geirrt habe und dass er durchgeföhlt haben müsse, dass die Bodenqualität, welche die Bedürfnisse der Gesellschaft urbaren lassen, von dem gewöhnlichen Preise der Producte und der Frage abhängt, ob dieser Preis genüge, um das nothwendige auf diese Kultur angewandte Kapital sammt gewöhnlichem Gewinn und Zins zu ersetzen“ (Ricardo.)

Dasselbe Dilemma aber, das bereits in älteren Werken durch das Nebeneinandergehen jener beiden contrastirenden Principien

---

\*) Bezeichnend genug für die spätere Polemik wird gerade auch dieser Satz von Fontenay in seinem Buche „du revenu foncier“ p. 32 unter den Stellen angeführt, wo Smith — man glaubt es kaum — wie Ricardo gesprochen haben soll! Auch v. J. B. Say heisst es p. 36 unmittelbar nach Nennung Ricardo's: „Lui aussi, il attribue en grande partie la production et la valeur du revenu fonc. à la fertilité naturelle!“

vorbereitet war und durch die allmählig erfolgende Convergenz der beiden Grundfäden stufenweise deutlicher hervortreten musste, erreicht bei A. Smith den prägnantesten Ausdruck. Seine ganze Rentenlehre ist wie in zwei Theile geschieden und in ihr finden wir den Schneidepunkt der Linien, die dann, obwohl noch die gegenseitige Nähe bei Say, Sismondi, Hufeland und noch viel späteren Schriftstellern zu merken ist, rasch auseinandergehen, um durch Ricardo und seine Anhänger wohl auf immer eine (fast) allgemein gültige Trennung zu erleiden. Dem Glauben an eine Productivität des Bodens näherte sich selbst an seiner Quelle der Zweifel des Ricardo'schen Gedankens und als schon dieser zum Wissen herangereift war, konnte noch Mancher von der Ueberlieferung nicht lassen. Unser Altmeister aber war gerade am Scheidewege.

Wenn er nämlich angenommen hat, dass es „einige Theile des Bodenerzeugnisses gebe, nach denen die Nachfrage stets derart sein müsse, dass sie einen höheren, als den zu ihrem Angebot auf dem Markte genügenden Preis biete; andere hingegen, wo sie diesen Preis eben so wohl gewähren als verweigern könne und dass die ersteren stets eine Rente geben müssen, die letzteren aber eine solche je nach den Umständen ertragen,“ — so ist diese Unterscheidung weiter Nichts, als die Folge jenes offenbaren Zwiespalts im Princip. So weit es sich nicht direct um die im Ackerbau wirkenden Bodenkräften handelt, können seine Ansichten, wie z. B. die über die Kohlengruben (p. 258), gewiss als auf Ricardo vorbereitend angesehen werden. Da er aber andererseits an eine Mitproductivität des Bodens glaubt, muss er die Nahrungsmittel für die einzigen Bodenerzeugnisse erklären, die immer und nothwendig eine Rente geben, d. h. deren Angebot sofort die Nachfrage erzeuge, ja von dieser stets übertroffen werden müsse. Nur so liess sich der physiokratische Grundsatz scheinbar durchführen. Wo die Nothwendigkeit fehlt ihn aufrecht zu erhalten, prüft derselbe Denker unbefangen die Thatsachen und streift hart an die Wahrheit. Dass er den Preis sowohl der kostbaren Metalle und Steine, als auch Steinkohlen (261. 263. 270), in der ganzen Welt für die ersteren, in der Nachbarschaft für die letzteren, durch ihren Preis auf dem ergiebigsten

Bergwerke, bezüglich Fundorte reguliren lässt, ist von geringem Belang. Auch hat Garnier in seiner Aumerkung nicht Unrecht, den Streit darüber für einen Wortstreit zu erklären, der nur von den zwei verschiedenen Arten herrühre, denselben Grundsatz auszudrücken \*). Es steht fest, sagt er, und Smith erkenne es (p. 214 f. in d. Collection) selbst an, dass die unergiebigste Grube die Grenzen für den Preis stecke, das Minimum desselben feststelle; der Preis sei aber seinerseits so niedrig, weil der Besitzer der ergiebigeren Grube gewissermassen die Taxe vorschreibe, zu der auf dem gegenwärtigen Stande der Nachfrage die Waare verkauft werden könne. (Auf den nachfolgenden Ausfall gegen Ricardo kommen wir später zurück.) Dies ist also minder wichtig. Die Hauptsache liegt erst in dem auf jenen gestützten anderen Satze, „dass die Rente, welche ein solches Bergwerk seinem Eigenthümer gewähren könne, nicht zu seiner absoluten, sondern, wie sie heissen möge, zu seiner relativen Ergiebigkeit oder seiner Superiorität vor den Bergwerken derselben Art im Verhältnisse stehe“ (Baseler Ausg. 270 Coll. 223). Diese Worte enthalten das Wesen der Theorie Ricardo's, die dieser selbst in jenem Passus über die Kohlengruben „bewundernswerth und mit möglichster Klarheit dargelegt“ sieht.

Gleich darauf zeigt sich aber das punctum saliens des ganzen Unterschiedes zwischen ihm und Smith. Während Ricardo „kein Wort“ in besagter Stelle zu finden erklärt, „das nicht gleicher Weise auf den Boden so gut, als auf die Gruben anzuwenden wäre,“ lässt Smith gerade hier den angeblichen Gegensatz scharf hervortreten. „Anders steht es,“ so fährt er p. 271 fort, „mit dem Grundbesitz oberhalb des Bodens. Der Werth sowohl seiner Producte, als seiner Rente steht im Verhältniss zu seiner absoluten und nicht relativen Fruchtbarkeit \*\*). Der Boden, der ein gewisses Quantum von Nahrungsmitteln oder zur Bekleidung und Behausung geeigneten Stoffen erzeugt, kann stets

---

\*) Cnf. Ricardo „Princ.“ Ch. XXIV. Hermann „Staatsw. Unters. p. 83 a. a. p. 88. 93. 95 flg. u. 163 III. Vgl. auch mit Bezug darauf Baumstark's Erläut. 567.

\*\*\*) Auch Francesco Fuoco staunt über den Unterschied, den Smith macht. Saggio I. p. 55 flg.

eine gewisse Zahl Menschen ernähren, kleiden, behausen und, welches auch der Antheil der Eigenthümer an diesem Producte ist (einen Antheil haben sie aber immer cnf. II p. 252), dieser Antheil wird stets über einen entsprechenden Theil der Arbeit dieser Menschen und der Güter, die sie ihm verschaffen kann, verfügen können. Der Werth der unfruchtbarsten Grundstücke erfährt keine Veränderung durch die Nachbarschaft des fruchtbarsten Bodens, im Gegentheil er wird dadurch im Allgemeinen gesteigert. Die grosse Anzahl von Menschen, die der fruchtbare Boden unterhält, schafft mehreren Theilen des Erzeugnisses der unfruchtbarsten Grundstücke einen Markt, den sie niemals unter den Menschen, den ihr eigenes Erzeugniss ernähren könnte, gefunden hätten.“

Hier eben culminirt der ganze Unterschied zwischen Ricardo und Smith darin, dass der Eine das Angebot der Nahrungsmittel der Nachfrage nach ihnen vorangehen, der Andere folgen lässt. Die Ansicht von Smith stützt sich aber auf eine Voraussetzung, deren Richtigkeit in einer kaum denkbaren Ursprünglichkeit der Verhältnisse zu suchen ist. Gleich bei den ersten Spuren der Arbeitstheilung, die frühe eintritt, ist nämlich in der Wirklichkeit die relative Wichtigkeit der Bedürfnisse schon schwer abzuwiegen und daher nicht bloss der Ackerbau, sondern jede productive Arbeit jener Herrschaft über Arbeitskräfte und Producte in gleicher Weise theilhaftig. Die fundamentalen Bedingungen zum Leben sind allerdings, aber nicht ausschliesslich im Anbau des Bodens enthalten: um ihm den gewünschten Stoff zu entnehmen, wie auch um diesen erst zum Gute zu erheben, ist Handwerk, Fabrication und mittelbar jede nützliche Arbeit von gleicher Unumgänglichkeit und somit von höchstens graduell verschiedenem Einfluss auf die Bevölkerung \*). Nur dann wird also überhaupt über den eigenen Bedarf producirt, wenn bei wechselseitigem Bedürfniss dieser Ueberschuss ver-

---

\*) Cnf. dagegen Smith (Part II of the produce of land 252 f.) wo es u. A. heisst: „Die Länder bevölkern sich nicht im Verhältniss der Menschenzahl, die ihr Erzeugniss kleiden und behausen könne, sondern im Verhältniss der Zahl, die dieses Erzeugniss zu ernähren im Stande sei.“ ...

langt und eingetauscht werden kann. Smith aber ist der Meinung, dass auch der unergiebigste Boden von vornherein selbst eine Rente ergeben müsse, da das Angebot seiner Producte eine Nachfrage hervorrufe, die den Preis gleich über den Paristand der Kosten treibe. Dass er trotzdem den Werth der unfruchtbarsten Grundstücke durch die Nachbarschaft der fruchtbarsten höher werden lässt, scheint uns unlogisch, da bei von Beginn gleichzeitigem Anbau ganz consequent mit dem später preissteigenden Einfluss des guten Bodens das anfangs zu reiche Angebot seiner Producte in gerade entgegengesetzter Richtung wirken und die Kultur des schlechten nicht gestatten würde, was doch Smith' sonst geäußerten Lehren widerspräche.

Ferner ist es an sich völlig gleich, ob durch den Zuwachs des von dem unergiebigeren Grundstücke gleich anfangs ernährten Menschen die Nachfrage nach seinen Erzeugnissen und mit ihr der Werth derselben steige, oder erst, nachdem die Fruchtbarkeit des besseren eine grössere Bevölkerung hervorgerufen habe. In beiden Fällen kann und wird nur eine gleiche bestimmte Zahl auf ihn angewiesen und sein Werth nicht absolut, sondern von den den Preis bestimmenden Verhältnissen abhängig sein. Sind die Nahrungsmittel in einer Menge vorhanden, die über den Bedarf hinausgeht, so sinkt, da die Bevölkerung nicht so rasch wächst, nothwendigerweise der Werth derselben, bis durch Verminderung ihrer Erzeugung das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. Gefördert wird diese Tendenz zur Ausgleichung, die offenbar die weniger guten Strecken trifft, durch die erfolgende Zunahme der Bevölkerung d. h. der Nachfrage. Die Richtigkeit der Ricardo'schen Theorie blickt hier allenthalben durch und Smith macht ihr in der Bedeutung, die er der Nachfrage beilegt, ein deutliches Zugeständniss: der Werth jener Grundstücke oder was hier dasselbe, der Preis ihrer Producte, der zugestanden durch die Nachbarschaft der besseren gesteigert wird, muss im Anfange dieses Processes zeitweilig nur die Kosten gedeckt d. h. mit der Angabe des wahren Marktstandes begonnen haben. In diesem Sinne reguliren die zur letzten Kapitalanlage erforderlichen Kosten, die durch den zur Zeit bestehenden Preis nur eben gedeckt, bloss durch ihn zugelassen werden, den Preis für alle übrigen unter

verschiedenen Bedingungen zum Markte gelangenden Quanta desselben Erzeugnisses. Wenn nicht die entgegenwirkende Kraft der „Civilisation“ sich grade geltend macht, muss gewiss jede Förderung der Volksvermehrung den Tauschwerth der Bodenproducte erhöhen und nur durch dieses Medium der verstärkten Nachfrage kann „Alles, was den Boden fruchtbarer an Existenzmitteln zu machen strebt, nicht allein den Werth der Grundstücke, auf denen die Verbesserung vorgenommen wird, vermehren, sondern auch in gleicher Weise zur Wertherhöhung mehrerer anderer beitragen.“

Demnach scheint Smith auch uns jedenfalls mit Unrecht dem Grundbesitz oberhalb jenen Vorzug vor dem unterhalb der Erde einzuräumen. J. B. Say dagegen, der sich auch in der Rentenlehre an ihn anschliesst und mit ihm den Grundfehler theilt, findet in einer kritischen Note zu Ricardo's 24. Kapitel, dass das Motiv, das Smith für seine Ansicht anführt „seiner Vernunft in Nichts widerstehe.“ Die ihn zu dieser Uebereinstimmung bewegenden Gründe sind eben nicht neu und lässt sich von ihnen nur das Vorhingesagte wiederholen. „Ueberall,“ so lautet hier zuerst die unleugbare Wahrheit, „wo Nahrungsmittel wachsen können, können auch Menschen geboren werden, um sie zu consumiren.“ Daraus folgt aber keineswegs, „dass die Nachfrage Producte solcher Art sicher aufsuche, während sie Steinkohlen und Bauholz nicht nachgehen werde, sobald die Kosten ihres Transportes zum Orte der Consumption ihren Werth übersteigen!“ Auch „bestätigen die Darlegungen Malthus', welche nachweisen, dass die Bevölkerung stets über die Unterhaltungsmittel hinauszugehen strebe,“ wie es uns scheint, nicht „die Smith'sche“, sondern gerade die Ricardo'sche Ansicht.

Der physiokratische Zopf, möchten wir sagen, der sich hier blicken lässt, war es auch, der unseren Meister die an sich richtigen Sätze, „dass die Rente auf eine von den Löhnen und dem Kapitalgewinn verschiedene Weise in den Bestand des Waarenpreises eintrete; dass hohe oder niedrige Löhne und profits (Gewinn und Zins) die Ursache eines hohen oder niedrigen Preises, hohe oder niedrige Renten die Wirkung desselben seien,“ — diese Sätze nicht hat hinreichend ausbeuten lassen. Denn in

dem Zusammenhange mit der Lehre von den Bodenerzeugnissen, „die stets eine Rente ergeben sollen,“ haben sie nur halbe Bedeutung und können nicht Ricardo's Vorwurf entkräften, dass Smith „und die Rente bei Ackerbauerzeugnissen zu einem der Elemente des Preises“ mache \*). „Der Preis,“ sagt der Kritiker, wie es auch p. 220 (Coll.) des Inquiry in Bezug auf die Edelmetalle heisst \*\*), wird beständig durch den Gewinn bestimmt, den man aus jenem letzten Theile des angelegten Kapitals zieht, von dem man keine Rente oder Miethe zahlt. Hätte Smith an diesen Grundsatz gedacht, so wäre er nicht auf den Unterschied zwischen der Rente der Bergwerke und der der Grundstücke gekommen.“

Wie sich nun hier die Tragweite jenes dem sonst überwundenen Standpunkte gemachten Zugeständnisses erweist, so finden wir auch in den übrigen Theilen der Smith'schen Rentenlehre je nach dem Ausgangspunkte richtige oder durchaus falsche Behauptungen.

Zu den letzteren gehören gewiss die, „dass der Boden (227 Basil) fast in jeder Lage ein grösseres Quantum von Nahrungsmitteln zeuge, als auch zum liberalsten Unterhalte der ganzen zu seiner Beschaffung auf den Markt nothwendigen Arbeit genügend sei; dass ferner auch der Ueberschuss immer mehr betrage, als zum Ersatz des zu dieser Arbeit angewandten Kapitals sammt Gewinn hinreiche und daher stets Etwas für eine Rente dem Grundherren nachbleibe.“ Da fragt Ricardo mit Recht: „Was für einen Beweis liefert er dafür? Keinen, wenn es nicht die Behauptung ist, dass die ödesten Moore Schottlands und Norwegens von ihrer Weide eine kleine Rente ergeben.“ Falsch ist es jedoch, wenn Ricardo bloss eine Anzweiflung dieser Gaben einzuwenden hat, denn selbst, wenn sie richtig wären, könnten sie Nichts be-

\*) Man missverstehe nicht, es hat einen anderen Sinn, wenn Smith p. 75 l. 1 ch. VI Bas. sagt: „In jeder Gesellschaft löst sich schliesslich der Preis jedes Gutes in einen oder anderen oder alle diese 3 Theile (Lohn, Zins [profit] und Rente) und in jeder vorgeschrittenen Gesellschaft treten alle diese drei mehr oder weniger als Bestandtheile in den Preis des bei weitem grösseren Theils der Güter ein.“ In so concreter Auffassung kann die Rente Bestandtheil des Preises sein, sie ist aber kein Element des nothwendigen.

\*\*) „Der Preis muss eben wenigstens genügen, um Kapital sammt üblichem Gewinn zu ersetzen.“

weisen, sobald nicht die wahre Rente genau ausgeschieden wird und z. B. besondere monopolisirende Umstände, wie sie Smith selbst erwähnt, andere Gründe zur Erklärung bieten. Den Gegner hier mit einem blossen Zweifel abzufertigen ist eine eben so gute Waffe der Polemik, als wenn Say auf die ferneren Erörterungen Ricardo's, dass es in jedem Lande Grundstücke, die Nichts über den Kapitalersatz sammt Gewinn einbringen, oder doch mindestens Kapitalien gebe, die auf den Boden verwandt, nur den Zins ertragen, bloss mit der Bemerkung erwidert, dass eben dies Smith nicht zugebe! \*).

Für seine Zeit ist es ferner vielleicht nicht überflüssig gewesen, wenn dieser Autor, wie übrigens schon vordem Turgot, erklärt, dass der Bodenertrag mehr von der richtigen Wahl, als einem grossen Aufwande von Mitteln abhängig sei. Aus den folgenden (L. II p. 144 flg. Bas.) höchst einfachen Sätzen aber tritt uns wiederum bei genauerem Hinblicke jene ursprüngliche, man möchte sagen, kindliche Vorstellung von der Arbeit der Mutter Erde entgegen. „Pflanzen und Acker,“ heisst es dort, „reguliren häufig die active Fruchtbarkeit der Natur mehr, als sie dieselbe beleben; und nach aller Arbeit bleibt stets ein grosser Theil des Werks von ihr, der Natur verrichtet.“ (Ja das ganze Werk, nämlich das der Formveränderung des Stoffes wird von der Natur verrichtet, die menschliche Arbeit und Kunst kann nur durch Gestaltung und Modification der jenen Process beeinflussenden Bedingungen und zwar nur bis zu einem bestimmten Grade in Betracht kommen.) „Die Rente,“ will nun Smith, „als das Product jener Naturkräfte“ betrachtet wissen, „deren Gebrauch der Grundeigenthümer dem Pächter leiht (Ricardo's Definition!): „sie sei das Werk der Natur, welches nach Abzug oder Vergütung alles dessen, was als das Werk des Menschen betrachtet werden kann, übrig bleibe“ und „grösser oder kleiner, je nach der vorausgesetzten (natürlichen) oder gesteigerten Fruchtbarkeit des Bodens.“ Hier fällt es auf, wie Passy selbst jetzt wenig anders denkt! \*\*) Hier tritt

\*) Cnf. Nassau W. Senior. Pol. Écon. 3 Édit. 1854 p. 116 u. 118.

\*\*) Er will aber dennoch mit Smith nicht ganz übereinstimmen und tadeln denselben in dem Theile seines Artikels, der von den verschiedenen Ansichten handelt.

aber auch wieder eben die gefährliche Unklarheit über den Begriff „Production“ deutlich zu Tage! denn das Fundament des socialen Baues: die Arbeit ist hier so sehr übersehen, dass den Grundeigenthümern aus der blossen Occupation „regelmässig ein Einkommen, das Product von gegebenen Naturkräften“ zugewiesen wird!

Das „hebe dich weg, Grundeigenthümer!“ wäre schon damit zu erklären, wird aber förmlich hervorgerufen, wenn Smith in noch schärferer Weise äussert: „sobald der ganze Boden eines Landes Privateigenthum geworden ist, lieben es die Grundbesitzer gleich allen Menschen zu ernten, wo sie nicht gesäet haben und fordern eine Rente selbst für dessen Naturerzeugniss.“ (L. I ch. VI p. 74 Bas.) „Es bilde sich,“ so heisst es hier weiter, „noch ein additioneller Preis für das Holz des Waldes, für das Gras der Felder und für alle natürlichen Früchte des Bodens, welche, als er Gemeingut war, dem Arbeiter nur die Mühe sie zu sammeln kosteten und jetzt theurer zu stehen kämen. Er müsse für die Erlaubniss sie zu sammeln zahlen und dem Grundeigenthümer einen Theil des Gesammelten oder seines Arbeitsproductes,“ ja (ch. VIII p. 85 Coll.) „fast das ganze Product“ abtreten, „die Rente des Eigenthümers sei der erste Abzug, den das Erzeugniss der auf den Boden verwandten Arbeit erfahre!“

Zum Schutze solch eines Privilegs reicht wohl die blosser Utilität desselben nimmer aus und doch ist sie die einzige Stütze, zu der trotz ihrer ganzen Bedingtheit und daher Schwäche alle Schriftsteller, die besagte Ansichten über die Grundrente theilen, zur Aufrechterhaltung der bestehenden Gesellschaft ihre Zuflucht nehmen müssen. Die Nützlichkeit ist nur ein mitgegebenes Attribut aller aus den festen Sätzen, auf die der sociale Bau begründet ist, sich von selbst als Consequenzen ergebenden Institute und Ordnungen. Die Basis aber, um die es sich hier handelt, die Hauptbasis der Wirthschaft ist die Arbeit, welche allein kraft der ihr inliegenden individualisirenden, selbst personificirenden Eigenschaft das Privateigenthum in's Leben gerufen hat und auf's Beste sichern kann. Privateigenthum an Grund und Boden ist nie vorhanden, so lange die Menschen sich ausschliesslich von freien Gaben nähren; erst wenn diese nicht ausreichen und die Arbeit nachhelfen muss, wird das Eigenthum nothwendig und er-

halten die Güter — nun nicht mehr Gaben, sondern Producte — selbstverständlich und noch vor der Ernte einen Werth. Die Nützlichkeit dieser ersten so wichtigen Ergebnisse der natürlichen Entwicklung leuchtet ein: wenn Wald und Wiese Gemeingut blieben, so würde durch den Mangel der Reproduction der Werth ihrer Gaben — ein Seltenheitswerth! — mit ihrem raschen Schwinden noch schneller steigen und ein Vernichtungskampf die schwere Folge sein.

Jene angeführten Smith'schen Aussprüche mussten aber jedenfalls um so mehr auffallen, als sie mit der ganzen im Inquiry, dem Panegyrik der Arbeit, bekannten Lehre in hohem Grade contrastiren, eine Inconsequenz enthalten, die nicht lange verborgen und ungerügt bleiben konnte. So erkennt es schon J. B. Say (Cours complet d'É. P. P. II Ch. 2 p. 214 Coll.), dass sein Meister dem eigenen Grundsatz, „dass jedes Product eine frühere oder neue Arbeit vorstelle und nur das werth sei, was diese Arbeit gekostet habe“ (Cnf. Inq. I. V), untreu wurde, wenn er „dennoch dem Boden eine von der menschlichen Arbeit unabhängige Productivkraft zuschrieb“ etc. Diese Erkenntniss hat ihm aber selbst keinen Nutzen gebracht, vielmehr das Streben demselben Fehler zu entgehen nur noch weiter von der Wahrheit abirren lassen \*). Am entschiedensten jedoch ist gegen jenen Widerspruch überhaupt Bastiat aufgetreten, nur ging er in seiner oben (Einleitung) erwähnten Einseitigkeit leider so weit, den gleichen Vorwurf unterschiedslos mitunter auch Autoren zu machen, die ihn eben gar nicht verdienen. Die „utilité gratuite“ sei allenthalben mit der utilité onéreuse, ja die „utilité“ mit der „valeur“ (Scialoja) verwechselt, eine Inconsequenz, die sich Smith, Buchanan, Ricardo, M'Culloch, Scrope, Senior, Mill, Malthus hätten zu Schulden kommen lassen! (Harmonies Ch. IX.)

Stellt man jedenfalls die Sache so, wie Smith hin, so könnte sein Ausspruch p. 321 (Coll.): „Das Interesse der Grundeigenthümer sei eng und unzertrennlich mit dem allgemei-

---

\*) Auch Destutt de Tracy, auf den Say verweist, hebt in seinem Commentar zum „Esprit des lois“ jene Inconsequenz an Smith hervor. Bastiat's Harm. ch. IX, sowie Fontenay's Introd zu seinem Revenu fonc. sind auch für p. 99 | 100 zu beachten.

nen Interesse der Gesellschaft verbunden“ wenigstens nach der angedeuteten Seite hin den heftigsten Angriffen ausgesetzt sein. Er ist jedoch durch die Wirklichkeit geschützt, wenn diese auch in der Auffassung unseres Autors nicht getreu wiedergegeben ist. Allerdings schreibt er „jeder Vermehrung in dem reellen Reichthum der Gesellschaft, jeder Vermehrung in der Menge der in ihr nützlich verwandten Arbeit (p. 320) die Tendenz zu, indirect die reelle Bodenrente zu erhöhen;“ den wahren Grund jedoch der absoluten Rentenerhöhung sieht er nicht ein: vielmehr nimmt laut ihm „die Rente mit dem Erzeugniss zu, das seinerseits in dem Maasse wachse, als sich das zu seiner Hervorbringung bestimmte Kapital vermehre!“ „Jede Verbesserung der Gesellschaftslage,“ schliesst er das lange Kapitel, „hat das Bestreben direct oder indirect die wahre Rente des Bodens zu steigern und das reelle Vermögen seiner Eigenthümer, die Kaufkraft desselben der Arbeit oder dem Producte der Arbeit der Uebrigen gegenüber zu vermehren.“ „Die entgegengesetzten Verhältnisse aber,“ fährt er nicht minder richtig fort, — nur dass man eigenthümlich genug, um dies zu finden, von seiner Grundansicht abstrahiren muss — „die entgegengesetzten Verhältnisse d. h. der Mangel an Verbesserungen (die Rente würde bloss die mögliche Höhe nicht erreichen), Vernachlässigung der Kultur (das Angebot bewirkt ja selbst die Nachfrage!), das Sinken des wahren Preises irgend eines Theiles des produit brut des Bodens z. B. des Viehs (aber würde nicht das Land alsdann zum Getreidebau verwandt werden und die Rente, die nach Smith nur ganz vorübergehend sinken könnte, wiederum sofort steigen?) — kurz die Abnahme des gesellschaftlichen Reichthums, Alles dies strebe andererseits die reelle Bodenrente niederzudrücken“ u. s. w.

Ist also auch im Ganzen der Einfluss des allgemeinen Wohlstandes auf die Rente, die Lage der Grundeigenthümer, als von der der ganzen Nation abhängig und somit die Harmonie der Interessen so weit anerkannt, so drängt sich in die Begründung sowohl, als in die detaillirten Ausführungen der offenbare Mangel an der richtigen Einsicht. M'Culloch hat daher nicht Unrecht, wenn er Smith in einer Anm. zu I Kap. XI die Kenntniss der Natur, des Ursprungs und der Ursachen der Rente abspricht.

Behält man sich aber Ricardo's Erklärung als *reservatio mentalis* vor, so kann man mit Smith in Manchem ruhig übereinstimmen. Es ist z. B. alsdann durchaus nicht zu leugnen, „dass der Preis, den der Pächter zahle, natürlich der höchste sei, den er unter den augenblicklich für den Boden bestehenden Verhältnissen zu entrichten im Stande sei;“ „er ist eben der Theil des Products oder, was dasselbe, der Theil seines Preises, welcher nach Abzug der Productionskosten mit Inbegriff der Zinsen für das vom Pächter angewandte Kapital übrig bleibt; ist keineswegs dem proportionirt, was der Grundeigenthümer für die Amelioration des Bodens ausgelegt haben mag oder zu nehmen, sondern dem, was der Pächter zu geben im Stande ist ...“ „und kann nur aus *accidentiellen* Ursachen bisweilen unter oder über jener Norm stehen.“ (L. I. ch. XI.)

Allenthalben merken wir Widersprüche und allenthalben tritt es auffallend hervor, wie sehr im Allgemeinen die einzelnen Lehrensätze von dem ganzen Connex des Systems abhängen und nur auf dem ihnen eigenen Boden beurtheilt werden dürfen. So erscheint auch die Ansicht, dass die Bodenrente ein „Monopol-Preis“ sei auf der Folie der Smith'schen Rententheorie so sehr anders, als auf der der Ricardo'schen, dass sie dort gänzlich zu verwerfen, hier bei richtigem Verständnisse völlig aufzunehmen ist.

Da nun schon viele der die Rente selbst betreffenden Sätze nur durch die Prämissen in ihrem Werth beeinträchtigt werden, ist es so ziemlich selbstverständlich, dass alle die richtigen Beobachtungen und Bemerkungen der Vorgänger über die mit jener zusammenhängenden Verhältnisse in einem Werke nicht fehlen können, in dem sich sowohl alle bis dahin gemachten Entdeckungen concentrirt als die meisten Widersprüche gehoben hatten. Allein alle diese Wahrheiten über den Einfluss der Lage zum Markte und der Communicationsmittel, der Nachfrage und des Preises, des gesammten Wohlstandes und der Kulturverbesserungen entbehren, so treffend sie mitunter sind, des sie zusammenhaltenden Gedankens und Centrums, weil eben die wahre Oekonomie der Distribution dem befangenen Blicke noch immer verborgen blieb. Und der Schleier, der sie verhüllte, schien doch nunmehr schon an so vielen Stellen gefallen zu sein; ergab sich

doch der Ursprung der Rente von selbst, es bedurfte nur der Verallgemeinerung, wenn Smith beobachtet hatte, dass, sobald „mit dem Abschwinden der un bebauten Strecken für die Viehzucht zu einem Theile des angebauten Bodens gegriffen werden müsse, dies natürlich den Preis für alles Vieh erhöhe und die Eigenthümer der ebenfalls zur Viehzucht benutzten un bebauten Moore sich dies zu Nutzen machen, um im Verhältnisse zum Preise ihres Viehes auch die Rente ihres Bodens zu erhöhen.“ (p. 231 Bas.)

Die Tendenz zur Gewinnausgleichung hat Smith bekanntlich zur Genüge hervorgehoben und stellt er auch die Getreideproduction als für jeden anderen Anbau massgebend hin, so dass die fernere Schlussfolgerung zur Wahrheit recht nahe zu liegen schien. Allein auch er, der Meister der Beobachtung und Forschung, unterliess, wie vor ihm Boisguillebert, gerade den letzten Schritt zu jenem Standpunkte, von dem aus er die durchgehende Gültigkeit seines Werthprincips hätte übersehen können. So schloss sich denn sein Gesichtskreis nicht und musste eben die Vorstellung jenes besonderen Privilegs der Nahrungsmittel aushelfen, stets eine Nachfrage zu erwecken und stets eine Rente zu gewähren. Damit verliert aber auch die Bemerkung ihren vollen Werth, dass „die durch den Import von Getreide aus den Provinzen und dessen häufig umsonstige Vertheilung erfolgte Preiserniedrigung nothwendigerweise den Ackerbau Latiums untergraben musste.“ (L. XI p. 233 Bas.) Gleiches gilt von der Beobachtung, dass „mit dem Fortschritt der Kultur die Rente, obwohl sie ihrem Betrage nach wachse, im Verhältniss zu dem Erzeugniss des Landes abnehme“ (II. III p. 100 Bas.). Sie steigt also nicht im Verhältniss zum grösseren Erzeugniss. Ganz falsch aber, weil völlig consequent, ist seine Annahme, dass die Ersetzung des Getreides durch die Kartoffel die Rente direct erhöhen würde (I. XI 248 f.). „Es müsste vielmehr die Kultur  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  der Grundstücke verlassen und die Rente entsprechend sinken, bis mit der Zunahme der Bevölkerung der frühere Zustand einträte,“ — antwortete Ricardo.

Aus diesem Ueberblick der Smith'schen Rentenlehre ergibt sich nun allerdings, dass man Zweifel hegen könnte, ob ohne die

in ihr enthaltenen bedingten, wie unbedingten Wahrheiten Ricardo durch die Lösung des Problems solch eine Berühmtheit zu Theil geworden wäre. Ja Say geht so weit ihm auf Grund jener Vorgängerschaft den Ruhm der Entdeckung selbst abzusprechen, indem er seine Art die Thatsachen zu beschreiben wohl für exact, aber durchaus bekannt erklärt. Nachdem, was schon Smith gelehrt: „sei in der Beobachtung Ricardo's nichts Neues!“ (Cours p. 219). Dies ist offenbar eine Uebertreibung, die nur der vollständigen Verkennung des ganzen so wesentlichen Unterschieds zwischen jenen den beiden Lehren zu Grunde liegenden Ansichten zugeschrieben werden kann \*). Es besteht hier, wie wir gesehen haben, eben so gut ein Gegensatz, als eine Uebereinstimmung und es dünkt uns nur unerklärlich, wie man, wenn beide Theorien vorliegen, nach der Smith'schen greifen und ihr vor der anderen den Vorzug geben kann. Hier ein logisch zusammenhängendes, klares, in sich geschlossenes Ganze, dort eine nur durch die gezwungene und falsche Theilung scheinbar geordnete Anhäufung von Reminiscenzen aus der physiokratischen Schule und von mehreren Wahrheiten, die theils Vorgängern entnommen, theils allerdings Eigenthum eines so scharfsichtigen Geistes, wie Smith, sind. Es ist, glauben wir, des Letzteren Grösse daran schuld, wenn dennoch auch seine Doctrin von der Bodenrente bis jetzt Anhänger findet. A. Blanqui giebt ihr ohne Weiteres den Vorzug vor der Ricardo'schen, „denn sie sei der Natur der Dinge viel mehr angepasst und erkläre auf eine viel einfachere Weise den Ursprung der Rente!“ Ja auch Alex. Fonteyraud, der in seiner Vorrede zu Ricardo's Werken (Coll.) sonst mit der Anerkennung nicht gerade kargt, glaubt die genannte Frage richtiger von Say, Sismondi und Blanqui beurtheilt, die doch, wie wir gleich sehen werden, sich wesentlich auf Smith stützen und theilweise sogar noch weiter abirren.

---

J. B. Say.      Say (J. B.) Unter Say's Werken dürfte uns der Zeit nach nur sein bekannter „Traité d'Écon. Pol. 1803“ zur Verfügung ste-

---

\*) Auch Florez-Estrada weist solche Ansicht Say's entschieden und gut zurück. (Cours d'É. P. übers. v. Galibert 1833. T. II. ch. 2 p. 5 f.)

hen, da die anderen hierher gehörigen Schriften erst nach dem Erscheinen der Ricardo'schen Theorie veröffentlicht worden sind. Wo es aber der Zusammenhang erfordert, benutzen wir auch zugleich sowohl die Bemerkungen, mit denen er die genannte französische Ausgabe von Smith und Ricardo versehen, als auch seinen „Cours complet,“ in dem er seine Ansichten mit grosser Breite auseinandergesetzt hat, und übergehen nur die directen Aussetzungen an der Ricardo'schen Lehre, um sie an geeignetem Orte wieder aufzunehmen.

Diese populäre Autorität der Nationalökonomik ist hier von um so grösserem Interesse, als nur eben ihre Ansichten über unseren Gegenstand vorliegen, wie sie sich in der Schule Smith' kurz vor Ricardo und später im Gegensatze zu diesem gebildet und geäußert haben. Ein echter Repräsentant der französischen Wissenschaft zieht er durch die leichte und geistreiche Behandlung der Aufgabe und die Klarheit im Detail eben so an, als man mitunter über die Inconsequenz und Zusammenhangslosigkeit des Ganzen staunen muss. Weist er auch, wie wir gesehen haben, gerade auf Smith' bedeutsamsten Widerspruch hin, so ist er dennoch selbst zu keinem richtigeren Schlusse fortgeschritten, sondern eher noch zurückgegangen. In eigenthümlicher Weise wird man häufig eben dort, wo seine Anerkennung Ricardo's schon eine Uebereinstimmung zu erwarten berechtigt, durch die plötzlichen Wendungen überrascht, die ihn nur noch zum bewussteren Gegner desselben machen.

Wenn wir auch bei Smith die Huldigung für den Grundsatz von der Produktivität des Bodens so weit durchgeführt sahen, dass sie die Zweitheilung in seiner Rentenlehre verursachen konnte, so scheint dies immerhin eher eine Ausnahme zu seinem System, als in demselben begründet zu sein. Say aber, welcher beabsichtigter Klarheit wegen den leidigen Begriff „service“ einführt, unterscheidet von vorn herein (P. I ch. 9 Cours. Coll.) drei solcher produktiver Dienste: den der menschlichen Arbeit, den des Kapitals und den des Bodens, die Arbeit des Bodens und rechnet die letztere, die Produktivkraft des kulturfähigen Bodens zu den instruments naturels appropriés (ch. 8). Nichts in der That schien einfacher als das und bei oberflächlicher Prü-

fung auf alle die Rente belangenden Fragen eine genügende Antwort gefunden zu sein. Auf jene Prämissen lässt sich allerdings das Meiste in seiner Theorie zurückführen, aber die Richtigkeit der Prämisse selbst zu untersuchen und zu erweisen war entschieden das Nothwendigste: ihre Verurtheilung ist die des Ganzen. Um die Inconsequenz des Meisters zu vermeiden wird hier dieselbe schon gleich im Anfange zum Grundsatz erhoben und die Arbeit ihres Rechts entkleidet, ausschliesslich produktiv zu sein, trotzdem, dass dies die Basis des Ganzen ist! Die Bedeutung derselben kann aber nicht genug hervorgehoben werden und Say, welcher die sie bildende Wahrheit verkennt, begiebt sich ebenfalls der Möglichkeit, den Begriff der Produktivität und somit auch den der Rente richtig zu erfassen. Seinerseits freilich ist er anzunehmen geneigt, dass gerade „Ricardo selbst keine richtige Idee von der letzteren habe.“ (II P. IX. ch. p. 565). Allein so auffallend auch diese Annahme ist, so erklärt sie sich doch sehr leicht aus dem noch auffälligeren Verständniss der Ricardo'schen Theorie, auf dem sie beruht und laut dem in dieser gelehrt wird, „dass wenn der Eigenthümer eines guten Bodens eine Rente erhalte, dies aus dem Grunde geschehe, weil der eines schlechten keine bekomme!“

„Der Boden,“ so lautet nun Say's eigene Doctrin, „hat die Fähigkeit eine Menge von Stoffen, die uns ohne ihn von keinem Nutzen wären, umzuformen und zu unserem Gebrauche geeignet zu machen“ (Traité 1803 L. IV ch. 16 p. 304.) Dies ist nicht zu leugnen, obschon die Erde ja nicht allein bei dieser Zeugung thätig ist. Diesen Process jedoch mit der Production, die schaffende mit der werthschaffenden Thätigkeit zu verwechseln ist auch sein Fehler, den er und zwar gleich darauf begeht (p. 305), indem er damit fortfährt, „dass der Gewinn, den der Boden seinen Eignern gebe,“ aus dem „produktiven Dienste“ desselben hervorgehe. Er hält den Boden für unzweifelhaft produktiv auch ohne menschliche Arbeit. (C. p. II ch. 2) und, „wenn er auch nicht der einzige Naturfactor sei, der eine Produktivkraft besitze, so sei es doch der einzige oder fast der einzige, den der Mensch sich habe aneignen können“ (Tr. 305). „Während nun der Boden seinem Eigenthümer jene Cooperation d. h. produkti-

ven Dienst umsonst gewähre, trete der Eigenthümer seinerseits denselben nicht umsonst dem Pächter ab, der sich wiederum durch den Consumenten schadlos halte.“

Hieraus ist es ersichtlich, dass es kaum etwas hilft, unter „produktiv“ nur güterschaffend zu verstehen, denn die gefährlichen Consequenzen, die sich aus jenen Lehren ziehen lassen, werden dadurch nicht gehoben. Es handelt sich hier allein um die Alternative, ob die Erde an sich die Fähigkeit habe Güter von Tauschwerth zu erzeugen oder nicht. Im ersten Falle würde die Rente direkt jener Produktivität entsprechen und das Grundeigenthum selten bevorzugt sein; im zweiten dagegen, wo nur besondere Verhältnisse und der Vergleich freien Gütern Werth zu verleihen im Stande sind, kann man nicht anders als Ricardo beipflichten. In seinem Sinne liesse sich somit auch von einer Produktivität namentlich des Bodens reden, allein sie ist bloss scheinbar, weil übertragen \*).

In seinem Sinne wären z. B. zufälliger Weise gerade die Smith'schen Sätze, die Say (C. II ch. 2 p. 214) zum Beweise für die „Unklarheit“ seiner Rentenlehre anführt, noch in Schutz zu nehmen. Smith kann in der That unbeschadet seiner Werthdoctrin von „Producten des Bodens und der Arbeit des Landes“ sprechen, denn der Maassstab, an dem wir bei vermehrbaren, also den meisten Gütern die Werthe messen, bleibt eben dennoch stets die sie begründende Arbeit. (Einleitung 30/31.) Bei Ricardo'scher Auffassung ist es endlich, wie bereits erwähnt, gleichfalls nur scheinbar ein Widerspruch, „wenn Smith an mehreren Stellen erkennt, dass das, was er Bodenrente nennt, einen integrierenden Theil des Preises der Dinge ausmache und an a. O. lehrt, dass der Preis der Dinge nur die auf ihre Hervorbringung verwandte Arbeit vorstelle.“

Weder Smith aber, noch Say dachten an eine derartige Auslegung, vielmehr glaubte der letztere, dass schon die Appro-

---

\*) Ferd. Lassalle „Kapital und Arbeit“ p. 206: „Wir haben es aus den grossen englischen Oekonomen gelernt, dass im Preise der Producte von Consumenten nur die menschliche Arbeit, nicht die Kräfte der Natur bezahlt werden; (wie sich dies analog und dennoch abweichend bei der Grundrente gestaltet etc.) wir haben dies gelernt viel besser als Bastiat, der davon gar nichts weiss.“

priation genüge „um die Bodenproducte zu Gütern zu machen, die man bezahlen müsse und die daher sociale Reichthümer seien.“ (Cours p. 226) \*). „Ohne sie wäre der Mensch nicht gezwungen für die Nützlichkeit der produktiven Bodenkräfte zu zahlen und diese könnten wie das Licht und die Wärme der Sonne als natürlicher Reichthum angesehen werden.“ *Heureusement personne n'a pu dire: „le vent et le soleil m'appartiennent et le service qu'ils rendent, doit m'être payé!“*

Wenn also auch der Dienst der Erde zunächst nur in dem Sinne produktiv sein sollte, dass er Güter schaffe, so wird er dennoch mittels der Appropriirbarkeit des ihn leistenden Factors produktiv auch in unserem Sinne und somit die Rentenlehre durch Say's zum Theil bessere Einsicht gar nicht gefördert. Die Bedingtheit der Rente erkennt er in mancher Hinsicht an, aber nirgends vermag er das überkommene Vorurtheil aufzugeben und, wenn er sich schwankend bald den Physiokraten, bald Ricardo nähert, so wird der Mangel einer einheitlichen, das Ganze erhellenden Idee nur um so fühlbarer.

Bei jener Begründung der Rente, des Bodengewinns auf den produktiven Dienst der Erde sollte man meinen, dass dieser Gewinn nur im directen Verhältnisse zur absoluten Fruchtbarkeit derselben stehen und nie völlig ausbleiben könnte, sobald sie nur angeeignet ist. Allein „er ist sehr veränderlich“ nach der Lage des Grundstücks und der Natur der Erzeugnisse, für die es geeignet ist, nach dem Reichthum des Landes, in dem es liegt und den Lasten, denen er, sein Gewinn, unterworfen ist. (Tr. L. IV, 16 p. 307). Und weiterhin heisst es hier noch: „wenn der Boden nach Abzug der Productionskosten keinen Gewinn ergiebt, so kann er nicht verpachtet werden und, wenn die Lage, die noch von einem grösseren Einflusse auf den Gewinn ist, als die

---

\*) Cnf. P. V. ch. 28 C. „In Bezug auf die Production von Reichthümern ist es unmöglich ein Grundstück anders, als wie ein Werkzeug anzusehen, das gleich wie ein Kapital die Thätigkeit der Industrie unterstützt. Durch die socialen Gesetze ist dies Werkzeug zum Privateigenthum geworden und seine Cooperation nicht mehr eine umsonstige, wie die Kraft des Windes etc.“

Fruchtbarkeit, keine günstige ist, so kann er trotz möglicher Ergiebigkeit selbst ganz unangebaut bleiben.“ Würde nun der Boden in Wirklichkeit „produktive“ Dienste leisten, so wäre doch vorauszusetzen, dass, falls nur ein Anbau statt findet, dem Eigenthümer stets der Preis für ihre Miethe bezahlt werden könnte, da sie von dem productiven Dienste der Arbeit völlig zu sondern sind. Die Verhältnisse der Nachfrage könnten alsdann den Tauschwerth der Quote, wie des Ganzen erhöhen, nie aber auf ihr Vorhandensein selbst von irgend einem Einflusse sein, sie gar verschwinden lassen. „Es giebt aber Grundstücke, die gar nicht angebaut, andere, die nur von dem Eigenthümer selbst bestellt werden können, endlich solche, die eine geringe oder hohe Rente ertragen.“

Dies sind Say's eigene Worte und versucht er das allmähliche Entstehen der Rente einfach durch das Hinausgehen der Nachfrage über das Angebot zu erklären. „Die Consumenten eines Ortes können zahlreicher und reicher werden, das Angebot der services fonciers habe aber in der Ausdehnung des anbaufähigen Bodens der Gegend seine nothwendige Grenze.“ (P. V ch. 28 Cours). Abgesehen davon, dass er somit seine Grundansicht aufgibt, lag es doch nahe, jenes allgemeine preisbestimmende Princip zunächst nur auf die je besten oder best gelegenen Grundstücke oder vielmehr ihre Vorzüge zu beschränken und dann hätte noch unser Autor Recht. So aber ist die Fassung viel zu weit und wäre selbst für einen isolirten Ort in so fern falsch, als der Stillstand aller Entwicklung die unvermeidliche Folge wäre, wenn sogar die letzten Kapitalanlagen des Ackerbaues — und diese sind hier nicht zu übersehen, — einen grösseren Gewinn, als die aller übrigen Wirthschaftszweige eintragen würden. Ein Monopol, welches, auch ohne auf die Produktivität des angeeigneten Bodens gestützt zu werden, kein anderes Gewerk aufkommen liesse und dem Landbau selbst Verderben bringen müsste!

In der folgenden Entwicklung aber vermisst man sowohl die gehörige Präcision in der Bestimmung der Preise, wie der Rentenbeträge und des Maasses, in dem sie wachsen, als auch eine genügende Berücksichtigung des Bodengesetzes und der mit ihm verknüpften Frage, in wie weit Kapitalverwendungen der ver-

mehrten Nachfrage und der Preiserhöhung entgegentreten können. Hier äussert sich deutlich die ganze Unklarheit als Folge der Scheu vor Ricardo's Consequenzen, wenn auch das Richtige, was gemeint ist, hinter der eigenthümlichen Auffassung herausgefunden werden mag. „Von dem Augenblicke an,“ sagt nämlich Say P. II ch. 2 s. Cours, „wo die Bedürfnisse und die Reichthümer der Gesellschaft derart sind, dass sie darauf eingeht, die Producte zu einem über den Werth der Kosten und des bezüglichen Kapitalgewinnes hinausgehenden Preise zu bezahlen, macht der Grundeigenthümer sein Recht geltend: fordert und erhält er den Preis für die Cooperation seines Werkzeuges.“ „Ueberall, wo ein Fortschritt sich geltend gemacht hat,“ ist aber jener Augenblick eingetreten, „hat die Volkszahl hinreichend zugenommen, nicht nur um das ganze Erzeugniss der Grundstücke zu consumiren, sondern auch um dessen Preis noch so zu steigern, dass ihren Eigenthümern ein Einkommen gewährt wird.“ (P. V. 28.) „Es giebt also ein allein aus den Produktivkräften des Bodens herrührendes Product, sobald nur die Bedürfnisse der Gesellschaft deren Hülfe verlangen. Daraus, dass diese Kräfte in bestimmten Fällen nicht produciren, darf man nicht schliessen, dass sie in keinem Falle produciren.“ (II. 2.)

Was heisst denn hier wiederum „produciren,“ wenn nicht Tauschgüter erzeugen? Jedenfalls sind also die Bodenkräfte nicht an sich d. h. gar nicht productiv und, wenn sie so erscheinen, so hängt dies von bestimmten Verhältnissen ab. Diese Verhältnisse treten aber, wie wir gesehen haben, ein, „wenn die Volkszahl hinreichend zugenommen hat,“ die Lage der Gesellschaft „derart“ ist, um auf einen entsprechend hohen Preis einzugehen und „ihre Bedürfnisse die Hülfe der Bodenkräfte verlangen!“ Als ob sich der Mensch nicht naturgemäss eher an diese, als an seine Arbeit wendet? überhaupt sich irgend wann ohne jene behelfen kann? Genügen, kurz, genannte Bedingungen, auch wenn von dem so nahe liegenden Vergleich mit Ricardo's Erklärungen abstrahirt werden soll? Um jede Ungenauigkeit zu meiden, sind eben hier nur diese Ricardo'schen Erklärungen möglich, indem aus demselben Grunde, aus dem anfangs kein ein-

ziges Grundstück eine Rente gewähren kann, später bloss den vorzüglicheren eine solche zu Theil wird.

Mit den besprochenen Ansichten über die Grundrente ist nun auch der Inhalt des im *Traité „Du Fermage“* überschriebenen Kapitels analog. „Der Pächter,“ lautet es hier (L. IV ch. 17 p. 318), „ist ein Unternehmer der landwirthschaftlichen Industrie und unter seinen Werkzeugen ist eines, das ihm nicht gehört und für dessen Miethe er zahlt: dies ist der Boden.“ Wenn jedoch einerseits ohne dieses Werkzeug die Production von Getreide etc. unmöglich ist und andererseits keine menschliche Hand das Werkzeug verfertigt hat, so wäre in Wahrheit das Eigenthum an demselben ein Diebstahl, wenn es schon als solches das unverdiente Einkommen begründete. Say selbst lenkt übrigens ein, wenn er sagt (ibid. 319): „Das Monopol der Grundeigentümer bekundet sich wenigstens in den von Alters her bewobnten und kultivirten Ländern,“ — d. h. also wohl, wo die Nachfrage nach den Bodenkräften deren Angebot übertrifft. Es ist jedoch darnach völlig klar, dass es eine Zeit gegeben haben und Gegenden geben muss, wo gerade das umgekehrte Verhältniss stattfindet und dass, so lange überhaupt Gleichheit der benutzten Naturfactoren herrscht, die Concurrnz keinen Pacht gestattet. Dieser wird erst möglich und billig, wenn dieselbe Gleichheit allein durch die Bezahlung des Vorzugs der besseren Werkzeuge wiederherzustellen ist. „Die Dienstleistung des Bodens wird“ eben überhaupt nur und nicht allein „theurer bezahlt zufolge ihrer relativen Seltenheit,“ d. h. soweit seine Fruchtbarkeit oder Nähe, „die einem Monopole gleich ist,“ besondere Vortheile vor den übrigen Grundstücken gewähren, die entfernter oder, was gleich, unfruchtbarer sind. (V. ch. 18 Cours.) Auf der Relativität ruht hier das Gewicht und es verbietet die Vernunft anzunehmen, dass die Leistungen der Bodenkräfte im Gegensatze zu allen anderen Naturfactoren von verhältnissmässig wenigen Menschen auf Kosten der ganzen übrigen Menge in Beschlag genommen werden. Wie die Mitwirkung der Natur von vornherein unentgeltlich ist, so bleibt sie es auch in der Regel d. h. in der grossen Masse der Fälle, welche die veränderliche und immer breitere Unterlage zu der Art von Pyramide bildet, in der die besseren Grundstücke

oder vortheilhafteren Kapitalanlagen sich schichtenweise bis zur höchsten Rente erheben \*). Vermag aber Say nicht einzusehen, „wie eine Differenz eine reelle wirksame Ursache sein könne,“ so hält er eben die Rente für das Ergebniss einer neben der Arbeit selbständigen Production und nicht als eine Folge der ausgleichenden Vertheilung.

Wenn nun Destutt Tracy es an Say tadelt, dass er trotz seiner Erklärung, ein Grundstück sei bloss eine Maschine, dasselbe dennoch als ein Gut von ganz besonderer Art und Produktivität betrachte und noch formeller als Smith behauptete, dass es die Thätigkeit des Bodens sei, welcher der besondere Gewinn seines Eigenthümers entstamme, — so scheint mir der Sinn dieses Vorwurfs nicht unbegründet zu sein, ein wesentlicher Fehler Say's aber mit in der ungenügenden Beachtung des Unterschiedes zu liegen, der zwischen dem Werkzeug, das menschliche Arbeit hergestellt hat, dem Kapital, und dem Werkzeug der unterstützenden Natur besteht. Dies ist namentlich auch der Erwiderung zu entnehmen, die er auf jene Aussetzung Tracy's erfolgen liess. „Ich lehre,“ antwortet er, „dass das Kapital eben so wohl producire, als das Grundstück und dass das, was man bezahlt, um die Unterstützung des Bodens zu erhalten, nur das Maass der von ihm producirten Quantität Nützlichkeit d. h. die Quantität seiner Production gebe.“ Abgesehen davon, dass diese Definition der Rente mit Recht zu Ungunsten Say's ausgelegt werden kann, muss es doch auffallen, dass der Gewinn des Kapitals, als des Produktes der Arbeit, mit der Grundrente, als einem Geschenke der Natur in dieser Weise verglichen wird. Wäre dies wirklich berechtigt, so müsste die letztere ebenso wie der Kapitalzins ein Element des Preises sein, aber „wenn auch die Rente einen Theil des Getreidepreises bildet, so vertheuert das nicht das Getreide. Dav. Ricardo hat dies sehr klar erwiesen.“ (Cours P. II. 2 p. 225). Auch muss man aus Say's eigenem Satze (ibid.), „dass die Producte der Grundstücke, die nur

---

\*) In dem Maasse, als diese Unterlage breiter und bedeutender wird, muss auch die Rentenquote am Gesamtertrage abnehmen. Aehnliches auf Roscher I § 156 Anm. 3. System.

die Produktionskosten ersetzen, den Preis aller anderen bestimmen,“ nothwendig die Consequenz ziehen, dass die „Bodenkräfte,“ dies natürliche Werkzeug, keineswegs, wie das Kapital, schon um überhaupt benutzt zu werden, durchaus einen Gewinn erfordern und das Monopol ihrer Eigenthümer daher nicht so umfassend sein kann, als es sonst unseres Autor's Darstellung vermuthen lässt.

Aus diesem selben Satze ergibt sich aber auch der ganze Irrthum: dieses Monopol und seine Folge, die Rente, auf das Eigenthum stützen zu wollen. Denn kein anderes Princip socialen Zusammenlebens, selbst nicht der crasseste Communismus, wäre im Stande die Rente des besseren Ackers zu vernichten, so lange noch die Einheit des Preises herrschen bleibt. Behauptungen, die zum Zweifel an der ethischen Berechtigung der ersten Grundlagen unseres Zusammenlebens Anlass geben, können kaum jemals richtig sein. Da das Verhältniss zwischen Angebot der Bodenkräfte und ihrer Nachfrage sich fortschreitend zum Nachtheil der Nichteigenthümer gestalten müsste, so würde die Rente in einem noch ganz anderen Sinn, denn als Resultat des Bodengesetzes, alles Land umfassen und das in der Distribution obwaltende Gleichgewicht in stets höherem Grade stören müssen. Als hätte Say dies selbst vorausgesehen, will er sowohl dem Preise, als auch folglich der Rente eine Grenze bestimmen und findet sie in der Steigerung selbst. „In dem Maasse,“ meint er (C. V. 28), „als ein Product steigt, steht ein Theil seiner Consumenten von der Nachfrage ab und der Preis bleibt dort stehen, wo Angebot und Nachfrage sich gegenseitig das Gleichgewicht halten, woher für die Renten ein üblicher Betrag erfolgt, der von da an nur accidentelle und unbedeutende Fluctuationen erfährt.“ So wenig hat er hier im stricten Gegensatze zu Smith den nur den Nahrungsmitteln eigenen Gebrauchswerth, als auch die Möglichkeit ihrer ferneren Beschaffung, wie die Bedingungen berücksichtigt, unter denen sie statt hat.

Anzuerkennen ist bei Say, dass er auf die enge Verbindung der einzelnen Zweige mit der ganzen Wirthschaft, mit dem Wohle des ganzen staatlichen Organismus (Tr. L. IV. 16 p. 317) hingewiesen und damit im Zusammenhange auch den Einfluss der Auflagen nahezu richtig beurtheilt hat. Doch das ist für unseren

Gegenstand selbst von weniger Belang; das Bedeutsame, das aus der ganzen Say'schen Lehre spricht, ist die Schwierigkeit, zwischen den verschiedenen Ansichten die Mitte einzuhalten und einer völligen Anerkennung Ricardo's zu entgehen, sobald sie ihm schon in so vielen Punkten zu Theil geworden ist. Ricardo's Lehre ist so in sich eins und zusammenhängend, dass eine theilweise Annahme derselben nie befriedigen kann und ihren wichtigsten Lehrsätzen die Grundlage fehlt, sobald man nicht die Rente als alleiniges Resultat des Nivellirungsgesetzes der Vertheilung ansieht und den irrigen Gedanken an eine Produktivität des Bodens völlig aufgibt \*).

Sis-  
mondi.

Simonde de Sismondi. Dieser eben bezeichnete irrige Gedanke characterisirt aber auch Sismondi's Lehre, dessen Ansichten über die Rente überhaupt mit den Say'schen verwandt zu sein scheinen. Bis auf die directe Kritik Ricardo's benutzen wir hier auch seine erst 1820 erschienenen „Nouveaux principes d'É. P.“

„Von dem Moment“, sagt dieser Autor in seinem älteren Werke „De la Richesse commerciale,“ von dem Moment dieser ersten Entdeckung (des Ackerbaus) an kann die Erde als eine productive Arbeiterin betrachtet werden, der Mensch beschäftigt sie, sie wirkt und der Werth ihrer Arbeit ist angehäuft in dem Werthe ihrer Producte. Das Recht, eine so nützliche Arbeiterin zur Arbeit zu verwenden ist dasselbe, was das Grundeigenthum. Selbst, wenn die Eigenthümer den Boden nicht bebaut haben, ist er geschätzt worden auf Grund seiner möglichen (latenten) Fähigkeit, productiv zu arbeiten. Daher ist auch der nicht angebaute Boden bei civilisirten Nationen nicht ohne Werth.“

Bei „civilisirten“ heisst hier wohl so viel als reichen und dicht ansässigen, — wo es wenigstens kein Land ohne Eigenthümer giebt, das vor der Bezahlung einer Rente schützen könnte.

\*) Cnf. über Smith u. Say: Thünen „der isolirte Staat“ 2 Thl. 2 A. p. 239; aber auch Fuoco's Saggio I cap. 6 u. 7 (?) (S. Economici. T. I Pisa 1825).

Dies ist offenbar die Idee, welche jenem letzten Passus zu Grunde liegt. So sind auch hier die Productivität des Bodens und das Eigenthum an demselben zum mindesten die Hauptursachen der Rente. Die Definition derselben ist aber nach der Characterisirung der Erde als „productiver Arbeiterin“ natürlich eben so leicht, wie dort, wo von deren productiven Dienstleistungen ausgegangen wurde. „La rétribution,“ so lautet sie nämlich folgerecht, „moyennant laquelle le propriétaire du sol abandonne ce droit (de le faire travailler) à son fermier, est ce que l'on appelle la rente des terres, ou le profit net de la culture: c'est donc en partie une compensation pour le droit de propriété sur la terre inculte, et en partie une production du travail accumulé sur elle pour la cultiver.“ Hier wird also der Zins des auf den Boden verwandten Kapitals, wie auch L. III ch. I der Nouv. Princ., nicht ausgeschieden und, im Gegensatze zu Ricardo, die Rente eine Compensation für das Eigenthumsrecht am unangebauten Boden, nicht für den ihn über das Niveau der Gewinne erhebenden Vorzug genannt.

Wiederum gleich dem vorgenannten Gelehrten findet ferner auch Sismondi (N. Pr. I. II ch. 5) „leicht fassliche Aehnlichkeiten zwischen dem Boden als Quelle des Einkommens und dem stehenden Kapital, den Maschinen, Mühlen, Bergwerken (?), deren Eigenthum auch ein Einkommen gewähre, das zum Entstehen nur der Entwicklung durch die menschliche Arbeit bedürfe: der Boden, wie die Maschine, unterstütze die Arbeit und mache sie productiver.“

Wenn aber auch für das Kapital das Merkmal „Ersparniss früherer Erzeugnisse zu sein keine Rücksicht verdient“ (Hermann), so dient es hier zur wesentlichen Unterscheidung zwischen der Naturkraft und der Maschine, dass jene an sich vorhanden, diese nur gegen Entgelt der Mühe hergestellt wird. Grund und Boden ist daher von vorn herein eben so wenig Kapital, wie die Träger anderer Naturkräfte; erst wenn er die Rente, ein Einkommen gewährt, „kann es kein Grund der Trennung sein, dass dieses Einkommen auf etwas andere Weise sich bildet, als der Gewinn aus der Mehrzahl der Kapitale“ (Staatsw. Unters. p. 49). Nur weil er appropriirbar ist und eben Kapital werden

kann, tritt der Boden über das Niveau des wirthschaftlichen Objects, der Natur, hervor und neben die activen wirthschaftlichen Factoren: Arbeit und Kapital, — sonst würde er gleich der übrigen Natur bloss in einer Description des Gegebenen als äussere Bedingung der Oekonomie Berücksichtigung finden. In der Wissenschaft \*) derselben ist aber auch diesem Naturfactor in Hinsicht der Werthschaffung nur ein durchaus bescheidener und principiell kein anderer Platz als allen übrigen anzuweisen. Sismondi weist jedoch selbst darauf hin, dass, „während die Produktionskraft der Maschine gänzlich einer früheren Arbeit des Menschen, der sie von Grund auf geschaffen hat, zu verdanken sei, es im Boden, in der Natur eine Produktivkraft gebe, die nicht vom Menschen stamme und deren Eigenthum er sich nur als Ersatz für die Mühe ihrer Leitung zuschreibe.“ In der Natur — könnte man nun mit derselben Berücksichtigung der ganzen Ungenauigkeit im Ausdruck, wie vorhin beim Worte „Werthschaffung“ und in einem anderen Sinne, als Sismondi sagen, — liegt eine Produktivkraft \*\*), sobald sie neben der auf sie verwandten Arbeit und Kapitalanlage als Einkommen die Rente gewährt, dann aber diese auf „die Mühe der Leitung“ zu begründen, ist ein passendes Vorspiel zu der Bastiat-Wirth'schen Komödie, in der Grundrente nur eine Assecuranz-Prämie oder den Lohn besonderer Klugheit zu sehen. Dass jeder Stoff, wie jede Kraft der Natur, jede ihrer Gaben das Eigenthum dessen wird, der in ihr durch seine Arbeit, und sei es die der Occupation, Werth geschaffen, ist eben so wenig zu leugnen, als hier von Belang. Allein

---

\*) Die rein geistige Aufgabe dieser Wissenschaft, d. h. der Nationalökonomie, die den Menschen und eine Seite seines Lebens betrifft, ist das Auffinden der Gesetze, welche den riesigen Process der Bedürfnissbefriedigung beherrschen; der direct Einfluss des Geistes auf die Natur aber, die thatsächliche Herstellung der Güter fällt vorbereitenden Wissenschaften anheim und wird dort bereits vorausgesetzt.

\*\*\*) So restituirt auch Rossi mit Hülfe dieser Ricardo'schen Auffassung die nahezu physiokratische Lehre: „L'industrie agricole se distingue de toutes les autres en ce qu'elle peut donner à la fois un produit net territorial et un produit net industriel, tandis que les autres n'en donnent qu'un seul etc.“ Cours d'E. P. 183 $\frac{2}{3}$  p. 303. So ist auch Smith' Satz „in der Manufactur thut die Natur nichts“ fast zu rechtfertigen. Cnf. Quarterly Review XXX Art I mit.

liefert das Grundstück eine Rente, so fragt es sich wofür, im Falle einer Verpachtung, für welche Mühe der Eigenthümer durch den Empfang derselben belohnt werde?

„Die auf den Ackerbau verwandte Arbeit soll jedoch,“ fährt unser Autor fort, „deshwegen nicht productiver sein, da die Maschinen ihrerseits Luft, Wasser, Dampf in Bewegung setzen; und ihre Producte sind wenigstens überall, wo der Boden Eigenthum geworden, lucrativer als die des Ackerbaus.“ Beide Theile dieses Satzes scheinen uns falsch zu sein, denn, wird eine besondere Productivkraft im Boden angenommen, so müsste der Ackerbau productiver sein, da in ihm neben allen Maschinen, welche Luft, Wasser etc. in Bewegung setzen, auch noch die in der Natur selbst gegebene Maschine mitarbeitet. Es ist jedenfalls richtiger, wie die Producte von den Natur-Gaben, so auch die Kräfte — um diesen ungenauen, aber allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, — mit denen die Natur jede Production unterstützt, von den Werkzeugen und Maschinen zu sondern, welche ihre Benutzung erleichtern oder auch ermöglichen sollen. Diese Scheidung, gegen die noch neuerdings auch Carey verstößt, ist aufrecht zu erhalten, damit die im Boden ruhende Zeugungskraft (s. v. v.) nicht mit der Mühle, dem Wasserrade, der Locomotive, sondern wie es allein zutreffen kann, mit dem Winde, dem Wasser, der Macht des Dampfes etc. verglichen werde. Inwiefern aber die Producte der Maschinen lucrativer sein sollen, „wo der Boden bereits Eigenthum geworden,“ ist nicht zu ersehen, wenn Sismondi nicht annimmt, dass ein Theil von dessen Erzeugniss dem Grundeigenthümer zufalle und somit der Gewinn geschmälert werde? Möglich wäre es, da er, wie wir noch weiter unten sehen werden, an einer Gewinn-Ausgleichung Zweifel hegt (N. Princ. I. III ch. 13). Aber auch dann könnte der Ackerbau nur von exclusiv privatwirthschaftlichem Standpunkte weniger „lucrativ“ genannt werden.

Doch auch anderweit fällt es schwer mit dem Vorhergehenden in Einklang zu bringen, wenn der Verfasser die Productivität der Arbeiterin Natur wiederum desavouirt und, nachdem er den Theil der Rente, welcher die virtuelle Productionsfähigkeit des Bodens darstelle, eben für keine Frucht der menschlichen Arbeit erklärt hat, denselben Theil im Gegensatze zu den

Oekonomisten für den einzigen des Productes der Arbeit ausgiebt, dessen Werth rein nominell wäre und nichts Reelles hätte. „Er sei,“ sagt er, „in der That das Resultat der Preiserhöhung, die ein Verkäufer kraft seines Privilegs erhalte, ohne dass der verkaufte Gegenstand mehr koste“ (De l. Rich. com. ch. II). (Und doch nehmen die Grundeigner (ib. ch. IV) an dem Nationaleinkommen nur im Verhältniss zum Werthe Theil, den die fixirte Arbeit zu der jährlichen Arbeit des Menschen hinzufügt!) Und doch sieht er „die reelle Basis der Rente in dem Reinertrage des Ackerbaues, „der eine positive Quantität sei, mit der sich die Gesellschaft unabhängig von den Marktveränderungen bereichere“ (N. Pr. L. III ch. 13) und der „unmittelbar dem Boden zu Gunsten des Eigenthümers entwachse.“ Es ist wohl richtig, wenn er kurz vordem sagt: „wir haben produit net den Theil der Ernte genannt, der dem Grundeigenthum nach Deckung der Kosten, die sie, die Ernte, entstehen liessen, zukommt; der produit net dient als Grundlage zur Festsetzung der Rente, wenn der Boden verpachtet wird.“ Allein aus jenen oberen Sätzen ergibt es sich, dass wir es hier entweder nur abermals mit jenem bereits besprochenen Begriffe von „Reinertrag“ zu thun haben, der in jede Verkehrsform der Vertheilung übergehen kann \*); oder — und dies ist eher anzunehmen, — dass hier die Auslage der Production gerade in dem Sinne von Lohn und Zins bestimmt vorausgesetzt und bloss der Ueberschuss darüber als ein Reinertrag aufgefasst wird, welcher „seinen Ursprung intrinsèquement in der Arbeit der Natur habe“ (III 13). Dass aber solche durchaus keinen bestimmten Theil in Anspruch nehmen kann, sondern dieser, wie es auch unser Autor selbst zugeibt, rein von dem Verhältniss der Kosten zum Tauschwerthe abhängt, ist nicht weniger klar, als dass die Rente alsdann unmöglich auf der Mitwirkung der Naturkraft beruhen kann. Wie wenig sie vielmehr durch diese letztere bedingt ist, zeigt sich

---

\*) „Nur der mercantile Werth dieses produit net,“ meint Sismondi, „könne durch einen doppelten und selbst dreifachen Streit bestimmt werden, so dass er je nach den Umständen, bisweilen ganz, ja um einen Monopolpreis vermehrt dem Grundeigner, bisweilen zum Theil dem Pächter oder Tagelöhner, die die Ernte hervorriefen, verbleibe, häufig endlich dem Consumenten zu Gute kommen müsse.“

aus Sismondi's eigener Anmerkung, „dass bisweilen der Reinertrag, den die Natur gebe, gänzlich aufhöre, während der Reinertrag, den das Monopol dem Eigenthum sichere, im Werthe steige“ (Bauplätze etc.).

Schon aus dieser Erörterung trat jene Inconsequenz der Vorgänger hervor, dass die Bodenrente, das Ergebniss besonderer productiver Naturkräfte, völlig von der Nachfrage, dem Preise abhängen soll. Sie zeigt sich aber noch deutlicher in den Sätzen, „dass die Miethe der Arbeit des Bodens nicht so wohl im Verhältniss zu der productiven Kraft derselben, als zur Nachfrage nach ihr stehe und dass die Rente eines fruchtbaren Grundstücks in einer Wüste Null, in der Nähe einer bevölkerten und reichen Stadt dagegen selbst die eines unfruchtbaren bedeutend sei.“ (R. C. ch. II). Es ist dies zwar richtig, aber auch nur allein auf Grund einer Lehre befriedigend zu erklären, welche von vornherein bloss die wachsende Nachfrage und die dadurch hervortretende Verschiedenheit der Angebotsverhältnisse zu ihrem Ausgangspunkt habe. „Wenn es dagegen eine Bodenrente als Ausfluss der Kräfte des Bodens (ohne Betracht des dafür gezahlten Kapitals) gäbe, könnte diese Rente nur nach Maassgabe der Veränderung dieser Naturkräfte steigen oder fallen, nicht nach Maassgabe der steigenden oder abnehmenden Bevölkerung, des steigenden oder sinkenden Reichthums der Verkehrsmittel, welche letztere aber gerade die einzig stichhaltigen Gründe der Anhänger der Bodenrente sind.“ So rügt auch M. Wirth (Grundz. der N.-Ökon. IV B. III A.) jene Inconsequenz, trifft aber damit keineswegs Ricardo, sondern grade diese seine irrenden Vorläufer und ersten Gegner bis auf Malthus herunter.

Denn, weisen dieselben auch dem Preise eine Hauptrolle an, so können sie eben dennoch von ihrem ursprünglichen Vorurtheile nicht lassen und hierin liegt der grosse Fehler, durch den ihre Lehre sowohl gefährdet als gefährlich wird. Es kann nämlich, wenn sie aufrecht erhalten werden soll, — die Rente nicht recht durch ein minus, nicht durch die blosser Subtraction der geringeren von den jeweilig (nothwendig) höchsten Kosten oder was dasselbe, von dem nothwendigen Tauschwerthe, sondern muss vielmehr durch eine Addition zu diesem Tauschwerthe des Bodenloh-

nes oder, will man es lieber, des Bodenzinses, also durch ein plus erklärt werden. So lehrt auch Sismondi: „Vereint mit der Rente des Immobils, welches den Rohstoff erzeugt hat, bilden Kapitalgewinn und Lohn den Preis des Erzeugnisses;“ (R. C. c. III. p. 62) und „diese Retribution, die der Producent dem Grundeigenthümer zu zahlen genöthigt ist, erhöht den nothwendigen Preis (d. h. der eben die Produktionskosten deckt: Lohn, Zins des stehenden und Zins des Betriebskapitals).“ (ibid. L. II. ch. I.) Die Ungerechtigkeit, die aus solchen Behauptungen spricht, wird nur um so schreiender, wenn man das Monopol, „dessen sich die Grundeigner allen ihren Mitbürgern gegenüber erfreuen“ (R. C. I. 2) im Lichte der Anmerkung betrachtet, „dass die Arbeiter und die Besitzer angehäufter Arbeit niemals erndten könnten, wenn nicht die Grundeigner ihnen die Arbeit des Bodens zur Mitwirkung vermiethten.“ Neben dem bereits verurtheilten Widersinn enthält jedoch diese Anmerkung bloss den müssigen Versuch, dem Boden und seiner Bestellung vor der Industrie ein grösseres Maass relativer Nothwendigkeit zuzuschreiben, während sie in Wirklichkeit einander bis zur Unlösbarkeit bedürfen. Dasselbe erfolglose Bestreben zeigt sich gleichfalls im 3B. 13 Kap. d. N. Pr., wo der Verfasser nach einem Hinweis darauf, dass man stets die *valeur intrinsèque* (den wahren natürlichen Werth) und den relativen (Tausch) - Werth auseinander halten müsse, die Arbeit des Ackerbaus, da sie die einzige sei, die zum Leben hinreiche, auch für die einzige erklärt, die ohne jeden Tausch geschätzt werden könne. Allein auch dies ist unwesentlich und insofern falsch, als es höchstens für den ursprünglichen Zustand richtig wäre, wo es weder einen Tausch, noch daher einen Ueberschuss über den Bedarf des Producenten giebt. Mit der ersten Arbeitstheilung und Tauschermöglichkeit aber erlangt der Tauschwerth eine entschiedene Wichtigkeit, zumal der Ackerbauer nicht bloss von den gewonnenen Rohstoffen lebt und dieselben auch nicht bloss mit seiner Hand gewinnt. Schliesst doch Sismondi selbst: wenn aber der Ackerbauer seinem eigenen Bedarf Genüge gethan hat, erhält der Ueberschuss an Getreide nur durch den Tausch Werth; dann handelt es sich für ihn darum, den relativen Werth anzuschlagen.

Wir müssen aber seine Lehre nehmen, wie sie — und sie ist völlig consequent — namentlich zu der oben citirten Anmerkung für die Distribution den Schlusssatz ergibt: „Die Eigenthümer der stehenden Kapitalien und Grundstücke nehmen an dem Nationaleinkommen im Verhältniss zum ganzen Werthe, den die fixirte Arbeit zu der jährlichen Arbeit des Menschen hinzufügt, oder zu ihrer Rente Theil.“ Die Bodenrente wird also mit der Kapitalrente, das Grundstück mit stehendem Kapitale verglichen und der Werth nicht auf das Verhältniss zu anderwärtigen Productionskosten, sondern auf die fixirte Arbeit gegründet. Diese ist aber hier die geschenkte Mitwirkung der Natur und die Rente daher mit Berücksichtigung alles Gesagten nichts Anderes als eine Auflage zu Gunsten der einen Klasse auf Kosten aller anderen. Die Physiokraten hatten noch den einzig möglichen Ausweg der einen Grundsteuer eingeschlagen, Sismondi jedoch muss, wie Smith, wie Say nach dem Strohalm der Nützlichkeit greifen, um das ganze schwere Grundeigenthum zu retten \*).

Wenn man auch zugiebt, dass die Rente als ein Monopolpreis aufgefasst werden kann, so beruht dieser nie und nimmer „auf dem Rechte des Eigenthums oder dem von der Gesellschaft garantirten Monopol, das jeder Grundeigner einerseits den Consumenten, andererseits den Pächtern gegenüber ausübt und das hier den Preis des Pachts, dort den der Nahrungsmittel auf ihren geringsten Werth reducirt zu werden hindert“ (N. Pr. III. 13); sondern er beruht, — und dies verleiht ihm einen wesentlich anderen Sinn, — auf dem durch die ökonomischen Gesetze sanctionirten Rechte eines Jeden, seinen Vortheil wahrzunehmen und selbst bei den relativ niedrigsten Productionskosten stets zu dem, auch für die relativ höchsten

---

\*) De la Rich. comm. L. II ch. 1 p. 282 (Genève 1803): „Aber da (die Rente) eine unvermeidliche Folge der Appropriation des Bodens ist und ohne diese Appropriation es nie fixe Kapitalien zu seinem Aufbau gegeben hätte, ist sie an die bestmögliche Ordnung gebunden, an eine Ordnung, die vielmehr die Arbeit erleichtert, als jene das Product vertheuert, so dass selbst, wenn man zum nothwendigen Preise die Grundrente hinzugefügt hat, der Käufer den Gegenstand, dessen er bedarf, zum möglichst niedrigen Preise erhält!“

geltenden, einen Preise zu verkaufen. Auf die besondere Stellung aber, welche die Bodenrente dennoch auch auf dieser allgemeinen Basis einnimmt, so wie auf die damit verbundenen Erscheinungen werden und können wir erst später zurückkommen, wo es die zweite Periode unserer Geschichte erfordern wird.

Wie die Say'sche, so wird endlich, wenn wir zurückschauen, auch die Sismondi'sche Rentenlehre durch eine gewisse Unentschiedenheit characterisirt, die bei den unvermeidlichen Widersprüchen die gehörige Sichtung der Ansichten zu einer schwierigen Aufgabe macht. Ja, es ist, als ob unser Autor seiner eigenen Mahnung: „on doit en général se défier en écon. pol. des propositions absolues tout comme des abstractions!“ nur zu treu blieb und aus einer hier entschieden falschen Consequenzenscheu lieber disparate Begründungen der Rente neben einander anführen, als eine derselben auch für die einzige erklären wollte. So sagt er (N. Pr. III. 13), dass erst, nachdem die drei Ursachen: die Arbeit der Natur, die Nachfrage und das Recht des Eigenthums, je nach den Umständen unter unendlichen Variationen gewirkt haben, die anderen von Ricardo erkannten sich geltend machen. Diese Bedingung ist aber eben so unbegründet und müßig, wie die daselbst folgende Zerlegung des sogenannten Reinertrages, die gleichfalls nur unser Urtheil bestätigt. „Unter den Namen produit net,“ heisst es nämlich, „gehören Einkommen ziemlich verschiedener Natur und der Grundeigner vereinigt in der That in dem Pacht, den er fordert: 1) die Vergütung der Bodenarbeit oder die Quantität, um welche die Productivkraft des Bodens in Wirklichkeit den Werth der Producte vermehrt, welche die Arbeit seinem Schoosse entnimmt; 2) den Preis des Monopols, das der Boden ihm dadurch verleiht, dass er dessen Benutzung allen Arbeitsbereitern, die keinen Grund besitzen, so wie allen denen verweigern kann, die consumiren wollen und keine Unterhaltsmittel finden; 3) den Mehrwerth, den er durch den Vergleich eines von Natur besseren Grundstücks mit einem schlechteren erhält und endlich 4) das Einkommen der Kapitalien, die er selbst auf den Boden zu dessen Verwerthung verwandt hat und nicht mehr frei machen kann.“ Diese ganze Unterscheidung müssen wir also für falsch erklären, während Sismondi selbst nicht ohne Vorwurf äussert, „dass von

diesen vier Elementen des Netto-Einkommens Ricardo bloss die beiden letzten, ja auch diese nicht in ganzer Klarheit anerkenne!“ Wie es sich aber aus dem Gesagten von selbst versteht, können wir nur so ganz abweichender Ansicht sein, dass wir in Uebereinstimmung mit Ricardo aus jener Aufzählung sogar das dritte Glied allein für richtig erklären, die anderen verwerfen müssen. Denn 4) gehört nicht hierher und 1) wie 2) sind schon in ihrer Voraussetzung falsch, indem sie aus jenem Irrthume von der Bodenproductivität hervorgehen, der eben so widersinnig, wie seine Folge ist: „Rent is a tax levied by the landowners as monopolists!“ (Hopkins) \*).

G. Hufeland. Schliesst sich Sismondi an Say an, so weicht Hufeland in seiner „neuen Grundlegung der Staatswirthschaftskunst“ 1807 so wenig von der Smith'schen Rentenlehre ab, dass wir bei ihm selbst Smith' Beispiele wiederfinden. Weit entfernt aber dadurch vor jenen beiden Schriftstellern im Nachtheil zu sein, zeichnet er sich noch vor ihnen durch grössere Klarheit aus. „Die Grundrente,“ lehrt er § 77, „wird für die Benutzung des Grundes und Bodens dem Eigenthümer desselben gezahlt . . . und ist demnach nicht der Ersatz für die Kosten des Anbaus oder der Urbarmachung.“ Seinem Meister völlig beipflichtend macht er ferner gleich ihm den Unterschied zwischen Producten, die, wie vor allen die Nahrungsmittel, „immer eine Rente von dem Lande bewirken, das sie erzeugt, und anderen, die nicht so dringende Bedürfnisse befriedigen und daher je nach dem Begehre eine Rente bald abwerfen, bald nicht.“

Huf.  
lan

Auch erkennt er die Richtigkeit jenes im Inquiry die Wahrheit so nahe streifenden Satzes an, indem er erklärt, „dass die Grundrente vom doppelseitigen Preise (Marktpreise) abhängt, ihm aber nicht bestimme: sie müsse nur abwarten, was vom ganzen letzten Preise der Waare für sie übrig bleibe und was sie sich davon erringen könne“ (§ 83).

\*) Roscher System I § 152: „die Grundrente ist keine Folge des Grundeigenthums und noch weniger aus einer mysteriösen eigenthümlichen Productivität der Grundstücke zu erklären.“

Auffallend ist aber seine Meinung, dass folgende sonst schon angeführte Wirkungen und Beispiele sich hinlänglich aus dem Streite der Grundeigenthümer mit den Unternehmern erläutern, während doch der Mangel einer befriedigenden Erklärung dieser meist richtigen Beobachtungen deutlich zu Tage tritt. „In armen Ländern,“ heisst es, „ist die Landrente gross, denn das zu erstattende Kapital ist klein; in reichen Ländern umgekehrt.“ (Er meint jedoch nur die Quote, den absoluten Betrag hält er für grösser, als früher.) Mit diesem Satze lässt sich aber nicht leicht der andere vereinigen, „dass in Ländern, wo es keine Abnehmer der Producte gebe, wo sich also der äussere Preis schwer mache,“ — sind das nicht eben arme Länder? — „oft gar keine, oder eine höchst geringe Landrente statt habe.“ Dass „hingegen die Rente von guten Ländereien mit dem Steigen der Bevölkerung immer grösser und dass die Producte des Bodens, ungeachtet sie sich von Jahr zu Jahr wegen der erhöhten Preise vermehren, immer theurer werden,“ — kann eben so wenig dem Zweifel unterliegen, als von Hufelands Gesichtspunkt aus und in seiner Auffassung der Grundrente die wahre Begründung finden.

Nur den äusseren Schein hat es für sich, wenn er von einer Verwandlung der Grundrente in Kapitalgewinn spricht, sobald sie beim Verkaufe kapitalisirt wird. Dagegen verdient es aber gewiss Berücksichtigung, dass er nach Say's Vorgange den ersten Versuch zu der neuerdings consequent durchgeführten und der Hauptidee nach nicht unrichtigen Verrallgemeinerung des Begriffes „Rente“ gemacht hat und § 76 von einer Rente von Talenten und Eigenschaften, als der anderen Klasse der Renten von den natürlichen Güterquellen spricht.

Malthus.

Malthus. Nachdem wir nun nachgewiesen zu haben glauben, wie jenes dem Physiokratismus entnommene Vorurtheil eine Reihe der bedeutendsten Geister hinsichtlich der Rentenfrage noch so weit blenden konnte, dass sie trotz aller Erhebung des Arbeitsprincips an einer besonderen Productivität der Erde, des Ackerbaues festhalten zu müssen wähten, gehen wir zu dem anerkanntesten und so gut wie letzten Vorgänger Ricardo's, zu

Malthus über. Dieser nähert sich in seinen Ansichten so sehr der wahren Rententheorie, dass man ihn gemeiniglich an dem Ruhme der Entdeckung Theil nehmen lässt, ja Ricardo selbst in der Vorrede zu seinen „Princ. of P. E. and taxation“ die Autorschaft der Grundrententheorie nicht beansprucht, sondern dieselbe neben West auch ihm, seinem Freunde, zuschreibt. Diese Uebereinstimmung kann aber nur eine scheinbare sein, denn sonst wäre es nicht zu erklären, wie es zwischen beiden Meistern zu einer Polemik kommen konnte, deren ganzer Charakter und auch Erfolglosigkeit darauf hindeuten, dass die veranlassende Meinungs-differenz keineswegs bloss verschiedene Ausführungen einer und derselben Grundidee, sondern eine solche selbst betraf. J. Kautz sagt von Malthus, dass er nur „einigermaßen“ Vorläufer der berühmten Grundrententheorie sei. In der That führt auch eine genauere Prüfung seiner Ansichten zu der Ueberzeugung, dass er den an Smith und seinen Anhängern wiederholentlich gerügten Irrthum getheilt habe.

Kann ein Bekenner der Ricardo'schen Rententheorie auch nur das Mindeste mit den Oekonomisten gemein haben? Nicht ohne Grund aber wird unserem Autor von dem physiokratenfreundlichen Daire eine so günstige Anerkennung, dass Ricardo's Lehre nur eine Verstümmelung der von ihm entdeckten genannt wird. Ricardo habe aus dieser nur alle Ideen entfernen wollen, durch die Malthus gleich den Physiokraten, mit denen er über die Rolle des Bodens in der Erzeugung des Reichthums gleicher Ansicht war, den *produit net* des Bodens zur Grundbasis der Rente oder des Pachts gemacht hatte. Ja in dem Passus p. 393 des *Essai sur le princ. etc.* edit. Guillaumin, der da zeige, wie wenig Malthus die Ricardo'schen Ansichten theile, sei vielleicht die Rechtfertigung selbst jener beiden einzigen Punkte (s. o. S. 56) enthalten, in denen sich die Lehren der Quesnay'schen Schule von den durch die moderne Wissenschaft gesetzten Principien wirklich unterschieden.

Allein die Möglichkeit eines solchen Urtheils, die leisen Anklänge an die Doctrin jener französischen Philosophen genügen, um eine Trennung von Ricardo zu erheischen, denn, wenn sie auch hier besonders betont sind, so sind sie immerhin so cha-

racteristisch und stehen mit des Letzteren Ansichten in solchem Widerspruche, dass sie nur mit Unrecht zu Gunsten der sonstigen Verwandtschaft beider Rententheorien übersehen werden. „Bezüglich der Production-Factoren,“ (fasst Kautz [p. 497 Lit.-Gesch.] die Malthusischen Lehrsätze zusammen), „schreibt Malthus der Naturkraft eine viel grössere Bedeutung zu, als Smith und viele seiner Nachfolger, und kommt zum Schlusse, dass der Landbau ein viel productiverer Erwerbszweig ist, als Gewerbe oder Handel, weil hier Menschen- und Naturkräfte zum Zusammenwirken gelangen, weil der Ackerbau eine viel grössere Bevölkerungsmenge ernährt, als sich demselben widmet, und weil derselbe nicht bloss Zins und Lohn, sondern auch noch einen Ueberschuss, nämlich die Grundrente, liefert.“

Es ist hier auch kein Satz, dem man als Ricardianer beipflichten könnte, wie sollte demnach eine Gleichstellung Malthus' mit West und Anderson berechtigt sein? Doch schon die zweite Ursache, die Malthus Ch. III p. 1 seiner „Princ. d'É. P.“ (Coll.) für die Rente anführt, dass nämlich „die nothwendigen Unterhaltsmittel bei geeigneter Vertheilung die eigenthümliche Fähigkeit besitzen, sich selbst eine Nachfrage verschaffen zu können oder eine dem Quantum der producirten Güter entsprechende Anzahl Consumenten entstehen zu lassen,“ -- bloss diese Behauptung würde, wenn jeder andere Beweis für die Nothwendigkeit einer Sonderung fehlte, eine Identificirung der zwei Theorien durchaus verbieten. Wie wir bereits bemerkt haben, ist diese als Lehrsatz aufgestellte Behauptung nur das Hülfsmittel, zu dem sich alle diejenigen gedrängt sehen, die, zwischen die einzigen consequenten Rentenlehren: die der Oekonomen und die Ricardo'sche gestellt, weder gänzlich dem Vorurtheile jener entsagen, noch sich der sich ihnen in der letzteren aufdrängenden Wahrheit erwehren können. Um trotz falscher Prämissen in den Ausführungen und Consequenzen dennoch der Erfahrung, wie Vernunft, gerecht zu werden, haben sie eben nur die Wahl zwischen den gleich bedeutenden Fehlern der Logik: entweder mehrere Glieder in der Folgerung zu überspringen, sie gänzlich vermissen zu lassen oder, wie es hier geschehen ist, des erwünschten Schlusses wegen eine selbst noch nicht erwiesene Prämisse einzuschalten.

Es spricht somit nur für die Mässigung und Bescheidenheit Ricardo's, wenn er auch zu Malthus' Gunsten auf die Urheberschaft seiner Theorie resignirt und in seinem (XXXII) „De l'opinion de Mr. Malthus sur la Rente“ überschriebenen Kapitel durchweg die Anerkennung dem Tadel vorangehen lässt. Was gerade die Hauptursache zur Divergenz und eine Meinungsverschiedenheit von grosser Tragweite ist, Malthus' Annahme nämlich, „dass die Rente ein profit net und eine neue Bildung des Reichthums sei,“ bezeichnet Ricardo hier nur als „einen der Irrthümer, in die jener gerathen“ sei, wiewohl „er auch die Theorie von der Rente in genügender Weise erklärt und nachgewiesen habe, dass diese je nach den relativen Vortheilen der Fruchtbarkeit oder Lage der verschiedenen angebauten Grundstücke steige oder falle.“ Gegenseitige Achtung, wie sie namentlich aus den zwischen Beiden gewechselten Briefen hervorleuchtet, ist überhaupt, wie sonst selten, der Grundton dieser schon der Streitenden wegen interessanten Polemik, die uns hier bei der Beurtheilung des Einen derselben von grossem Nutzen ist, gleichsam als Richtschnur dienen kann.

Es handelt sich aber weniger um jenen Nachweis von Erscheinungen, die auch von früheren Schriftstellern nicht übersehen, ja mehr oder weniger richtig beurtheilt worden sind, als eben um die Begründung selbst und den Ursprung der Rente. Dies ist der Kern der Controverse: ob die Rente das Ergebniss eines besonderen Productionsfactors oder nur die Wirkung eigenthümlicher Distributionsverhältnisse sei?

Entweder ist sie, gleich wie Lohn der Arbeit, entsprechender Ausdruck und Maassstab für den Antheil, den die Bodenkräfte als anderer activer, werthzeugender Factor an der Production nehmen und dann ist sie die unmittelbare Folge der Anwendung dieser Bodenkräfte und der Pacht die natürliche und stete Bedingung ihrer Nutzniessung. Oder es ist die Bodenrente nur eine besonders wichtige und durch bestimmte Gesetzlichkeit characterisirte Erscheinung des auf Produktionskosten-Differenzen beruhenden Ueberschussverhältnisses und scheint uns in diesem Falle auch Ricardo mit Unrecht Buchanan darin beizustimmen, dass sie einen „Zuwachs an Werth erzeuge.“ Die Rente kann keinen

Werth erzeugen, weil sie selbst das Erzeugniss dieses Letzteren ist, d. h. nur da hervortritt, wo er bei aller nothwendigen Billigkeit im Allgemeinen, im Besonderen über die Kosten geht, die angewandte Arbeit relativ zu hoch lohnt.

Wenn Kapital und Arbeit keinen Werth schaffen, so entspricht ihre Benutzung keinem Bedürfnisse der Gesellschaft, kann sie überhaupt nicht Statt finden; die Naturkräfte dagegen sind für jede Production unentbehrlich und in ihr thätig, können aber im Gegensatze zu dem werthzeugenden Factor der Production nur in den relativ seltenen Fällen, wo sie scheinbar an der Natur des Letzteren participiren, auf einen Theil des Ertrages Anrecht geben. Alsdann reden wir eben von Rentenverhältnissen und hierin scheint uns auch, wie erwähnt, der nicht geringe Unterschied zwischen Kapital und Boden zu liegen. Jenes (die „angehäufte Arbeit“) kann nur benutzt werden, wenn es voraussichtlich ein Einkommen erträgt, dieser wirkt an sich mit, ohne ein solches zu gewähren, gewährt es bloss, wenn er sonst nothwendige Arbeit oder Kapitalanlage ersetzt.

Auch ist es insofern ungenau, wenn „die Wirkung einer Steigerung des Getreidepreises“ darin gesehen wird, dass „ein Theil des Werthes des Getreides und anderer Rohstoffe aus der Hand ihrer alten Besitzer in die des Grundeigenthümers übergehe.“ Denn, ist es auch in Hinsicht auf die Güter selbst, „deren Quantum genau dasselbe bleibt“ richtig, so ist doch der in andere Hände übergehende Werth in so weit neu, als es der Vergleich der zuletzt mit den früher preisbestimmenden, höchsten Kosten stufenweise angiebt.

Es weicht nun in Bezug auf die Herleitung der Rente Malthus so weit von Ricardo ab, dass auch er als „primitive,“ hauptsächliche Ursache für dieselbe „die Eigenschaft des Bodens“ bezeichnet, „welche ihm mehr für das Leben nothwendige Güter zu entnehmen gestatte, als es deren zum Unterhalt der ihn anbauenden Arbeiter bedürfe.“ „Diese Eigenschaft des Bodens,“ meint er, „sei ein Geschenk der Natur an den Menschen und, wiewohl sie mit dem Monopole Nichts gemein habe, dennoch so wesentlich für die Existenz der Rente, dass ohne diese Eigenschaft kein Grad der Seltenheit oder des

Monopols irgend einen Ueberschuss des Preises des Rothertrages über das zur Zahlung der Löhne und Gewinne Nothwendige bewirken könnte.“

Wenn man aber auch zugeben muss, dass ohne jene Eigenschaft und „ohne die gewissen Grundstücken zugefallene Fähigkeit eine Rente zu zahlen,“ es keine solche geben könnte, — so hat die Folgerung, dass man „nothwendigerweise den aus der Fruchtbarkeit des Bodens erwachsenden Ueberschuss als die Grundlage oder wenigstens die Hauptquelle jeder Rente betrachten müsse,“ keine andere Bedeutung, als die gleich unbezweifelte Behauptung, dass ohne Boden gleichfalls von keiner Bodenrente die Rede sein könnte: die Hauptursache der Rente der Boden sei. (Cnf. im Uebrigen oben S. 59—60 u. Anm. 60.) Die entscheidende Frage bleibt immerhin, wesswegen denn mitunter nicht jener ganze Ueberschuss unter Gewinn und Lohn getheilt werde? und da erweist sich trotz Say die Differenz nicht nur als „reelle,“ sondern selbst als einzige Ursache. Es ist daher auch kein „unpassender Ausdruck, wenn man sagen wolte, dass die Grundrente bloss auf der relativen Productivität der Grundstücke beruhete“ (Roscher System I § 152. 1866). Von dieser hängt nicht nur „der Wille des Publicums ab, sich die Rente gefallen zu lassen,“ sondern es wird auch von ihr, von der relativen und nicht absoluten Productivität „die Fähigkeit des Bodens, viel oder wenig als Rente zu zahlen,“ in der Hinsicht bedingt, als der absolut auch fruchtbarste zu der Entrichtung einer solchen überhaupt unfähig ist, sobald der Vergleich mit dem weniger fruchtbaren fehlt \*).

Dieser Vergleich ist die wesentliche Bedingung und erst, wenn sie gegeben ist, kann man mit Ricardo sagen, „dass die Zunahme der Fruchtbarkeit den Boden befähige auf die Dauer eine stärkere Rente zu zahlen;“ dass, „wenn der hohe Preis einmal erreicht sei, die Rente im Verhältniss zum Ueberschusse und nicht zur Seltenheit zunehme.“ In diesem Sinne wird man auch Mal-

---

\*) Sonst ist es sehr richtig, wenn N. W. Senior (o. c. p. 138) sagt: „To produce rent, both the benefit (die positive Fruchtbarkeit) and the evil must coexist etc.“

thus darin beistimmen, „dass die Fähigkeit, die ein Boden hat eine Rente zu zahlen, sich genau nach seiner Fruchtbarkeit oder nach dem Ueberschusse seines Erzeugnisses über die nothwendigen Kosten messe und dass, wenn dieser Ueberschuss 1, 2, 3, 4 oder 5 sei, seine Fähigkeit eine Rente zu zahlen desgleichen 1, 2, 3, 4 oder 5 sein werde, ja es kein Monopol, keine mögliche Zunahme der Nachfrage gebe, welche diese relativen Fähigkeiten verändern könnte.“ Es ist hier bloss hinzuzufügen, dass für die Rentenbildung diese Verhältnisse stets mit einer Null beginnen, welche alsdann verrückbar ist:

0.	5.	Die grösste Fruchtbarkeit allein: Rente 0
0. 1.	4. 5.	verglichen mit der zweitgrössten: Rente 1
0. 1. 2.	3. 4. 5.	u. s. w. u. s. w.
0. 1. 2. 3.	2. 3. 4. 5.	
0. 1. 2. 3. 4.	1. 2. 3. 4. 5.	

Allein dies ist der wesentliche Keim und Kern zu der Ricardo'schen Lehre, in der jene beiden ersten Quellen der Rente, welche die Malthusische gerade characterisiren und in ihr als die wichtigsten bezeichnet werden, gar keine Bedeutung erlangen. Dies ist noch um so mehr Grund zu einer principiellen Trennung dieser Ansichten als Malthus auf die Fruchtbarkeit und den im Zusammenhange damit den Bodenerzeugnissen zuerkannten Vorzug, die eigene Nachfrage hervorzurufen, einen noch grösseren Nachdruck, als selbst seine Vorgänger zu legen bekennt: „Fast alle diese Schriftsteller“, sagt er, (Smith, die Physiokraten und die Neueren) „scheinen mir die Rente als durch ihre Natur und die Gesetze, welchen sie unterworfen ist, jenem Preisüberschusse über die Productionskosten zu ähnlich angesehen zu haben, der den unterscheidenden Character der gewöhnlichen Monopole bildet.“ Allerdings könne vielleicht „in Hinsicht auf die relative Seltenheit der besseren Grundstücke der Rente der Name eines partiellen Monopols zukommen, aber diese Seltenheit an sich allein genüge keineswegs die beobachteten Wirkungen hervorzurufen.“

Von primitiver Bedeutung sind ihm eben die vorhin genannten zwei anderen Ursachen. Wie irrig aber diese sind, kann man eben so wohl aus der eingehenderen Betrachtung ihrer selbst,

die hier auf vieles bereits früher Gesagte zurückweisen muss, als rückschliessend aus ihren Consequenzen ersehen.

Die erstere glauben wir sogar genügend besprochen zu haben, um hier nur Ricardo's Einwand anführen zu dürfen, dass bei solcher Malthusischen Begründung der Rente auf die Bodenfruchtbarkeit, als „die Hauptursache des Preisüberschusses über die Kosten,“ „dem Grundeigner ohne Zweifel nach Maassgabe eines grösseren Ertrages entsprechend auch ein stärkerer Antheil an demselben gezahlt werden, die Rente nicht im Verhältniss zur relativen, sondern absoluten Fruchtbarkeit der angebauten Grundstücke, eher zum „Ueberflusse, als zum Werthe des Erzeugnisses stehen müsste.“

Es ist aber, wie schon öfters bemerkt, nur ein Correlat dieser abgewiesenen Ansicht, nur eine nothwendige Ergänzung, wenn Malthus „jenem Ueberschusse (S. 134), da er, so nothwendig und wichtig er auch sei, keinen genügenden Werth \*) besitzen könnte, um eine verhältnissmässige Quantität Arbeit und andere Unterhaltungsmittel (denrées) zu bezahlen“, gleich Smith die Fähigkeit beilegt „eine ihn zu consumiren vermögende Bevölkerung und durch sich selbst mittels zum Entgelt producirter Artikel eine kauffähige Nachfrage entstehen zu lassen“ \*\*). „Malthus“, äussert sich Ricardo darüber, „scheint mir zu sehr zum Glauben geneigt, dass die Nahrungsmittel sich selbst die Nachfrage schaffen, anstatt einzusehen, dass der allgemeine Fortschritt der Bevölkerung durch den Anwuchs der Kapitalien, die stärkere Nachfrage nach Arbeitskraft und die daher erfolgende Lohnsteigerung beeinflusst werde, dass endlich die Production von Nahrungsmitteln nur die Wirkung dieser Nachfrage sei.“

Dass die grössere oder geringere Leichtigkeit die Nahrungsmittel zu vermehren auf die Volksvermehrung von Einfluss ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Sie geht aber voran und muss es nach dem Malthusischen Gesetze, so dass erst die grössere Nachfrage neues Angebot hervorruft und mit der zunehmenden Schwierigkeit dasselbe zu beschaffen natürlich auch sein

\*) Dann wäre er ja nicht nothwendig und unterbliebe!

\*\*\*) Dieselbe Ansicht unter gleicher Voraussetzung auch bei Chalmers „On Pol. Economy. 2 edit. 1832 Appendix A.

Werth steigt und jenem Ueberschusse die nöthige Tauschkraft von vornherein sichert. „Es lässt sich in der That mit aller Genauigkeit behaupten, dass der Boden die zum Leben unumgänglichen Dinge, die Mittel producire, durch die allein ein Zuwachs der Bevölkerung hervorgerufen und unterhalten werden könne.“ „Dass sich jedoch in dieser Hinsicht der Boden wesentlich von jeder anderen Art bekannter Maschinen unterscheide“, kann nicht zugegeben werden. Wie schon erwähnt, sind an den Bodenbau allerdings fundamentale Bedingungen des Lebens geknüpft, ist er aber nicht selbst auf Handwerk und Fabrikation angewiesen und liefern letztere nicht auch mehr oder weniger bedingende Bestandtheile des Lebensunterhaltes, deren grössere Billigkeit ebenfalls, wenn auch vorübergehend und nicht so intensiv die Bevölkerungszunahme fördert?

Dieser Unterschied ist mehr ein gradueller, ausgesprochener ist der, dass, während andere Werkzeuge beliebig vermehrt und auch verbessert werden können, der Boden begrenzt ist und nur *exc. exc.* mit abnehmendem Erfolge neuen Anforderungen zugänglich ist \*). Die Technik kann hier die Vertheuerung unterbrechen, ja andauernd aufhalten, dort aber, könnte man behaupten, ist sie von solcher Wirkung, dass die Waaren mit der grösseren Nachfrage durch Massenproduction nur billiger werden. Es wäre vielleicht mit Hülfe einer genauen und umfassenden Preisstatistik eine graphische Darstellung zu entwerfen möglich, welche diese auseinandergehenden Tendenzen wiedergeben und für die wichtigeren Producte nicht ohne Interesse sein würde. Die beiden Hauptlinien, die der Rohstoffe und die der Manufacturwaaren und Fabrikate müssten sich, natürlich unter mannigfaltigen Abweichungen, schneiden. Denn wenn auch eben die erstere, namentlich für das Getreide, auf die Dauer nur langsam aufwärts stiege (Cnf. unten am Schluss dieser Schrift), so ist die entgegengesetzte Richtung der andern desto entschiedener.

---

\*) Sect. VI p. 165: „Der Grund des hohen Getreidepreises und seiner fortschreitenden Vertheuerung in den bereits reichen Ländern, deren Wohlstand und Bevölkerung in stetem Wachsthum begriffen sind, wäre durch das Bedürfniss angedeutet beständig zu minder ergiebigen Grundstücken Zuflucht zu nehmen etc.“

Auf dieser den Bodenerzeugnissen zugeschriebenen Macht über die Nachfrage beruht endlich auch Malthus' unrichtige Meinung „dass für die privilegirten Producte (z. B. ausgezeichnete Weine) die Seltenheit, für die Nahrungsmittel aber die Menge derselben die Rente herbeiführe“, oder „dass bei jedem gewöhnlichen Monopole“ dessen Werth „von der äussern Nachfrage, bei dem partiellen Monopole des Bodens hingegen gänzlich von dem Grade der natürlichen oder erworbenen Fruchtbarkeit abhängt.“ Aber auch hier dünkt uns, wenn überhaupt einer, so doch keineswegs ein „eben so scharfer, als schlagender“ Unterschied zu bestehen. Denn Ricardo's Einwand, dass, wenn der hohe Preis einmal gegeben ist, die Rente in beiden Fällen zufolge des Ueberflusses und nicht der Seltenheit steigen müsse, kann Malthus damit nicht widerlegen, dass er die bedingende Annahme für „vollkommen vergeblich“ erklärt, „da man den Preis nicht absolut bestimmen könne.“ Wie für die ergiebigsten Ackerländer ein Grad von Seltenheit erforderlich ist, um ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit Werth zu verleihen, so ist andererseits für die seltensten Weinberge ein Grad der Ergiebigkeit nothwendig, um ihnen den grössten Vortheil zuzuwenden. Die unbedingte Vermehrbarkeit des Angebots würde sowohl das allgemeine, als auch das partielle Monopol aufheben; dessen relative Verminderung aber diesem in der Erfolglosigkeit der letzten Kapitalanlage oder Urbarung, jenem in seiner unerreichbaren Höhe selbst, die Schranke setzen.

Von den drei Ursachen, auf die unser Autor die Entstehung „eines Ueberschusses des Preises der Rohproducte über die Produktionskosten“ zurückführt, bleibt demnach nur noch die dritte übrig, nämlich: „die relative Seltenheit der fruchtbaren Grundstücke, sei auch diese Seltenheit sonst natürlich oder künstlich.“ Dies ist das Princip, welches nicht allein dem besprochenen, sondern allen Ueberschussverhältnissen zu Grunde liegt und es scheut keine seiner Consequenzen. Wie erwähnt, lässt sich aber dieses von den zwei ersteren Ursachen, die laut Malthus die Rente aus dem Kreise der verwandten Erscheinungen herausheben sollen, nicht sagen.

„Dass durch die Reducirung auf die Hälfte der Ergiebigkeit

der Bergwerke edler Metalle die in den verschiedenen Bergwerken der Welt gezahlte Rente, die Gewinne und Löhne nicht nur nicht sich vermindern, sondern selbst wachsen könnten, da Reichtum und Bevölkerung von Gold und Silber unabhängig sei, die gleiche Abnahme der Bodenfruchtbarkeit dagegen die gänzliche Vernachlässigung eines grossen Theils der Grundstücke und ein Sinken der Löhne, Gewinne und namentlich der Rente nach sich ziehen würde,“ — dies z. B. ist gleich eine Annahme, die nur aus dem Zusammenhange der jene beiden Principien anerkennenden Malthus'schen Rentenlehre zu erklären ist, sonst völlig haltlos erscheinen muss.

Wie dort Löhne und Gewinne, wenn nicht bloss ganz vorübergehend, überhaupt nur afficirt werden können, ist eben so unverständlich, als dass trotz der grösseren Unabhängigkeit der Bevölkerung von den Edelmetallen die Rente der Bergwerke wachsen, die der Grundstücke unter jener gleichen Voraussetzung sinken soll. Es würde die Abnahme der Ergiebigkeit entweder den Anbau auf die besseren Bergwerke einzuschränken zwingen oder, um dem Bedürfnisse zu genügen, ihn noch auf schlechtere auszudehnen gestatten. Im ersteren Falle müsste die Rente nominell jedenfalls sinken, reell könnte sie des erhöhten Geldwerthes wegen unverändert bleiben; im letzteren dagegen würde sie in der That nach beiden Seiten hin wachsen, der Gewinn aber, der oben zugenommen hätte, geringer werden. Allein dieses Resultat für den Gewinn und das entgegengesetzte für den Lohn ist eine unzulässige Abstraction, da es sich in der Masse verlieren und bald ausgleichen würde, da bis auf den Ackerbau kein Productionszweig auf die herrschenden Distributionsverhältnisse wirklich von grösserem Einfluss sein kann. Dass aber ein Theil der Bergwerke verlassen werden würde, wäre eher möglich, als dass unter gleichen Umständen bei der bedeutend grösseren Unentbehrlichkeit der Bodenfrüchte die unfruchtbareren Grundstücke aufgegeben werden sollten. Da die Nachfrage dieselbe, das Angebot aber geringer wird, steigen die Preise wie im Angesicht einer Hungersnoth und ermöglichen somit die Kultur auf noch schlechterem Felde oder mit noch ungünstigeren Kapitalanlagen, wirken also zum mindesten compensirend auf einen status quo ante der Rente

hin. Der Arbeitslohn muss hier wenigstens in der Quote in dem gleichen Verhältnisse wachsen, als der Gewinn fallen, weil zu der ausgedehnteren Kultur mehr Arbeit erforderlich, nur durch einen grösseren Aufwand derselben das neue Angebot von Nahrungsmitteln zu beschaffen ist. Aus dem Grunde jedoch, dass dadurch der Unterhalt theurer wird, nimmt für die einzelne Arbeit nur der nominelle Preis zu, der thatsächliche könnte selbst niedriger werden.

Es ist übrigens schon von vorn herein auffallend, dass Rente, Gewinn und Lohn gleichzeitig wachsen oder sinken sollen und auch diese Voraussetzung könnte allein zum Beweise genügen, wie sehr die Ricardo'sche Rentenlehre, nach der in jenen beiden Annahmen durchaus nicht der Gegensatz stattfinden könnte, von der Malthusischen unterschieden ist.

Dieser Unterschied tritt noch in folgender Anmerkung in dem Maasse prägnanter zu Tage, als sich die Divergenz der Ansichten in einem strikten und durch die nahe Aneinanderstellung der beiden Behauptungen scharf hervortretenden Gegensätze ausspricht. „Herr Ricardo“, sagt Malthus, „hat einen Fall angenommen, wo die Verminderung der Fruchtbarkeit des Bodens  $\frac{1}{10}$  betrüge und glaubt, dass dieser Umstand die Rente steigern müsste, indem er das Kapital minder fruchtbaren Grundstücken zutreiben würde. Ich denke im Gegentheil, dass in jedem gut angebauten Lande dies nicht verfehlen würde sie niederzudrücken, indem es das Kapital den unfruchtbareren Grundstücken entzöge. Wenn die zuletzt angebauten Grundstücke vordem nur die nothwendige Arbeit und einen Gewinn von 10 % zahlen konnten, würde eine Verminderung um  $\frac{1}{10}$  des Rohertrages sicher den Anbau vieler undankbaren Grundstücke verhindern und folglich die Rente sinken lassen.“ Es kann jedoch nur Wunder nehmen, dass bei der so grossen, den Nahrungsmitteln zuerkannten Bedeutung, die selbst die Nachfrage dem Angebot folgen lässt, hier gar die Macht der Noth übersehen wird, kraft welcher jene dieses hervorruft.

Man sieht, trotz ihrer angeblichen Verwandtschaft fällt es viel schwerer in den Rentenlehren der beiden Zeitgenossen eine Uebereinstimmung als Meinungsverschiedenheiten zu finden, die

sich wie die obgenannte sogar zu Gegensätzen verschärfen. Ja selbst der Passus, der unsern Autor noch am meisten Ricardo nähert und wohl zu jener gewöhnlichen viel günstigeren Beurtheilung seiner bezüglichen Leistung verleitet hat, enthält, wie es bei seiner Begründung der Rente nicht anders sein konnte, manche Differenz, die der Identität des Grundgedankens das Gleichgewicht hält.

Malthus stellt nämlich die Entstehung der Rente in einer neuen Colonie folgendermassen dar: so lange noch fruchtbarer Boden im Ueberflusse vorhanden sei, erscheine der Ueberschuss des Erzeugnisses in Form von erhöhten Gewinnen und Löhnen und nur selten als Rente. Die Anhäufung von Kapital aber müsse, indem sie bald dasselbe nicht mehr ausschliesslich auf die natürlich fruchtbarsten und best gelegenen Grundstücke zu verwenden gestatte, die Gewinne nothwendig sinken lassen, während zugleich die rasche Volksvermehrung die Löhne herabzudrücken strebe. Die Productionskosten des Getreides: Löhne und Gewinne würden eben dadurch vermindert; der Werth des Erzeugnisses hingegen wachse statt geringer zu werden, so dass er endlich über jene hinausgehe und einen Ueberschuss gewähre. Dieser Ueberschuss bilde aber eben den Theil des gesammten Mehrertrages, den man Rente genannt hat.

Die Wahrheit lag darnach allerdings nahe, allein die Scheu vor noch grösseren Inconsequenzen konnte sie nicht zur vollen Geltung kommen lassen. „Der Ueberschuss des Erzeugnisses tritt anfangs in Form von erhöhten Gewinnen und Löhnen auf,“ — was heisst das anders, als dass die Rente Resultat der Vertheilung ist, zumal Lohn und Gewinn durchaus keine bestimmten Grössen sind? Es fehlt auch in dieser Herleitung die mathematische Klarheit, die durch die abwärts gehende Skala der der Reihe nach angebauten Bodenklassen so weit vermittelt wird, als es einleuchtet, dass die besseren im Vergleiche mit den jeweilig schlechteren einen Ueberschuss geben müssen und überhaupt einen solchen nur in dieser Weise geben können. Hier gestattet vielmehr die Abnahme der Productionskosten im Sinne von Lohn und Gewinn zugleich die Vermuthung, dass selbst der letzte Anbau eine Rente

gewähre. Ja Malthus spricht Sect. V ohne Weiteres aus, dass jene Gradation der Grundstücke sowohl für die erste Entstehung, als für die regelmässige und beständige Steigerung der Rente durchaus nicht nothwendig sei. Alles was nothwendig sei, um diese Wirkungen hervorzurufen, sei nur die Existenz jener beiden ersten Ursachen der Rente, unterstützt von einem begrenzten Gebiete oder der Seltenheit der fruchtbaren Grundstücke. Wenn in einem begrenzten Lande alle Grundstücke an Qualität völlig gleich und alle von grossem Ertrage wären, so unterläge es keinem Zweifel, dass nach dem Anbau ihrer aller die Kapitalgewinne und reellen Löhne sinken müssten, bis die Gewinne auf den zur Erhaltung des bestehenden Kapitals und die Löhne auf den zur Ernährung der bestehenden Bevölkerung nothwendigen Betrag reducirt werden würden, während die Renten im genauen Verhältniss zu der natürlichen oder erworbenen Fruchtbarkeit des Bodens stiegen und viel grösser als jetzt wären \*). Diese Wirkungen würden ferner nicht wesentlich andere sein, wenn das Kapitalquantum, das mit Vortheil auf so fruchtbare Grundstücke angewandt werden könnte, äusserst begrenzt wäre, so dass diese etwa nur des zum Ackern und Besäen des Bodens nothwendigen Kapitals bedürften. Das Kapital und die Bevölkerung könnten sich dessen ungeachtet sicherlich in anderen Verwendungen vermehren, bis dass beide stationär blieben und die Rente ihre durch die Productivkräfte des Bodens und die Gewohnheiten der Nation vorgeschriebenen Grenzen erreichte.

Hiergegen ist nur einzuwenden, dass, wenn der Boden in einem Lande überall gleich fruchtbar wäre, die Kapitalanlagen aber nach dem Bodengesetze ungleiche und abnehmende Erfolge hätten oder umgekehrt diese äusserst begrenzt, dagegen die Grundstücke von verschiedener Güte wären, die Ricardo'sche Theorie nicht widerlegt werden könnte. Es bleiben noch die beiden anderen hypothetischen Fälle übrig: entweder, dass das Land überall gleich fruchtbar wäre und die Kapitalanlagen stets gleiche Resultate erzielten, was vielleicht eher ein Fluch, als ein Segen

\*) Cnf. Sect. VI p. 175.

wäre \*), und nie zu einer Rente führen könnte; oder, dass das Land von gleich fruchtbarer Beschaffenheit, die Kapitalanlage aber nur in den genannten engen Schranken möglich wäre. Allein auch hier würde, da die oft hervorgehobene Abhängigkeit der einzelnen Productionszweige von einander schon gleich in den ersten Anfängen der Arbeitstheilung sich so geltend macht, dass man auf einen beständigen Zirkelschluss gerathen müsste, wollte man die Wichtigkeit der einen gegen die der andern abwägen, -- ein Einkommen für den Grundeigenthümer als solchen nicht möglich sein, sondern es würden bis auf die Differenzen und ihre Folgen, die durch die Lage zum Markte oder, wenn man auch diese weglassen will, durch die verschiedene Tüchtigkeit der Einzelnen verursacht werden könnten, allein Kapitalgewinn und Lohn sich nach den sie beherrschenden Gesetzen in die Producte theilen. Am wahrscheinlichsten ist es aber, dass, wenn unter solchen Bedingungen eine ökonomische und somit überhaupt eine Entwicklung annehmbar ist, dieselbe natürlich bei stets vorausgesetzter Isolirung nur von einer bestimmten Dauer wäre, vorauszusehende ganz feste Grenzen hätte. Der anderen, Malthusischen Ansicht, sind jedoch mehr oder weniger noch Bernhardi (§ 14), N. Senior (p. 119 flg.), Florez - Estrada (Cours. T. II p. 11), A. Fonteyraud (Notice etc. sur Ricardo. Coll.) und Chalmers (l. c.) \*\*).

Es ist ferner, kehren wir zu jenem Passus, von dem wir ausgegangen sind, zurück, nicht die ihrem Begriffe nach vollkommen relative „Anhäufung des Kapitals,“ sondern die Noth des steigenden Bedürfnisses, welche die Urbarung minder guten Bodens fordert und durch die Erhöhung des Getreidepreises auch ermöglicht. Dass dieser jedoch unter dem Einflusse der minder erfolgreichen Kapitalanlagen steigt, kann noch an sich die Grundrente nicht erklären, da in dem gleichen Verhältnisse die Quote der Löhne steigt und beide Erscheinungen als blosses Correlat der

\*) Cnf. Ricardo „Princ.“ 42 u. 43. (Coll.); Edinb. Rev. LIV Art. IV p. 99 u. des Bishop of Chester (Summer) „Records of the Creation“ 1815, auf die dort verwiesen ist; auch Th. Chalmers „On Pol. Econ.“ 1832. Appendix A. fin.

\*\*) Auch Arnd „Naturgem. Volksw.“ § 99.

Rente mit ihr die gleiche Ursache haben. Die Productionskosten nehmen im Verhältniss zum Ertrage nicht ab, sondern zu. Dass aber die relativ grössten, aber dennoch nothwendigen den Preis bestimmen, das allein begründet dessen Ueberschuss über die geringeren. So sagt auch Ricardo: „Wenn in der Masse, als die Löhne sinken, die Kapitalgewinne steigen und sie in Summa immer den gleichen Werth haben, kann kein Sinken der Löhne die Rente steigern.“ „Wenn die Arbeiter den ganzen Betrag ihrer Löhne aufgaben, so zögen die Grundeigenthümer daraus nicht den mindesten Vortheil.“ Umgekehrt könnten diese „auf ihre ganze Rente verzichten, ohne dass dem Arbeiter daraus der geringste Gewinn erwüchse: allein in beiden Fällen erhielte und behielte der Pächter (Kapitalist) Alles, was auf diese Weise aufgegeben werden würde“\*).

Wenn wir aber weiter unten lesen: „das Sinken der Gewinne und Löhne lässt ohne Widerrede einen Theil des Productes in die Hand des Grundeigenthümers übergehen und bildet einen Theil, wie aber wir gesehen haben, nur einen Theil der Rente,“ — so glauben wir nur hier auf die uns bekannte Vagheit dieses letzteren Begriffes zu stossen, die bei der gleichzeitigen Anerkennung jener disparaten Ursachen kaum zu vermeiden war. Denn scheint Malthus a. a. O. auch in diesem Satze unter „Rente“ wieder den Ueberschuss des Ertrages über den Bedarf des Anbauer's zu verstehen, so ist sie ihm andererseits (noch in dem bald darauf folgenden Beispiel) bloss der Ueberschuss über die Kosten nach Ausschluss, oben aber und öfters mit Einschluss des Kapitalgewinnes.

Wie weit endlich die Analogie in dem Ideengange aller Rentenlehren zu verfolgen ist, welche sich auf die Productivität des Bodens stützen, ist noch daraus zu ersehen, dass auch dieser Denker in dem Gefühle, dass die Rente laut seiner Lehre noch ein beschwerlicheres Monopol sein müsste, als das gewöhnliche, von dem er sie zu sondern so bestrebt ist, auf ihre Nützlichkeit und Nothwendigkeit hinzuweisen sich genöthigt sieht.

---

\*) Cnf. noch in der Collect. Ricardo's „Versuch über den Einfluss des niedrigen Getreidepreises etc.“ Aum. I u. p. 546 gleichfalls Aum. I.

Wäre jedoch die Rente wirklich nur dem Umstande zu verdanken, dass, während die Preise steigen, „die Productionskosten abnehmen“, so genügte gegen ein solches mehr denn gewöhnliches Monopol der Trost nur äussert wenig, dass dies nothwendig sei, „damit die ersten Anbauer eines neuen Landes ihren Reichtum und Rang erhöhen könnten“ und, „dass die Rente natürliche (directe) Folge der Kapital- und Volksvermehrung sei.“ Ja es ist überdies überhaupt noch fraglich, ob die beiden Ursachen oder vielmehr Veranlassungen: die Kostenverminderung einer- und die Preissteigerung andererseits neben einander bestehen könnten.

Fassen wir zusammen, so lautet das Resumé jenes hier erörterten Passus: Ricardo lehrt: die Zunahme des Preises, Malthus aber: nicht diese allein, sondern auch die Abnahme der Productionskosten im Sinne von Gewinn und Lohn gestattet den Anbau schlechteren Bodens. (Auch hier fand er übrigens, wie wir sehen werden, in dem Verf. des Art. III d. Quart. Rev. XXXVI, in Chalmers und Nebenius Anhänger\*). Wir übertreiben nicht: noch in Section III wird mit grösserem Nachdruck betont, dass „ein Zuwachs der Bevölkerung und ein Sinken der Löhne in Getreide absolut nothwendig seien um unfruchtbaren Boden zu bestellen,“ kurz, dass man nicht in Abrede stellen könne, dass das Sinken der Löhne eine der Ursachen der Rentensteigerung sei.“ Ja die Meinungsdivergenz in dieser Frage ist so weitgehend und von solcher Bedeutung, dass auf Grund derselben Malthus „alle Berechnungen Ricardo's als auf einen fundamentalen Irrthum gestützt erklärt, indem er es unterlassen habe, in die Werthschätzung der Löhne die Gewinne mit einzuführen und demnach, statt ihn constant zu machen, den Arbeitswerth vermehrt habe“!

Die übrigen in diesem genannten Abschnitt angeführten drei Hauptgründe, welche die Differenz zwischen dem Preise und den Kosten sammt Gewinn zu steigern streben, glauben wir der Kürze halber übergeln zu dürfen. Mit der Darlegung derselben bekennt Ricardo im Allgemeinen einverstanden zu sein und was von sei-

\*) Auch K. Arnd „Naturgem. Volksw.“ 2. Aufl. 1851 § 38 p. 128 f. u. z. Thl. Lüder, S. unten, ja Thünen.

nen Ansichten abweicht oder gar im Gegensatze zu ihnen steht, hängt sehr eng mit den bereits betrachteten Hauptsätzen der Malthus'schen Lehre zusammen. Nur bezüglich der letzten jener Ursachen, nämlich der von einer vermehrten Nachfrage herrührenden Vertheuerung der Ackerbauproducte lässt sich zu dem Gesagten noch hinzufügen, dass bloss eine thatsächliche und keine nominelle Wertherhöhung dieser Erzeugnisse d. h. keine allgemeine Verminderung des Geldwerthes auf die Ausdehnung des Anbaus wirken kann.

Dass aber auch Malthus trotzdem, dass er die Fruchtbarkeit als die besondere Eigenschaft des Bodens bezeichnet, die, verbunden mit der Fähigkeit der Nahrungsmittel die eigene Nachfrage hervorzurufen, die Rente verursacht, ein solches Gewicht auf eben diese Nachfrage und den Preis legt, dass sie allein den weiteren Anbau bedingen, ist nur dieselbe Inconsequenz, die schon an den Physiokraten und seitdem an den meisten Rentenlehren gerügt ward. Sie ist in der vorliegenden nur um so auffallender, als gleich in einer der ersten Anmerkungen gesagt wird, „dass es vielleicht allgemein wahr sei, dass jedes angeeignete Grundstück, das in seinem natürlichen Zustande Nahrungsmittel liefert, stets ein Rente zahle, ob es sonst bestellt ist oder nicht“; und diese Ansicht sich auch in Section V zwischen die Wahrheit und die Behauptung stellen muss, dass der nothwendige Getreidepreis nur unter Hinzufügung jener ursprünglichen Rente den Kosten gleich komme, welche die Production auf den je schlechtesten Grundstücken erfordert \*). Das Falsche liegt eben auch hier in der Allgemeinheit d. h. in der Annahme, dass jeder Boden als solcher kraft seiner Productivität eine Rente ergeben müsse. Denn es wäre sonst richtig, „dass solche Rente in Wirklichkeit den Getreidepreis mehre und einen Theil der Productionskosten bilde“, wenn unter besonderen Umständen der Boden schon vor

---

\*) A. Fonteyraud „Notice sur la vie et les écrits de D. Ricardo“ p. XLIII: „Es ist also nicht wahr, dass die Rente Nichts zu dem Preise hinzufüge und Malthus selbst hat dies erkannt, wenn er in einem werthvollen Briefe an J. B. Say gesagt hat: „die Rente beeinflusst also den Getreidepreis nicht in demselben Grade, als die Arbeit und das Kapital.“ In demselben Grade! ist's ein Geständniss, ist's ein Irrthum?“

dem Anbau Ertrag gab und Kaufwerth hatte (Cnf. Hermann Staatsw. Unters. p. 170 f.). Doch es mildert diesen Ausspruch unser Autor selbst, indem er hinzufügt, dass in fortschreitenden Ländern jene Rente unbedeutend sei und der Getreidepreis nur wenig über die Productionskosten gehe. Ja er betont ausdrücklich „dass das Getreide zu seinem nothwendigem Preise, wie die Manufacturwaaren verkauft würde, was von den Oekonomisten, A. Smith und allen Schriftstellern übersehen worden sei, die da lehrten, dass die unmittelbaren Erzeugnisse des Bodens stets einen Monopolverpreis hätten.“

Will er sich aber auch hier zu Gunsten der Wahrheit von jenen Autoren unterscheiden, so lässt es sich dennoch von seiner Lehre keineswegs behaupten, dass sie das Eigenthum an dem laut ihm so privilegierten Boden nicht höchst beneidenswerth machte und schon jene Ursache der Rentensteigerung: die Abnahme der Löhne und Gewinne, zeugt gegen ihn, wenn er hervorhebt, dass, im Gegensatze zu der Ricardo'schen, seine Theorie mit A. Smith eine Harmonie der Interessen der Grundeigner mit denen der Nation anzunehmen gestatte. Heisst es nicht in der Anm. 1 p. 191: „es ist evident, dass unter ähnlichen Umständen, was Kapitalien, Talente etc. betrifft, die Grundstücke, die in gleichem Maasse unfruchtbar blieben, nicht angebaut werden könnten, wenn in Folge von Gewohnheiten der Vorsicht die Ackerbauer gut bezahlt werden würden?“ Läge es denn alsdann nicht im Interesse der Grundeigenthümer sowohl als in dem der Kapitalisten den Arbeitslohn herabzudrücken? Bei richtigem Verständniß aber wahrt Ricardo's Lehre mindestens ebenso gut die Weisheit der ökonomischen Weltordnung und giebt zudem noch genügende Erklärung für solche Erscheinungen, welche für Kurzsichtige gegen dieselbe zu verstossen scheinen. „Wenn man in der That die Grundeigenthümer Englands 1813 ein Verbot gegen die Einfuhr von Vieh und Getreide zu einer Zeit provociren sieht, wo seit langem der britische Boden nicht mehr das zur Consumption nothwendige Getreide producirt und die Arbeiterklassen in Folge der Vertheuerung des Brotes und des Fleisches zum Aeussersten gebracht waren; wenn man 1816 die französischen Grundeigenthümer sich ihres Uebergewichtes in den Kammern bedienen sieht, um

durch Prohibitiv- oder sogenannte Schutz-Zölle Eisen, Steinkohlen, ausländisches Vieh und andere Gegenstände von allgemeiner Nützlichkeit an der Grenze zu consigniren, — wenn das Thatsachen sind“, sagt Malthus selbst, „so besteht Ricardo mit Recht darauf, dass das Grundeigenthum vorübergehend durch jene Fortschritte Verlust erleide.“

Was schliesslich die Betrachtungen anlangt, die er in Sect. IX über den Reinertrag des Bodens im Allgemeinen anstellt, so ist es nur den Consequenzen jener seiner Begründung der Rente zuzuschreiben, wenn manche von ihnen mit der Ricardo'schen Lehre nicht in Einklang zu bringen sind \*). Denn es tritt das Princip von der besonderen Productivität des Bodens auch selbst dort störend dazwischen, wo nicht unmittelbar von der Grundrente die Rede ist.

Es scheint somit nach allem Gesagten nicht ungerechtfertigt, wenn wir auf Grund dieses Princip's, dessen überkommene Bedeutung so gross ist, dass es entweder um der Wahrheit willen zu Inconsequenzen treibt oder ihre bereits gegebene Erkenntniss nicht zur vollen Anerkennung gelangen lässt, auf unserer Trennung der Malthus'schen von der wahren Rententheorie bestehen bleiben. Malthus ist nicht als Entdecker derselben neben Anderson, West und Ricardo, ist in der Geschichte der Rentenlehre nicht an den Anfang der zweiten, sondern noch an den Schluss ihrer ersten Periode zu stellen. Doch es hat ihn schon J. B. Say ähnlich beurtheilt, wenn er (p. 225 im Cours) von seiner Lehre sagt, dass sie bis zu einem gewissen Grade in die der alten Oekonomisten übergehe.“

Germ. Garnier ist mir aus Citaten zu wenig bekannt geworden um auf seine Ansicht über die Rente eingehen zu können und sein 1796 erschienener „Abrégé des Principes de l'É. P.“ lag mir nicht vor.

\*) Wie nahe Malthus den Physiokraten tritt enf. noch „Princ.“ II 1 p. 197—198. „Essai sur le principe d. l. population“ (Guillaumin) p. 393 und Add. III ch. 8—12.

Hiermit schliesst die Reihe der Vorgänger Ricardo's, in deren Werken die Ansätze zu seiner Rententheorie wohl bald mehr, bald weniger deutlich hervortreten, die Erkenntniss aber des ihr zu Grunde liegenden Gedankens durch den überkommenen Irrthum von der besonderen Productivität des Bodens selbst dort gehemmt und zurückgedrängt wird, wo sie, wie namentlich bei Malthus, nach einer unregelmässigen, doch steten Entwicklung schon bis zur vollen Klarheit gediehen zu sein schien. Eine characteristische Erfassung der wichtigen Principien, welche in der Tiefe der ganzen Frage ruhen und ihr erst die volle Tragweite sichern, lässt sich bei diesen Ausläufern des Physiokratismus nicht kennzeichnen und selbst der Lehrer des Bevölkerungsgesetzes scheint zu übersehen, dass der grosse Antagonismus, den er in diesem so entschieden hervorgehoben hat, auch für die Rententheorie zu beachten ist. Trotzdem dass sie dem Ackerbau und seinem Boden einen vielsagenden Vorzug einräumen, können sie dennoch der Rente nicht mehr die lebenbedingende Bedeutung des Quesnay'schen *produit net* beilegen, sondern sehen sich vielmehr bewogen, ihre Nützlichkeit sogar zu vertheidigen.

Es beginnt nun die zweite Periode, in der die wahre Ansicht über das specifische Grundeigenthümer-Einkommen namentlich durch Ricardo zur Geltung kommt und trotz vieler Angriffe immerhin die herrschende bleibt.

## Abschnitt IV.

### Darlegung der Ricardo-Thünen'schen Theorie.

B. Herrschender Grundgedanke: Allein der Mensch producirt; da aber die Mitwirkung der Natur verschieden ist, so sind es auch die Kosten. Daher die Rente ein Ergebniss der Distribution.

Den Uebergang zu diesem Abschnitt scheinen uns Canard und Buchanan zu bilden, da sie sich beide von jenem Vorurtheile der vorigen Periode wohl völlig befreit haben, aber bei dieser negativen Erkenntniss auch stehen blieben, ohne für die Rente eine ausreichende Erklärung zu geben.

Der Erstere, Canard, hat den Grundsatz von der alleinwerth- Canard.  
schaffenden Arbeit nicht bloss zum Ausgangspunkte seiner interessanten „Principes d'É. P.“ (1801) gemacht, sondern sogar in dem Maasse betont, dass Fontenay eher auf ihn, als auf Dest. de Tracy den „Stammbaum“ der Bastiat'schen Lehre zurückführen müsste (s. Präf. III und XI). „La terre“, heisst es nämlich p. 5 der genannten Princ. „n'a été cultivée, que parce que son produit a pu compenser, non-seulement le travail annuel de la culture, mais encore dédommager des avances de travail, qu'il en a coûté pour la défricher. C'est ce superflu, qui forme la rente de la terre, ou son produit net. Ainsi la rente de la terre n'est autre chose, que la rente d'une somme de

travail superflu \*), qui lui a été appliquée pour l'acquérir ou pour la défricher. La terre, qui n'a subi aucun travail, n'a pu, dans le principe, avoir aucune valeur et son produit spontané n'en a pu avoir aucune également etc. (cuf. p. 7).

Die „Rente“ ist ihm somit nur der Lohn früherer Arbeit oder vielmehr bloss das englische „profit“, was sich noch daraus erweist, dass er, die Beziehung verallgemeinernd, weiter hin neben der „rente foncière“ ganz consequent auch von einer „rente industrielle“, ja einer „rente mobilière“ spricht, welche letztere mit dem Kapitalpreise gleichbedeutend ist. Alle diese Renten seien aber eben auf die verschiedenen (3 Haupt-) Verwendungen der angehäuften überflüssigen Arbeit zu begründen und dienen daher als Entschädigung (dédommagent), als Entgelt sowohl für diese letztere als auch für das Risiko ihres Verlustes.

Im Princip hat unser Autor Recht, aber dass dasselbe die Wirklichkeit nicht unmittelbar deckt, gesteht er selbst, wenn er (p. 8) den Werth aller Rentenquellen sich im Laufe der Zeit unter dem Einflusse der mannigfaltigsten Umstände verändern lässt. So hätten wohl die Wälder ursprünglich nur die auf sie zum Schutze und dgl. verwandte Arbeit gelohnt und gebe es noch jetzt welche, deren „Rente“ diesen primitiven Werth nicht übersteigt. Entwaldung, Vermehrung und Concentration der Bevölkerung und tausend andere Ursachen vermehren aber denselben und die Differenz z. B. im Ertrage eines Arpent's im Boulogner Walde und eines solchen tief in den Ardennen sei doch bloss der Nähe einer immensen Hauptstadt zu verdanken.

So constatirt er einfach die Thatsachen, ohne sie dem vorangestellten Princip in befriedigender Weise subsumiren zu können. Denn, lehrt er auch gleich darauf, dass der Werth aller Dinge durch das Bedürfniss und die Concurrenz bestimmt werde, so genügt es nicht, wenn er direct daraus folgert (par conséquence) dass die zufälligen Ursachen, welche den Werth der Rentenquellen verändern, es trotzdem nicht verhindern, dass derselbe ursprünglich nur die Arbeit ihrer Herstellung entgolten habe. Unvermittelt ist auch daher der Schluss: „Rien ne détruit donc

---

\*) Im Gegensatze zu „trav. nécessaire“ d. h. zum Unterhalte.

cette vérité : que toute propriété n'est autre chose que l'accumulation du travail, qui a servi à la créer.“

An die Ausflüchte der modernen Schule denkt er allerdings noch eben so wenig, als daran, dass nicht alle jene Ursachen zufällig, sondern gerade in dem Zweige, wo ihr Einfluss am auffallendsten ist, an eine bedeutsame Gesetzmässigkeit gebunden sind. Kann er aber schon selbst in diesem Fehler als Vorgänger Mangoldt's und namentlich Schäffle's (s. unten) erscheinen, so brachte es nur seine weitere Fassung des Begriffes „Rente“ mit sich, wenn er mit Hufeland das Verdienst theilt, die Allgemeinheit der Ueberschussverhältnisse angedeutet zu haben. Ja mehr als das: es war eigentlich in dieser Hinsicht über ihn kein wesentlicher Fortschritt mehr möglich, denn die Gleichstellung \*) aller Productionskostendifferenzen ist bei ihm eine vollständige, eine principielle. „Obgleich, sagt er p. 17 — 18 „zwischen den drei Rentenquellen und allen ihren Verzweigungen ein Gleichgewicht besteht, so erhalten alle Einzelnen darun noch keineswegs einen gleichen Vortheil“. Der berühmte Maler ziehe z. B. aus seinem Talent und Ausbildungskapitale einen sehr grossen, aber in dieser selben Klasse gebe es, wie in allen übrigen, eine gewisse Anzahl solcher, die mit ihren geringen Fähigkeiten so wenig verdienen mögen, dass sie unschlüssig sind, ob sie nicht zu einem anderen Berufe übergehen sollten. Diese bildeten die äussersten Ausläufer jedes Zweiges („extrémités“ dem „extreme margin“ von Chalmers verwandt). „Ainsi les extrémités de toutes les branches, qui appartiennent à la rente foncière, sont composées de toutes les propriétés de mauvaise nature, dont les réparations et les impositions absorbent presque tout le revenu. Je nach der Gunst der Verhältnisse, namentlich der Nachfrage könne sich nun jeder einzelne Zweig durch Suppression dieser seiner äussersten Ausläufer eben so einschränken, als durch deren Erweiterung ausbreiten.

So ist hier Ricardo's Lehre nur nicht ausgeführt, sondern bloss allgemein angedeutet und fehlt Canard deren Klarheit und

\*) Cnf. p. 10.

Gründlichkeit, sonst aber muss es als ein Unrecht erscheinen, wenn er nicht als einer ihrer Vorgänger genannt wird, zumal er vieles Hineinschlagende, wie z. B. das Gesetz der Gewinn- (hier „Renten-“) Ausgleichung treffend und geistreich erörtert hat \*).

Buchanan. Da uns sein Commentar unzugänglich war, so konnten wir uns über Buchanan's Stellung zu der beregten Frage nur so weit ein Urtheil bilden, als seine an vielen Orten citirten Anmerkungen auf eine in mancher Beziehung richtige Einsicht in dieselbe schliessen lassen.

So ist Nichts dawider einzuwenden, wenn er lehrt: „Sich einzubilden, dass der Ackerbau einen produit net gebe, weil die Natur mit der menschlichen Thätigkeit in den Operationen des Ackerbaus mitwirke und dass daher eine Rente erfolge, ist eine Träumerei“. (Daire. Vorr. z. d. Physiokr.). „Der Ackerbau vermehrt das nationale Kapital nicht mehr, als jede andere Art von Industrie. Nicht aus dem Ertrage (produit) entsteht die Rente, sondern aus dem Preise, zu dem derselbe verkauft wird; und diesen Preis erhält man nicht, weil die Natur geholfen hat, sondern weil er allein das Angebot der Nachfrage entsprechen lässt.“ (Cnf. Smith ed. Basil II. 5 p. 144).

Auch die folgenden Behauptungen lassen sich bei richtiger Deutung halten, wenngleich ihre Form zu schroff erscheinen mag: „Smith hat nicht überlegt, dass die Rente nur die Wirkung der Theuerung ist und der Eigenthümer nur auf Kosten des Consumenten gewinnt“ (ibid.). „Das Einkommen, von dem ein Consument die Rente zahlt, existirt in seiner Hand schon vor dem Kaufe des Productes. Wenn das Product weniger kostete, bliebe der Werth dieses Ueberschusses in seiner Hand und würde so einen eben so reellen besteuernsfähigen Gegenstand bilden, wie wenn derselbe Werth durch die Wirkung des Monopols in den Besitz des Grundeigenthümers übergegangen ist.“ (T. III. p. 212 nach Say, Cours). „Es ist daher sehr ungenau die Rente als

\*) Cnf. namentlich p. 61. und p. 233: „Ainsi les loix de l'équilibre, dans le système général de la circulation, sont les mêmes que les loix de l'équilibre des fluides“.

eine Vermehrung des nationalen Reichthums anzusehen,“ (T. IV. p. 134.) Zu diesem Letzteren bemerkt nun Roscher mit Recht, dass überhaupt die Frage, ob die Rente ein Zusatz zum Volkseinkommen sei? eine unpassende ist. „Auch Kapitalzins und Arbeitslohn sind keine Zusätze zum Volkseinkommen, sondern wie die Grundrente Verkehrsformen, durch welche dasselbe unter die Einzelnen vertheilt wird.“ (Grundl. § 153) \*).

Ganz falsch ist es aber endlich, wenn Buchanan der Meinung ist, „dass die Grundrente bloss vom Monopol des Eigenthümers herrühre und ohne sie der Kornpreis niedriger sein würde.“ T. IV. p. 134. Roscher § 152 Anm. 2). Dies wirft auch auf die vorangehenden Sätze ein solches Licht, dass sie nur bei genauer Prüfung gebilligt werden dürfen. Denn das kann bloss geschehen, wenn ihnen stillschweigend die Voraussetzung zu Grunde liegt, dass der Preis stets ein nothwendiger und die Rente bei völliger Unabhängigkeit von dem Grundeigenthume auch nicht im mindesten ein integrireder Theil desselben sei.

Wie diese beiden Autoren den Abschnitt, so müssten eigentlich die Darlegung der Ricardo'schen Rententheorie selbst West und Anderson's Schriften einleiten. In des Oxford'er Gelehrten im J. 1815 erschienenen „Essay on the application of capital to land with observations showing the impolicy of any great restriction of the importation of corn“ haben wir uns jedoch keine Einsicht verschaffen können und den aus dem bekannten und erwähnten Grunde so lange unbeachtet gebliebenen Inhalt des „Inquiry into the nature of the corn-laws“ nur so weit kennen gelernt, als es der Auszug in dem Art. IV. der Edinb. Rev. Vol. LIV. gestattete. Allein auch dieser genügt hinlänglich, um dem gelehrten

---

\*) Bernhards (l. c.): „Dass die Gewinnung einer Grundrente an sich keine Schaffung neuer Reichthümer ist etc. . . . das ist sehr wahr; man musste eigentlich schon auf seltsame Abwege gerathen sein, wenn es nöthig werden konnte, dergleichen ausdrücklich zu sagen, damit man sich wieder zurecht finde.... Dem, der den Begriff der Production in seiner einfachen Reinheit aufgefasst hat, der das National-Einkommen nicht aus dem Erwerb der Einzelnen zusammengesetzt, sondern einfach in der Gesamtheit der in einer Wirthschaftsperiode erzeugten Güter sieht — : dem leuchtet ganz von selbst, ohne weitere Erörterung, ein, dass der Act der Theilung und deren Ergebnisse diese Masse weiter nicht vermehren.

Pachter, dessen Werk A. Smith wahrscheinlich, unzweifelhaft aber Malthus, West und Ricardo unbekannt gewesen und erst durch M'Culloch der Vergessenheit entrissen worden ist, den Ruhm des ersten Entdeckers zu belassen. Seine Darlegung beruht in der That auf einem so vollständigen Verständnisse des Gegenstandes, dass sie selbst bis zu einer gewissen Aehnlichkeit in der Form mit der des glücklicheren Rivals Eines ist und M'Culloch das so günstige Urtheil: „he has explained the theory of rent with a sagacity and discrimination, that has never been surpassed,“ wohl fällen durfte.

Ander-  
son.

„In Wahrheit,“ so heisst es nämlich u. A. in jenem Excerpt, „Nichts kann grundloser sein, als diese Klagen gegen die Grundeigenthümer (dass sie durch ihre Habsucht die Rente und somit den Getreidepreis steigern)... Es ist nicht die Bodenrente, welche den Preis des Erzeugnisses bestimmt, sondern es ist der Preis dieses Erzeugnisses, welcher die Bodenrente bestimmt, obwohl derselbe häufig in den Gegenden am höchsten steht, wo jene, die Bodenrente, am niedrigsten ist. Dies scheint ein Paradoxon zu sein, das eine Erklärung verlangt... In jedem Lande giebt es eine Verschiedenheit von Grundstücken, die hinsichtlich der Fruchtbarkeit unter einander bedeutend differiren. Diese wollen wir jetzt als in verschiedene Klassen eingereicht voraussetzen, die wir mit den Buchstaben A, B, C, D, E, F etc. bezeichnen, indem die Klasse A die Grundstücke von der grössten Fruchtbarkeit enthält und die andern Buchstaben die übrigen Klassen von stufenweise abnehmender Fruchtbarkeit, von der ersten an gerechnet, bedeuten sollen. Da nun die Anbaukosten auf dem am wenigsten fruchtbaren Boden eben so gross oder noch grösser sind als die auf dem fruchtbarsten, so folgt nothwendiger Weise daraus, dass, wenn ein gleiches Quantum Korn, das Erzeugniss jedes der beiden Felder, zu gleichem Preise verkauft werden kann, der Gewinn bei der Bewirthschaftung des fruchtbarsten Grundstückes viel grösser, als der beim Anbau des anderen sein muss; und da er mit der Zunahme der Unfruchtbarkeit stets mehr und mehr abnimmt, so muss es zuletzt dahin kommen, dass die Kosten in irgend einer dieser unteren Klassen dem Werthe des ganzen Erzeugnisses gleich werden“ u. s. w.

Auch die fernere Entwicklung entspricht im Wesen vollständig der Ricardo'schen, wenn sich auch in ihr, wie in dem ausgeschriebenen Passus, einige, doch nur unbedeutende, Ungenauigkeiten aufweisen lassen \*).

So weit war also die Rententheorie bereits 40 Jahre vor ihrer Aufnahme in die Wissenschaft gediehen und theilt sie hierin, in der anfänglichen Nichtbeachtung und nachmaligen um so lauterer Anerkennung, das Loos vieler Entdeckungen auch auf anderen Gebieten. Ricardo's Verdienst ist aber durch Anderson's ihm unbekanntere Vorgängerschaft keineswegs geschmälert, denn selbst, wenn dieser in seinem späteren Werke: „Recreations in Agriculture, Natural History, Arts etc.“ „eine neue und geschickte Darlegung der Natur, des Ursprungs und des Steigens der Rente“ gegeben, seine Idee also vielleicht noch weiter ausgeführt hat, so gebührt dennoch ihm, Ricardo, zweifelsohne die Ehre ihrer vollständigen Klarlegung und Vollendung. Auch trotz (Malthus und) E. West „blieb es doch immerhin ihm vorbehalten zu der Zeit, wo über die den Import ausländischen Getreides betreffende Bill verhandelt wurde, in seinem „Essay on the influence of a low price of Corn on the profit of Stock“ die wahre Wirkung der mit dem Fortschritte der Gesellschaft verknüpften Steigerung des Rohproductenpreises auf Lohn und Zeit nachzuweisen.“ (Fonteyraud p. XXV der Einl. zu Ric. Coll.) \*\*).

Ehe wir nun die Darlegung der Ricardo-Thünen'schen Lehre unternehmen, müssen wir uns ganz allgemein auf die Einleitung und den ersten Theil unserer Arbeit berufen, da wir vieles schon dort vorausnehmen mussten, was auch hier für das richtige Verständniss unentbehrlich ist. Nur auf der Grundlage der ganzen

\*) M'Culloch verweist noch in Part. III ch. V seiner Princ. auf Anderson's „Observations on the Means of exciting a Spirit of Industry“ (p. 376) gleichfalls a. 1777.

\*\*) Selbst prüfen konnten wir die Angabe nicht, aber es mag doch hier, wo von Ricardo's Vorgängern die Rede war, nicht unerwähnt bleiben, dass Th. Buckle mit Berufung auf Burton's „Life and Correspondence of Hume“ auch D. Hume als einen solchen anführt. Hist. of Civ. Leipz. 1865. Vol. I. p. 232 rem. 21.

ersten Periode und ihrer Vorzeit erschliesst sich die volle Grösse und Bedeutung dieser zweiten und des Geistes, der sie hervorgerufen hat. Die dritte ist bloss die des entscheidenden Kampfes gegen ihn, aus dem er aber auch unbesiegt hervorgeht, um seine Herrschaft im Laufe der Zeit wohl noch mehr anerkannt und gesichert zu sehen.

Ricardo. Ricardo. Als über die Auffassung, die Ricardo's Theorie verlangt und zugleich die vielen Missverständnisse, die sie erfahren hat, den besten Aufschluss gebend, schicken wir seine eigenen einem Briefe entnommenen Worte voraus. „Mein Ziel,“ schreibt er 1820 an Malthus, „war die Principien aufzuklären und um dies zu erreichen, habe ich Fälle angenommen, die geeignet wären den Einfluss dieser Principien zu erweisen.“

„Ricardo's Buch enthält eben reine Theorie und darf von keinem praktischen Standpunkte betrachtet werden“ (Edinb. R. LIV p. 85); „das Locale, Temporelle, Subjective setzt er immer soviel möglich in Entfernung, und steuert auf die allgemeinsten Grundgesetze los (Baumstark's Erläut. p. 286, enf. 274 flg.). „Auch ist seine Doctrin nur in ihrem inneren Zusammenhange richtig zu erfassen“ (Kautz p. 502)\*). Da er ihr einen Gedanken zu Grunde legte, der, an sich wahr und logisch, sich auch im Wesen auf unleugbare Thatsachen und Erfahrungen stützt, so war er berechtigt, denselben in deductiver Weise, wenn nur folgerichtig, zu den weitesten Consequenzen auszuführen. Können diese sich alsdann auch nicht allenthalben an das Bestehende anschmiegen, so darf man doch in der Ueberzeugung, dass unsere Wissenschaft nicht bloss zu Resultaten von ganz relativer Wahrheit kommt, voraussetzen, dass die Abweichungen der Wirklichkeit nur der richtigen Erklärung bedürfen, um des Gesetzes Bestand nur noch mehr zu sichern. Es müssen allein die Bedingungen gegeben sein, unter denen es sich in unwiderlegbaren Erscheinungen äussern könnte und, wenn dieselben, wie es bei der auf dem ökonomischen Gebiete unter ihnen herrschenden Wechselwirkung und Complicirtheit so häufig der Fall ist, mit dem Ausdrücke anderer

\*) Cnf. auch Roscher System I. § 154. Anm 8.

Gesetze, den Folgen anderer Ursachen eng verbunden sind, diese letzteren erst ausgeschieden und beseitigt werden. Je nachdem nun in dem einzelnen concreten Falle, in dem ihn bedingenden Complex von Ursachen, die einen oder die anderen derselben vorwiegen, wird es auch bald schwerer, bald leichter sein, das eine oder das andere Gesetz ihrer Wirkungen isolirt und deutlich an den Tag zu legen. Diese Gesetze müssen sich aber immerhin geltend machen und bis auf diese eben bloss äusserlichen und scheinbaren Modificationen unumstösslich und sich selbst gleich bleiben \*).

Es ist dies Alles bekannt und dennoch fehlte, wie wir sehen werden (man denke nur an R. Jones!) mancher Gegner Ricardo's dagegen, wenn er nicht dessen Rentengesetz an sich angriff, sondern mit Anführungen von Thatsachen widerlegen wollte, wo es sich entweder gar nicht oder, durch andere Verhältnisse zurückgedrängt, kaum kenntlich offenbaren konnte. Uns hat es gefreut, dasselbe nachträglich auch von Th. Buckle zu hören. „The theory of rent,“ sagt er ähnlich l. c., „was got at, not by generalizing economical facts, but by reasoning downwards after the manner of geometers. Indeed, those who oppose the theory of rent, always do so on the ground that it is contradicted by facts; and then with complete ignorance of the philosophy of method, they infer that therefore the theory is wrong.“ Und zum Belege citirt er gleichfalls den Verfasser von „On the Distr. of Wealth,“ a book containing some interesting facts, but vitiated by this capital defect of method.“ Es ist aber nur derselbe Fehler, wenn leider auch auf die verschiedenen Uebertreibungen zu grosse Rücksicht genommen worden ist, welche sowohl in Ricardo's (meist Gelegenheits-) Schriften, als auch in denen seiner Anhänger als unvermeidliche Consequenzen des hingestellten

\*) Fr. Fuoco Sag. I p. 17: „al pari della fisica, l'economia non tien conto ne' suoi calcoli delle cagioni disturbatrici.“ Zu vergleichen auch Buckle's: „A law of nature being merely a generalization of relations, and having no existence except in the mind, is essentially intangible; and therefore, however small the law may be, it can never admit of exceptions, though its operation may admit of innumerable exceptions.“ O. c. V. I p. 28 rem. 32. Siehe unten S. 144.

Principis figuriren und zu müßigen Betrachtungen namentlich über die in ihnen auf den ersten Blick enthaltenen Disharmonien getrieben haben. Eine Schuld an allem Missverständniß trägt allerdings der Umstand, dass die besprochene Lehre oft in einer Form dargelegt worden ist, welche den von Begriff Schwerfälligen und Unaufmerksamen leicht verwirren, die Unaufrichtigen aber zu Spitzfindigkeiten (*cavils*) auffordern konnte. Allein ihren Urheber dürfte man mit N. Senior wohl damit entschuldigen, „dass sein Scharfsinn ihn daran verhinderte, der Dummheit oder Nachlässigkeit seiner Leser genügende Rechnung zu tragen und er ein zu ernster Verehrer der Wahrheit war, um beabsichtigte Missdeutungen vorauszusetzen.“

In dem bezeichneten Sinne gereicht es daher Ricardo zu keinem Vorwurfe, „wenn er keine Rücksicht auf das Compromiss nimmt, das das Factum der Idee auferlegt,“ ja auch, „wenn er eher das sieht, was sein soll, als das, was ist, und sich dadurch zu der Verfolgung eines von den National-Oekonomen bereits geträumten (?) Absoluten verirren soll“ (*Fonteyraud p. XXXVIII*). Den Fehler hat er doch nimmer begangen, dass er „von dem Wunsche geleitet alle einzelnen Erscheinungen auf eine einfache und allgemeine zurückzuführen, an eine und dieselbe Ursache That-sachen knüpfte, deren wahrer Sinn sich nur durch die gleichzeitige Wirkung mehrerer erklären lassen kann“ (*Monjean in Bezug auf Malthus in der Einleitung zu dessen Princ. Coll. Guil.*). *Baco's* „*In universalibus latet dolus*“ kann gegen ihn nicht angeführt werden. Selbst bei der strengen Verfolgung seines Grundgedankens, bei der consequenten Erforschung aller Folgen der einen Ursache, die er aufgefunden hatte, übersah er dennoch keineswegs die verschiedenen anderen Umstände, welche auf die unmittelbaren Wirkungen dieser Ursache von Einfluss sein konnten. Dass er das eigen entdeckte Princip hierbei besonders betont hat, ist um so mehr zu verzeihen, als es allerdings nicht unwichtig ist und er selbst von dessen Tragweite nur zu sehr überzeugt war. „Ohne tiefe Kenntniß dieser Lehre,“ sagt er z. B. in der Vorrede zu seinen „Grundsätzen,“ „ist es unmöglich den Einfluss der Auflagen auf die verschiedenen Gesellschaftsklassen zu verstehen, namentlich, wenn die besteuerten Gegenstände unmittelbare Pro-

ducte des Bodens sind. A. Smith und die anderen von mir erwähnten bedeutenden Schriftsteller haben eben darum, weil sie das Princip der Rente nicht von dem richtigen Gesichtspunkte aufgefasst hatten, wie es mir scheint, viele wichtige Wahrheiten übersehen, die man nur nach Ergründung der Natur der Rente erkennen kann.“ Auch pflegen einmal neue Gedanken, wenn sie nach längerem Schweben in der geistigen Atmosphäre endlich zur geeigneten Zeit niedergeschlagen werden, mit einer gewissen Anmaassung über die ihnen gebührenden Schranken zu treten, die dann erst durch die Reaction der durch sie zurückgedrängten Principien enger und fester gezogen werden.

Für die Rententheorie war nun aber kein Moment günstiger, als der des Antagonismus des landed und monied interest und, wenn ihr schon dadurch das allgemeine Interesse und eine besonders grosse Bedeutung zu Theil wurde, „so konnte in der That die unbeugsame Präcision, mit der Ricardo seine Gedanken über den Ursprung und den Fortschritt der Rente dargelegt hatte, nur einen exaltirten Enthusiasmus oder heftige Widerlegungen hervorrufen. Dieser Theil seines Werkes hat etwas Herrisches, Gebieterisches, das entweder lebhaft anziehen oder abstossen musste“ (Fonteyraud *ibid.*). Wie sollte es auch nicht die höchste Aufmerksamkeit erregen, wenn im äussersten Contraste wohl zu allen Vorgängern und jedenfalls zur allgemein herrschenden Auffassung nun plötzlich gelehrt ward, „dass in der Zeit, wo die Grundstücke am fruchtbarsten, am produktivsten sind, sie keine Rente geben und nur mit dem Moment, wo sie ärmer würden, — da dieselbe Arbeit weniger erzeuge, — man einen Theil des primitiven Erzeugnisses des Bodens erster Klasse für die Rentenzahlung ablöse!“ (Princ. p. 48 Coll.) Und wie sollte es nicht zu den heftigsten Discussionen Veranlassung geben, wenn der neue Meister es geradezu „eigenthümlich“ fand, „dass man diese Eigenschaft des Bodens (eine Rente zu gewähren), die man im Vergleiche zu den die Manufactur unterstützenden Naturfactoren als Nachtheil hätte ansehen müssen, im Gegentheil als Etwas betrachtet habe, was ihm einen entschiedenen Vorzug verliehe!“ ... Nunmehr sollte die so alte und scheinbar so natürliche Anschauung von der besonderen Productivität des Bodens und des Ackerbaues ein leerer

Wahn und „der Ueberschuss an Erzeugniss, welcher die Rente bildet, wirklich nur dann ein Vortheil sein, wenn es auch zu wünschen wäre, dass alle Jahre die neu gebauten Maschinen weniger productiv als die alten würden!“ Denn dies würde nach der neuen Theorie, welche die Rente auf die Differenz der Productionsfactoren und deren abnehmende Ergiebigkeit gründete, auch in dem angenommenen Falle „den Werth der nicht nur mit den schlechtesten, sondern auch mit den übrigen relativ besseren Maschinen fabricirten Waaren in gleicher Weise erhöhen und somit allen Besitzern der letzteren gleichfalls eine Rente gewähren müssen.“

So sollte, statt der lange behaupteten privilegierten, der Ackerbau jetzt eher eine untergeordnete Stellung einnehmen, sich wenigstens keines Vorrangs zu rühmen haben und das, was lange genug nur als die Folge der in ihm vorzüglichen Mitwirkung der Natur gegolten hatte, das Resultat der gerade entgegengesetzten Ursache sein: der Vorzug ward zum Mangel und das auf jenen gestützte allgemeine zu einem partiellen Monopol, das auf dem letzteren beruhte.

Ergiebt es sich aber schon aus den angeführten Sätzen, dass in der bekannten Definition: „die Rente ist der Theil des Bodenerzeugnisses, den man dem Grundeigenthümer für das Recht zahlt, die productiven und unerschöpflichen Kräfte des Bodens zu benutzen“ (p. 39) \*), das Wort „productiv“ nur dann an seinem Platze ist, wenn es bloss auf den Theil der in den besseren Grundstücken thätigen Kräfte bezogen wird, dessen Wirkung durch den Vergleich mit den schlechteren auch wirklich wahre „Producte“ erzeugt und somit de facto gleichsam als Kapital Werth erhält, so lässt darüber der Sinn der ganzen Theorie vollends keinen Zweifel übrig. „Der Pächter zahlt in Wirklichkeit 15 Quarters Rente in Anschauung der vermehrten Productivkraft der ersten 1000 Pfd. St., aber für die Anwendung des zweiten 1000 zahlt er keine Rente,“ so heisst es p. 43 und hierin äussert sich deutlich die Inconsequenz von einer Productivkraft des Bodens im Allgemeinen

---

\*) Auf eine andere, doch weniger bedeutsame, Ungenauigkeit dieser Definition weist Florez-Estrada hin (Cours T. II p. 6 Ann. 1).

zu sprechen. Denn nur diese vermehrte Productivkraft könnte höchstens diesen Namen verdienen, indem sie faktisch Tauschwerthe erzeugt und daher auch selbst Werth hat. Dass jedoch Ricardo im Wesen die Fähigkeit des Naturfactors an sich zu produciren als nichtig erkannt, die Bezeichnung derselben aber, wenn auch in anderem Sinne, beibehalten hat, kann allerdings bei ungenauer Prüfung zu Irrthümern verleiten. Den Beweis dafür liefern zum Theil selbst noch die neuesten Gegner, liefert z. B. Passy, wenn er in seinem bereits angeführten Artikel über die Rente sagt: „Ricardo's Theorie giebt die Existenz von dem Boden eigenthümlichen productiven Kräften vollständig zu; sie räumt ihm aber die Macht der Rentenschöpfung nur insofern ein, als jene Kräfte nicht gleichmässig in seinem Schoosse vertheilt sind.“ Wäre nun wirklich der erste Satz hierin richtig und Ricardo jenes Zugeständnisses schuldig, so hätte Passy vollkommen Recht, wenn er hinzufügt: „d. h. bloss die die Verschiedenheit der Rentenhöhe bestimmenden Bedingungen für die renteschaffende Ursache selbst zu nehmen.“ Es muss aber auch, wo die Bezeichnungen verwechselt und nicht streng getrennt sind, der Unterschied zwischen „Zeugungs- und Productivkraft“ stets beachtet werden.

Noch eine grössere Vorsicht erfordert das andere Epitheton „unerschöpflich,“ da es nach den späteren Forschungen der Agrikulturchemie entweder ganz aufgegeben oder gleichfalls dem Zusammenhange gemäss richtig gedeutet werden muss. Wir versuchen das Letztere nicht etwa um die unglückliche Definition aufrecht zu erhalten, sondern um darzuthun, dass Liebig's Leuchte hier kein Phantasielicht der Nacht der Unwissenheit zerstört, sondern vielmehr einen in derselben bloss unklar wahrgenommenen Gegenstand beschienen und aufgeklärt hat.

Wir setzen die Theorie von der Bodenerschöpfung als bekannt voraus und gehen auch natürlich nicht auf die heftige Polemik ein, welche sie als Wahrheit hat überhaupt und dann auch siegreich bestehen müssen. Ihre Bedeutung für die Praxis ist in die rechten Schranken gewiesen worden, ihre Bedeutung für die Wissenschaft widerspruchlos festgestellt. Wie die verwandte Lehre Ricardo's, wie die Lehre Malthus' (und neuerdings Dar-

Liebig.

win's), hat auch sie mit vielem Missverständniss \*) zu kämpfen gehabt, hat auch sie nur mit grösserem Rechte, als jene, Gegner ihres ersten zu anmaassenden Auftretens gefunden \*\*). Von diesen ist nicht das Wesen des in ihr entwickelten Naturgesetzes, sondern nur das einseitige Bestreben seines Entdeckers angefochten worden, dasselbe gleichsam auch als das Gesetz hinstellen und die ganze Geschichte bloss durch den einen Gedanken an das tägliche Brot erklären zu wollen. Die Wirklichkeit ist zu complicirt, um sie mit einem einzigen Charakterzuge wiederzugeben und die grossen Künstler haben in der genialen Erfassung eines solchen schon genug unsterbliches Verdienst, um die weitere, photographische Ausführung den Anderen zu überlassen. Natur und Mensch beeinflussen sich gegenseitig und das eine Extrem, welches nur die Herrschaft der ersteren anerkennt, ist ebenso übertrieben weiblich, als das entgegengesetzte übertrieben männlich.

Wie weit endlich sich diese Errungenschaft der exacten Forschung mit dem vorgeblich exacten Raisonement der Schule Carey's verträgt, haben wir erst weiter unten zu untersuchen. Hier handelt es sich neben jenem Epitheton nur noch um das längst beobachtete Gesetz, laut dem im Ackerbau der Erfolg der Kapitalanlagen mit deren Wiederholung abzunehmen die Tendenz hat.

Von den beiden Quellen, aus denen das Gewächs seine Nahrung bezieht, lassen wir die eine, die Luft, als unerschöpflich weil sich von selbst erneuernd, bei Seite und bemerken nur, dass eben dieses ihres Reichthums wegen, aber noch mehr wegen dessen natürlich gleichmässiger Vertheilung, ihre unentbehrliche Mitwirkung nie und nimmer vergolten werden kann.

Die andere Quelle, der Boden ist es, auf dem hier in so weit das Hauptgewicht ruht, als die gleich unentbehrlichen Aschenbestandtheile des Pflanzenkörpers (wie vornehmlich Kali, Natron,

---

\*) Gegen Lawes und Gilberti, Chevandier und Salvetat, E. Wolff, theilweise A. Stöckhardt u. A.

\*\*\*) Conrad „Liebig's Ansichten von der Bodenerschöpfung“ Jena 1864. Laspeyres „Jahrb. für Nat.-Ökon. u. Statist. v. Hildebrand“ 2. Bd 1864 p. 123—136. Komers „Die Bodenkrafterschöpfung“ Prag 1864. Maron „Das Gespenst der Bodenerschöpfung“ in Faucher's Vierteljahrsschr. 2. Bd 1863. Dagegen Liebig „Einleitung in die Naturgesetze des Feldbau's“ Braunschw. 1852 p. 86—156.

Phosphor- und Kieselsäure, Magnesia, Kalk, Eisen u. A.) allein und ausschliesslich von ihm zu liefern sind. Denn ihre Menge ist nicht nur bestimmt und beschränkt, sondern auch je nach dem Urgestein sehr verschieden in den verschiedenen Bodenarten. Da sie sich zudem nur wenig von selbst ersetzt, nimmt sie mit jeder Ernte ab und muss, wenn die menschliche Arbeit nicht dazwischen tritt, im Laufe der Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte u. s. w. vollständig verbraucht werden. Zudem genügt es nicht, wenn jene Stoffe überhaupt vorhanden sind, sie müssen auch disponibel d. h. durch den Verwitterungsprocess chemisch frei, durch die Absorptionskraft des Bodens physikalisch gebunden worden sein (Cnf. z. B. Liebig's Chem. Briefe, Aufl. 3 p. 662 f.). Ihre Wichtigkeit ist aber nicht bloss die ihrer Nothwendigkeit, insgesamt, sondern es wird auch durch das Fehlen des einen Stoffes mehr oder weniger die Wirksamkeit aller anderen gehindert.

Es ist daher nicht ohne Grund, dass „aller Fortschritt und alle Verbesserungen in der Landwirthschaft sich um den Boden bewegen.“ (Ueber Theorie und Praxis in der Landw. Braunsch. 1856 p. 51). Seine Erträge oder seine Fruchtbarkeit, die Quantität von Korn und Fleisch, welche eine gegebene Fläche liefern kann, steht in einem festen (nur in der Zeit ihrer Wirkung veränderlichen) Verhältnisse der Abhängigkeit zu der Summe der mineralischen Nahrungsmittel, welche der Boden enthält und abgeben kann (daselbst p. 38 cnf. 15, 24 u. 34). Nach deren in ihm vorhandenen Quantität bemisst sich daher der Reichthum, die Er giebigkeit jenes Letzteren. Kann die Atmosphäre nach Liebig's Beispiel (p. 19) mit einer gleich starken Wassermenge verglichen werden, so sind die verschiedenen Aecker die verschiedenen Mühlräder, welche trotzdem ungleiche Wirkungen hervorrufen. Nur ist auch hier zu betonen, dass diese verfertigt, jene gegeben, diese gänzlich von der Kunst, jene vor Allem von der Natur abhängen. „Die Erfahrung zeigt,“ sagt Liebig, „dass der Ertrag zweier Felder in derselben Gegend, oder die Quantitäten von Korn und Fleisch, welche darauf geerntet werden, sehr ungleich sind. Die eine Wiese liefert doppelt, dreimal, viermal mehr Heu, als unter denselben äusseren Verhältnissen die gleich grosse Fläche einer anderen Wiese.“ U. s. w. (p. 16 cnf. Chem. Br. p. 695, auch 650).

Ist somit eine auf keine menschliche Arbeit, auf keine Kapitalverwendung zurückzuführende Verschiedenheit der Grundstücke naturwissenschaftlich constatirt, so bleibt die Frage, ob denn nicht dieselbe durch die eben so erwiesene Erschöpfbarkeit des Bodens mit der Zeit ganz illusorisch werde? Von vornherein müsste dies zugegeben werden, allein es leuchtet ein, dass die Vorzüge der einen Bodenart vor der anderen schon positiv eine beachtenswerthe Dauer haben können, wenn man, wie es zunächst ökonomisch richtig ist \*), auch die natürliche Ergänzung durch den Verwitterungsprocess des Urgesteins in Anspruch nimmt. „Es giebt Bodenarten,“ heisst es p. 658 der genannten Briefe, „die an leicht verwitterbaren Silicaten so reich sind, dass nach einem oder zwei Jahren so viel kieselsaures Kali löslich und assimilirbar geworden ist, als die Halme und Blätter einer ganzen Ernte Waizen bedürfen. In Ungarn sind grosse Strecken Landes nicht selten, wo seit Menschengedenken auf einem und demselben Felde Waizen und Taback abwechselnd gebaut werden, ohne dass dieses Land jemals etwas von den Mineralbestandtheilen zurückempfangt, die mit den Blättern und Korn hinweggenommen wurden etc.“ Dies diene bloss als Beispiel. Negativ aber hören jene Vorzüge auch dann nicht auf, wenn sich der künstliche Ersatz auch im Vortheile des Landwirths als Nothwendigkeit erweist. Denn der hierzu erforderliche Aufwand an Arbeit und Kapital wird zumal bei Berücksichtigung der anderen hier wichtigen Momente, auf die wir gleich kommen, bei dem schlechteren Boden grösser, als bei dem guten sein müssen \*\*). Die ursprüngliche Verschiedenheit lässt sich als Differenz nur durch die umgekehrte

---

\*) S. namentlich Laspeyres' genannten Aufsatz, in dem er betont, dass alle Belehrung unnützlich sei, so lange das wirtschaftliche Interesse mit der von Liebig angerathenen conservativen Kulturart im Widerspruch stehe, dass aber sich diese dereinst und dann auch von selbst, weil im eigenen Vortheile der Landwirths, Eingang verschaffen werde (p. 127 u. 136). Aber auch Marou's treffenden Schluss l. c. p. 161 Cnf. Liebig Chem. Br. p. 679.

\*\*\*) Conrad. O. c. p. 146: „Wir sind berechtigt, in diesen verschiedenen Districten Flanderns gleiche Intelligenz, gleichen Absatz, also gleiche Fruchtpreise anzunehmen; wir müssen daher schliessen, dass hier die ungleiche Reichhaltigkeit des Bodens diese Erscheinung allein bewirkt hat, dass, je ärmer der Boden ist, um so stärker bei sonst gleichen Verhältnissen gedüngt wird.“ Recht gut ist der folgende Vergleich mit dem Bergbau.

Differenz aufheben. Befolgt man die Mahnung des Meisters, so wird „ein reiches fruchtbares Feld andauernd reiche, ein mittleres unter denselben Verhältnissen dauernd mittlere Ernten geben. Eine Vermehrung von Bodenbestandtheilen wird die Fruchtbarkeit eines Feldes nur im Verhältnisse zu der Menge, die es bereits an diesen nothwendigen Pflanzennahrungsmitteln enthält, erhöhen können; der Ertrag eines daran reichen Feldes wird durch Vermehrung derselben nicht zunehmen (hat also eine solche nicht nöthig), während der Einfluss dieser Steigerung auf den Ertrag armer oder mittlerer Felder, welche daran Mangel haben, im Verhältnisse zu diesem Mangel steht“ (Th. u. Prax. p. 70).

Schon hieraus lässt sich der Gedanke entnehmen, dass gerade die Bodenkräfte, die Ricardo ohne einen Fehler zu begehen productiv nennen durfte, insoweit auch unerschöpflich sind, als sich die gegebenen Unterschiede schwer verwischen lassen. Was wirklich Werth hat und Werth schafft, sind die Ueberschüsse an Aschenbestandtheilen, welche die besseren Grundstücke über das jedesmalige Durchschnittsniveau enthalten und erhalten. Alles was dasselbe nur erreicht, ist gleich der Mitwirkung der Luft zwar unentbehrlich, aber unentgeltlich. Diese Unterschiede in den Bodenarten, die sich in der Wirthschaft als Produktionskostendifferenzen geltend machen, müssen aber, weit entfernt davon zu schwinden, in Folge des Raubbaues nur noch bedeutender werden. Denn selbst, wenn derselbe durch die übliche intensivere Kultur auf den reicheren Feldern bloss beschleunigt werden sollte, so kann dies dennoch nicht in dem Grade geschehen um diese Letzteren den zugleich verarmenden aber von vornherein armen, Grundstücken näher zu bringen. Ist doch das Maass auch für die grösste Ernte nicht nur ein ökonomisch, sondern auch naturwissenschaftlich bestimmtes. Im Falle aber, dass eine chinesische Landwirthschaft nothwendig würde, liesse sich immerhin höchstens nur eine Stabilität, gleichsam eine Versteinerung jener gegebenen Verhältnisse erwarten, die dann eine Ungleichheit in der Arbeit der Wiederersetzung erfordern würden.

Wir haben jedoch bis jetzt bloss die chemischen Bedingungen in Augenschein genommen, an die das Leben der Pflanze geknüpft ist, es bleiben noch die nicht minder wichtigen physika-

lischen zu beachten. Zum Theil hängen beide zusammen, aber zum grösseren nicht.

Mit dem Vorhandensein allein der Nahrungstoffe ist die Möglichkeit der Vegetation eben so wenig, wie die der menschlichen Existenz gegeben. Sie müssen in beiden Fällen auch zugänglich und angeeignet werden können. Erfüllt diese Aufgabe für den Menschen dessen eigene Arbeit, so kann es für die Pflanze unmittelbar nur die Natur thun und diese ist wiederum an bestimmte, gegebene Verhältnisse gebunden, die, wohl auf keinem Fleck identisch, auf grösseren Flächen unendlich variiren. Es sind hier nicht bloss die äussere Beschaffenheit des Bodens, seine horizontale, wie vertikale Lage und die damit zusammenhängenden klimatischen und meteorologischen Einflüsse, die dargebotene Menge an Feuchtigkeit \*), Licht und Wärme u. s. w. von hoher Bedeutsamkeit, sondern auch namentlich seine von seiner Zusammensetzung und dem Untergrunde bedingten inneren Eigenschaften zu beachten, die, wie die Cohäsion und Adhäsion, das Wärmeleitungs- und Wärmestrahlungsvermögen, die Capillarität, die Austrocknungsfähigkeit, das Absorptionsvermögen, die Affinität u. s. w. auf den Zeugungsprocess wesentlich einwirken, ihn überhaupt ermöglichen oder fördern \*\*).

Alle diese physikalischen Bedingungen des Pflanzenlebens kann man ohne einen grossen Irrthum zu begehen als unzerstörbar auffassen, denn, wenn auch am Ende Alles veränderlich ist, so weisen doch gerade solche an sich todte Gestaltungen der Natur eine Stabilität auf, die für unsere hier erforderliche Zeitrechnung auch als eine fortwährende betrachtet werden darf. Der menschliche Geist und Fleiss kann zwar selbst hier Wunder verrichten,

\*) „Das Wasser ist das vermittelnde Glied alles organischen Lebens.“ Chem. Briefe p. 681 u. enf. 682.

\*\*) Cnf. Roscher System I § 35 p. 60 f. sammt Anm. L. Löll, auf den wir noch zurückkommen, da er es zu vereinen weiss, ein erbitterter Gegner Ricardo's im Lager Bastiat's und zugleich ein eifriger Anhänger Liebig's zu sein, in Stöckhardt's Zeitschrift f. deutsch. Landw. 1861 p. 111, 115 u. 117. Th. Mithoff „Die Lehre von der Bodenrente in ihrer Beziehung zu den naturgesetzlichen Vorgängen im Landbau.“ Inaug.-Diss. Göttingen 1867 p. 26 u. 28. Rau I (7. Ausg.) § 212 Anm. d. Cnf. noch Viebahn Stat. des Zollvereins Thl. II. p. 516-530 und unten Auhang am Schluss dieser Schrift.

diese kosten aber immer viel Arbeit, so dass eine faktisch mögliche Ausgleichung der vorgefundenen grossen Verschiedenheiten im Grunde dennoch nur eine scheinbare wäre \*).

Diese Verschiedenheiten der Bodenbeschaffenheit stützen daher jene Ricardo'sche Definition, auch wenn man die des Bodeninhalts an mineralischen Substanzen ausser Acht lässt. Die bedeutenden Vortheile, welche in jener ersteren Hinsicht ein Grundstück vor dem anderen bieten kann, sind dauernd und in dem Maasse, als sie als solche durch den Vergleich mit dem abnehmenden Maassstabe zu Tage treten, werden sie bezahlt, werden sie Rente.

Darnach scheint Ricardo's Theorie „vor dem unwiderleglichen Satze einer Wanderung des Bodens“ (Röster „Grunds. d. Volkswirthsch. 1864 p. 513) noch keineswegs „zerfallen“ zu wollen, ja sie wird gleich der Malthusischen durch diesen Satz gekräftigt, besonders, wenn man denselben mit einer ihrer Grundlagen, dem Bodengesetze in Zusammenhang bringt.

Erst, wenn nämlich einerseits alle jene Momente der Ernährung und andererseits die Nahrung des Gewächses selbst berücksichtigt wird, erhält man den vollen Begriff der Vegetationskraft. Sie ist, wie wir gesehen haben, etwas Gegebenes und bis auf die sich beständig verjüngende Atmosphäre so fühlbar beschränkt, dass wir eben neben der grössten auch die geringere für unsere Zwecke in Thätigkeit setzen. Zwar kann nun diese Thätigkeit durch die Kunst und Kenntniss beeinflusst werden, allein schon Turgot und Smith hatten Recht, wenn sie bemerkten, dass dieselbe weniger zu vermehren, als zu richten ist. Ihre Spannkraft ist nothwendig beschränkt, weil es die Stoffe und Verhältnisse sind, an die sie gebunden ist und zeigt sie daher die längst erkannte Tendenz, immer weniger nachzugeben, je grösser

\*) Roscher l. c. „Ungleich bedeutender (als die Nährfähigkeit) ist für die ökonomische Würdigung der Naturbeschaffenheit eines Grundstücks seine Baufähigkeit („ich meine die sog. physikalische Beschaffenheit der Ackerkrume“), weil diese viel weniger von der Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit der Wirthschaft influirt werden kann.“

die an sie durch Kapital und Arbeit gestellten Anforderungen werden \*).

Allein halten wir auch unserer Absicht gemäss nur an der Erschöpfbarkeit des Bodens fest, so muss schon diese unserer Meinung nach die Erscheinung theilweise erklären, welche Turgot mit dem Widerstande der Feder, J. St. Mill mit dem der elastischen Wand verglichen hat. Die erste Bestellung findet offenbar im Felde die grösste Menge jener disponibeln Nahrungstoffe vor; ihre Wiederholung oder — es ist dies nur eine Zeitfrage, — ihre grössere Intensivität muss mit einem geringeren Vorrath operiren. Nimmt man diesen im einzelnen Falle auch noch so immens an, beschränkt ist er doch und das genügt, um das Gesetz aufrecht zu erhalten. Denn in dem Maasse, als, um ein Bild zu gebrauchen, das gegebene Kapital verbraucht wird, erfolgt mit zwingender Consequenz dessen Abnahme und somit auch die des Gewinnes oder, um solches zu verhindern, die wachsende Nothwendigkeit der Wiederersetzung. Es macht sich aber hier auf diese Weise nur das oben in der Einleitung S. 17 erwähnte Gesetz geltend, dass in dem Verhältnisse als der natürliche zurücktritt, der werthschaffende Factor zunehmen muss, um dasselbe Product zu erzielen. Die Kosten müssen durch die Bodenverarmung wachsen \*\*), oder, was dasselbe ist, wenn sie gleich bleiben, der Ertrag sinken. Mag derselbe absolut auch eine nie dagewesene Höhe erreichen, relativ kann er, soweit sich nicht die Ausnahmen des intensiveren, sinnigeren Raubbaues geltend machen, nur geringer werden. Diese selbe Folge der gleichen Ursache, dass nämlich der Acker- dem Bergbau ähnlich aus dem Schoosse der Erde bloss einen bestimmten Schatz heraushebt, muss aber auch eintreten, wenn die Ausbeute nicht durch die Wiederholung, sondern durch die sofortige Steigerung verstärkt, der Arbeits- und Kapitalaufwand nicht nach einander, sondern neben einander gedacht wird. Ja im letzteren Falle fällt noch die na-

\*) In der genannten Dissertation von Mithoff ist gerade dieser Punkt sehr richtig hervorgehoben und naturwissenschaftlich genauer erörtert worden. Vgl. p. 11. 20 u. 26. Cnf. selbst Dühring's Krit. Grundl. p. 223.

\*\*\*) Wir verweisen hier am liebsten auf einen Gegner, nämlich Löll: l. c. p. 116. Zu vergl. Conrad p. 104.

türliche Ergänzung der Zwischenzeit fort, so dass, wenn sich der Erfolg für die einfache Arbeit nach der Menge der Mineralstoffe bemessen liesse, die sie zu verwerthen fähig ist, er für die sich verdoppelnde, verdreifachende u. s. w. von der Menge abhinge, die dieselben noch zu verwerthen haben. Freilich kann auch diese Abstraction auf keine unbedingte Bestätigung durch die Wirklichkeit rechnen, da hier nicht nur der vorhandene, sondern auch der latente Reichthum, sowie namentlich die Technik maassgebend ist, welche sowohl die Wirkung der erschlossenen als auch die Befreiung der gebundenen Bodenbestandtheile zu beschleunigen weiss. Allein, wie die Bodenerschöpfung selbst durch solche Thatsache bloss verhüllt wird, so kann dieselbe auch dieser speciellen Anwendung ihres Gesetzes keinen Eintrag thun \*).

Resümiren wir, so scheint uns die Liebig'sche Lehre höchstens eine Modification der Ricardo'schen zu verlangen, die aber deren Wesen nicht anzutasten vermag. Liebig selbst sei der Ansicht, theilte uns Prof. Helferich mit, der sich über diese Modification dahin äusserte, dass nunmehr ein Theil des Kapitals, das früher insgesamt als stehendes gegolten hatte, für umlaufend erklärt werden müsste \*\*). Dies ist um so richtiger, wenn man, wie wir es thun müssen, als Kapital nur den Inhalt des Bodens betrachtet, der durch den Vergleich schon wirklich Werth erhalten hat.

Wenngleich also nach dem Gesagten jene Definition, von der wir ausgegangen sind, gerade in dem bezeichneten Sinne zu halten wäre, in dem sie auch gemäss dem Grundgedanken der Ricardo'schen Theorie allein aufgefasst werden darf, so unterliegt sie dennoch zu leicht dem Missverständnisse, um sie nicht dahin zu verallgemeinern, dass die Rente der Preis der in einer oder

\*) Es darf wohl nur als eine besondere Verwirklichungsform des allgemeinen Principis aufgefasst werden, dass „der Erfolg eines einzelnen Düngstoffes in einem Jahre keinen Schluss auf seine Wirkung im zweiten erlaubt und, wenn er fünfmal eine günstigere Wirkung äussert, es ganz gewiss ist, dass er zehnmal die nämliche Wirkung nicht hervorbringen wird.“ (Th. u. Prax. p. 38.)

\*\*) Mithoff's Schrift p. 32.

mehreren Beziehungen bestehenden Vorzüge bestimmter Naturfactoren sei \*). Es würde dadurch nicht nur im Wesentlichen der Widerspruch gehoben werden, der darin lag, dass streng genommen Ricardo nach dem, was er ch. II 39 u. 40 gesagt hatte, von keiner Rente bei Bergwerken reden durfte \*\*), sondern überhaupt dem Geiste einer Lehre Gerechtigkeit widerfahren, wo, wie wir wissen, die Rente nicht in der Wirksamkeit genannter Factoren, sondern in der relativen Verschiedenheit derselben ihren Ursprung nimmt und es a. a. O. eben so kurz, wie treffend heisst: „Die Rente ist die Differenz zwischen den Erzeugnissen, die man durch die Benutzung zweier gleicher Quanta von Arbeit und Kapital erhalten hat.“ (43.)

Wenn sich nämlich der Mensch (ch. II) in einer reichen und fruchtbaren Gegend niederlässt und der Anbau nur eines geringen Theiles derselben hinreicht, um die Bevölkerung zu ernähren, so giebt es keine Rente; denn nach dem Gesetze des Angebots und der Nachfrage würde man alsdann für das Recht der Bodenbenutzung eben so wenig, als für dasjenige zahlen, von der Luft, dem Wasser und allen anderen Gütern, die in unbegrenzter Menge vorhanden sind, Gebrauch zu machen . . . „Besässe der Boden alenthalben dieselben Eigenschaften, wäre seine Ausdehnung ohne Grenzen und seine Qualität stets die gleiche, so könnte für das Recht ihn anzubauen Nichts verlangt werden, es sei denn dort, wo er seiner Lage irgend besondere Vortheile zu verdanken hätte \*\*\*). Einzig und allein desswegen also, weil der Boden in seiner Productivkraft (Zeugungskraft) variirt und mit dem Fortschritte der Bevölkerung die Grundstücke von geringerer Qualität oder ungünstigerer Lage geurbar werden, zahlt man eine Rente für das Recht ihrer Nutzniessung (de les exploiter). Sobald in Folge

\*) J. St. Mill „Princ.“ II ch. 16 § 6: Wer Grundrente bezahlt, der thut dies für die überlegene Wirksamkeit des von ihm benutzten Productionswerkzeuges, und genau im Verhältnisse der Ueberlegenheit.

\*\*) Cnf. Macleod: „Elem. of P. E.“ 1858 p. 195 ff.

\*\*\*) Wir verweisen wieder auf einen Gegner und zwar auf Dühring, der p. 232 seiner krit. Grundl. sagt: „Die Naturkräfte sind aber nicht werthlos oder unentgeltlich. So weit dieselben nur in begrenzter Quantität zugänglich sind, insoweit müssen sie auch Gegenstände der Werthschätzung werden.“ Scheint doch damit alles zugegeben zu sein!

des Fortschritts der Gesellschaft zum Anbau von Boden secundärer Fruchtbarkeit gegriffen wird, beginnt die Rente für diejenigen erster Güte und die Höhe dieser Rente hängt von der Differenz und den respectiven Qualitäten der beiden Bodenarten ab. So wie man beginnt Grundstücke dritter Qualität anzubauen, stellt sich sofort die Rente für die der zweiten ein und ist sie ebenfalls durch die Differenz ihrer Productivkräfte bestimmt. Die Rente der Grundstücke erster Qualität steigt zu gleicher Zeit, da sie sich stets über der Rente der zweiten Qualität und zwar zufolge der Differenz in dem Erzeugniß erhalten muss, welches diese Grundstücke mit einem gegebenen Quantum von Arbeit und Kapital ertragen. Mit jeder Bevölkerungszunahme, welche ein Volk zwingt, Grundstücke geringerer Qualität anzubauen um denselben Nahrungsmittel zu entnehmen, wird die Miethe der besseren Grundstücke steigen.“ „Nehmen wir an, dass Grundstücke № 1, 2, 3 mittels der Anwendung desselben Kapitals einen Reinertrag von 100, 90 u. 80 Quarter Getreide ergeben. In einem neuen Lande, wo es im Verhältniss zur Bevölkerung eine Menge fruchtbarer Grundstücke giebt und wo in Folge dessen es genügt № 1 anzubauen, bleibt der ganze Reinertrag dem Landwirth und ist der Gewinn des von ihm ausgelegten Kapitals. Sobald die Bevölkerung derart zugenommen hat, dass man genöthigt ist № 2 anzubauen, das nur 90 Quarter nach Abzug der Löhne erträgt, wird die Rente für die Grundstücke № 1 beginnen. Denn es müssen entweder zwei Gewinntaxen für das landwirthschaftliche Kapital bestehen oder 10 Quarter oder ihr Aequivalent von dem Ertrage № 1 abgezogen werden, um sie anders zu verwenden. Mag es der Grundeigenthümer oder ein Anderer sein, der den Boden № 1 bestellt, diese 10 Quarter bilden stets dessen Rente, da der Anbauer von № 2 mit seinem Kapital dasselbe Resultat erlangen würde, ob er № 1 bestellt und 10 Quarter Getreide an Rente zahlt oder ohne Miethe zu entrichten № 2 zu cultiviren fortfährt“ u. s. w.

Diese Entwicklung gilt in gleichem Maasse auch für die auf demselben Boden nach einander erfolgenden Kapitalanlagen, indem der Erfolg derselben stufenweise abzunehmen die Tendenz hat und, wie dort, auch hier „das zuletzt angewandte Kapital keine Renten giebt.“

Sehr ähnlich, fast gleichlautend und sehr klar ist auch die Darlegung der Rententheorie in dem den „Grundsätzen“ vorausgegangenen „Versuche“, wo zwei Tafeln ihren ganzen Inhalt deutlich veranschaulichen. Es dürfen jedoch natürlich bei ihrer Betrachtung, wie bei der ganzen Lehre jene Zeilen aus Ricardo's Briefe nicht vergessen werden, indem alle die Beispiele, sowie die Theorie selbst, zu deren Erläuterung sie angeführt werden, keineswegs die Wirklichkeit in ihrem faktischen Bestande wiedergeben wollen, sondern in meist vorherrschender Abstraction von allen übrigen Einflüssen und Hemmnissen die Macht des einen Gesetzes und seiner Folgen in voller Breite und Ungebundenheit vorzuführen bestimmt sind. Dies eben wird aber nicht selten übersehen und liegt gerade darin, in der eigenen Schuld, der Grund zu jenem Missverständniss, das Malthus sowohl als Ricardo mit die eifrigsten und jedenfalls heftigsten Gegner zuzog. Selbst Passy, der sonst nicht zu der Klasse der letzteren gehört, ergeht sich z. B. in folgenden Worten: „unter der fatalen Herrschaft des Gesetzes, dem Ricardo's Schule eine unbedingte Vorherrschaft einräumt, hätte man den Lohn der Arbeitsmühe allmählig abnehmen sehen; jedes Plus zu den eingeernteten Quantitäten wäre nur mittels verhältnissmässig bedeutender Opfer gewonnen worden; die ackerbauende Klasse hätte in dem Maasse, als man der Erde mehr abfordern müsste, ihre Reihen verstärkt und es wäre der Moment gekommen, wo die anderen Klassen, eingeschränkt durch die Nothwendigkeit, zum Tausche gegen die unentbehrlichen Nahrungsmittel zu grosse Antheile ihrer eignen Producte herzugeben, in ihrer Entwicklung stationär bleiben müssten. Und nun, gerade das Gegentheil ist eingetroffen. Von den Jahrhunderten der Unwissenheit und Armuth an haben gerade die gewerbetreibenden Klassen an Zahl und Reichthum zugenommen“ etc. etc.

Wenn dies noch so wahr sein mag, so ist es dennoch kein Einwand gegen Ricardo's Gesetz und kann dasselbe nicht im mindesten erschüttern: es ist die Tendenz seiner Wirksamkeit und nicht die praktische Bethätigung derselben, welche in der Rententheorie geschildert werden soll\*). Zu der gründlichen Erkenntniss

\*) Cnf. noch Thünen's „Isolirten Staat“ 2 Thl. 1. p. 8 (Rostock 1850) und J. St. Mill (Princ. L. II. 16 § 4): „It is impossible in pol. econ. to ob-

des einzelnen Factors ist aber solch' eine Isolirung und Abstraction das sicherste Mittel und darf' als solches in diesem Werke eben so wenig als in dem von Thünen verkannt werden, das selbst der schützende Titel nicht ganz vor der Bemerkung sichern kann, dass in der Wirklichkeit nirgends genau jene Kreise nachzuweisen seien, d. h. dass in der Realität das Ideal, unter den faktischen Staaten der isolirte nicht zu finden sei! Die Gesetze, die mit Hülfe solcher Analyse entdeckt werden, sind darum nicht minder wahr, wenn sie nur das Grundgewebe bilden, auf dem erst ihre gegenseitigen Wechselbeziehungen und die Verkettung ihrer Wirkungen das reelle lebendige Bild der Wirthschaft entwerfen. Es ist somit auch keine „Verirrung“, sondern eine nützliche That des Ricardo'schen Genie's, wenn er dem Hüttenmann gleich, der aus dem Erze das edle Metall läutert, vermöge „absoluter und allerfeinster Abstractionen“ aus der Erfahrung Sätze ausgeschieden hat, wie sie in solcher Nacktheit sich kaum realisiren.

Dass aber seine Begründung der Rente: „auf die Differenzen unter zugleich wirkenden Factoren“ — diese Erscheinung wesentlich verallgemeinert und im Princip nicht bloss auf den Ackerbau einschränken lässt \*), geht noch mehr aus folgender Stelle hervor, die, wenn auch ihre Form die bei der Garnier'schen Aussetzung (S. o. S. 69) gemachte Bemerkung nothwendig macht, dem Sinne nach jedenfalls nicht anzuzweifeln ist. „Der Tauschwerth“, so heisst nämlich diese Stelle p. 44, „der Tausch-

---

tain general theorems embracing the complications of circumstances, which may affect the result in an individual case . . . The law of rent is as near the truth as such a law can possibly be: though of course modified or disturbed in individual cases, by pending contracts, individual miscalculations, the influence of habit, and even the particular feelings and dispositions, of the persons concerned“. Es ist daher auch nichts weniger, als „fâcheux, que cet écrivain ce soit placé trop souvent dans des hypothèses hasardées, pour en tirer des consequences abstraites et inexplicables! . . . „Blanqui über Ric. Hist. 3 edit. T. II p. 217.

\*) Wenn im Ch. III von einem Bodengewinn der Bergwerke, profit foncier des mines, die Rede ist, so thut diese vielleicht bloss in der französ. Uebersetzung vorgenommene Veränderung des Namen's Nichts zur Sache und, wie es schon aus den Anfangsworten: „wenn es eine Menge gleich reicher Bergwerke gäbe, die ein jeder anbauen könnte, so würden sie keine Rente gewähren . . .“ zu ersehen ist, macht Ricardo keinen Unterschied und stellt dieselben Gesetze, wie für den Ackerbau — auch für die Bergbau-Rente auf.

werth jedes Gutes, sei dasselbe das Product einer Manufactur, eines Bergwerks oder des Bodens, wird niemals durch die geringste Summe der zu ihrer Erzeugung unter äusserst günstigen und gleichsam eine Art von Privileg bildenden Umständen nothwendigen Arbeit bestimmt. Dieser Werth hängt im Gegentheil von dem grössten Quantum industrieller Arbeit ab, welches diejenigen, denen es nicht so leicht wird, anzuwenden gezwungen sind und die um zu produciren mit den ungünstigsten Verhältnissen zu kämpfen haben. Wir verstehen unter: ungünstigsten Verhältnissen — solche, unter deren Einfluss es am schwierigsten ist die nothwendige Quantität von Producten zu erhalten.“

Von solchen Sätzen ergab sich der Schluss auf das allgemeine Vorkommen von Ueberschussverhältnissen von selbst und es ruht die Rente in der That qualitativ auf dieser breiten Grundlage verwandter Erscheinungen\*). Wenn aber diese gleichsam nur sporadischer Natur und keiner Regel unterworfen sind, so gewinnt die Bodenrente durch die ihrer speciellen Ursache eigene Gesetzmässigkeit und Tragweite eine ganz besondere Bedeutung, welche sie über die ähnlichen Phänomene erhebt und einer vorzüglichen Behandlung würdig macht. Andererseits ist es aber nur wiederum ein Beleg für die richtige Erkenntniss ihres Ursprungs, wenn sie nicht, wie bisher aller Gleichheit zum Trotz gelehrt ward, nur dem Ackerbau als ein Ausfluss seiner Superiorität oder direct dem Grundeigenthume als Folge seines unbedingten Monopols beigelegt wird, sondern im Princip so gut, wie allen Zweigen der Wirthschaft eigen sein soll. (S. unten.) Und ist auch der Verfasser des „Essay on the influence of a low price of corn on the profit of stock“ für die Klasse der Kapitalbesitzer und Industriellen gegen die Grundeigenthümer in die Schranken getreten, so scheinen dieselben durch diese neue Lehre weniger, als durch die alte, ja überhaupt so wenig gefährdet zu sein, dass Anderson, der erste Entdecker, dieselbe Theorie zu ihrem Schutze

---

\*) Es deutet daher auf eine sehr einseitige Auffassung der Ricardo'schen Lehre, wenn L. Schön Thl. I Abschn. II Kap. 3 § 3 seiner „Neuen Unters. d. Nat.-Oekon.“ (1835) sagt: „Ricardo scheint nur Getreide im Auge zu haben; es muss ein Gesetz jedoch für alle Producte geben!“ Cnf. L. Stein „Lehrb. d. Volksw. 1858“ p. 71 und 81.

schrieb. „In Wahrheit,“ beginnt er, „Nichts kann grundloser sein als die Klagen gegen die Grundeigenthümer!“ Und es wird in der That diesen Klagen jeglicher Grund genommen, wenn es weiter im Anschluss an jenes letzte Citat heisst: „In Wahrheit gäben die besseren Grundstücke stets dasselbe Erzeugniss für dieselbe Arbeit wie früher, aber ihr Werth wäre in Folge der relativ geringeren Producte gestiegen, welche diejenigen erhielten, die additionelle Arbeit oder neue Kapitalien auf weniger fruchtbaren Boden verwandt hätten. Und obwohl die Vortheile eines fruchtbaren Bodens vor einem andern weniger fruchtbaren niemals verloren sind und nur aus der Hand des Lanwirths und Consumenten in die des Grundeigenthümers übergehen, wird, da man mehr Arbeit auf die Kultur geringeren Bodens verwenden muss, dieser Boden aber allein den neuen Bedarf an Producten liefern kann, der relative Werth derselben sich beständig über seinem alten Niveau erhalten und mehr von solchen Dingen eintauschen können, deren (vermehrte) Production keine (relative) Vermehrung der Arbeit erfordert. Was also den relativen Werth der Naturproducte erhöht, ist der Ueberschuss der auf den letzten Anbau verwandten Arbeit und nicht die Rente, die man dem Grundeigenthümer zahlt... Das Getreide wird nicht theurer, weil man eine Rente zahlt, sondern weil im Gegentheile das Getreide theuer ist, so zahlt man eine Rente; und man hat mit Recht bemerkt, dass das Getreide nicht sinken würde, selbst wenn die Grundeigenthümer ihre Renten gänzlich aufgäben“ \*).

Wenn nun A. Blanqui zu dieser klaren und auf keiner menschlichen Fixation, sondern der Logik der Thatsachen beruhenden Erläuterung des Rentenverhältnisses die Bemerkung macht: „es sei möglich, dass eine solche Theorie den Gewohnheiten und vielleicht den Vorurtheilen der Engländer betreffs des Eigenthums besser zusage, seiner Ansicht nach aber der Pacht nur der Miethpreis eines privilegierten Werkzeuges in den aristokratischen

\*) Cnf. Hermann Staatsw. Unters. p. 164. Noch Fr. G. Schulze „Nat.-Oekon.“ Leipz. 1866 (p. 540) sagt: „Wo kein Grundeigenthum ist, . . . da kann auch keine Grundrente vorkommen . . . und können desshalb die Preise der Erzeugnisse niedriger sein“!

Ländern und eines leichter zugänglichen in denen sei, wo Gleichheit der Antheile herrsche“, so scheint sie uns keines Urtheils zu bedürfen, sondern bloss jenen seinen eigenen Landsleuten gemachten Vorwurf des alten Dupont de Nemours wahr zu machen, „dass sie nicht, wie die Deutschen, auch die Gegner ihrer Ansichten genau prüfen und günstig beurtheilen.“ (Ob auch jetzt?). Say dagegen sieht sich zu dem Geständniss genöthigt, „dass der Gewinn des Grundeigenthümers mehr, als die Gewinne des Kapitals und der Industrie (Arbeit), die locale Ungunst ertrage, denn, da ein gewisser Theil des Kapitals und der Arbeitskräfte nicht so unbeweglich, wie der Boden seien, so könne dieser seinen Gewinn nur aus dem Werthe bilden, der in seinen Producten den Gewinn des nicht besitzlichen Anbauers übertreffe“. Dennoch bekennt er nicht glauben zu können, „dass der Getreidepreis derselbe bliebe, wenn es keine Eigenthümer gäbe“ \*) und, da er weiter unten p. 50 mit Ricardo und Buchanan darin übereinstimmt, „dass der Grundeigenthümer persönlich Nichts zu der jährlichen productiven Nützlichkeit hinzufüge“, so findet er zur Entschuldigung dieser Eigenthümer-Parasiten keinen anderen Ausweg als die Function des Besizens schon an sich allein für productiv zu erklären! Hören wir jedoch selbst Dühring an: „Das blosses Verfügungsrecht,“ sagt er p. 324 seines genannten Werkes, „hat einen Werth. Die Einkünfte, welche der Grundeigenthümer als Consequenzen seines abstracten Herrschaftsrechtes ohne Rücksicht auf eigene wirthschaftende Thätigkeit oder auf Anwendung von Capitalien bezieht, machen die eigentliche Bodenrente aus. Dieselbe steht „also“ jedem anderen Capital-

---

\*) So sagt Say auch in einer Anm. zu Ch. III: „Der Grund- oder Bergwerkseigenthümer übt ein Monopol aus und erhält den Preis über den Produktionskosten. Dieser Monopolpreis sinkt durch die Concurrenz, kann aber nie ganz schwinden. Wenn der Eigenthümer keine Rente bekäme oder bei eigenem Anbau keinen Gewinn über den Kostenersatz und Kapitalzins erzielte, so würde er das Angebot bis zu einer abermaligen genügenden Preissteigerung reduciren“. Dadurch könnte allerdings Anlass zum Zweifel an der Gerechtigkeit des Eigenthums gegeben werden, da mit Ausnahme jener productiven Function des Besizens kein einziger Grund angeführt wird, wesswegen der Eigenthümer sich in keinem Falle mit dem Kostenersatze sammt Zins begnügen und der Monopolpreis, wenn auch der Concurrenz unterworfen, nie ganz verschwinden könne!

zins völlig gleich. Auch der Zins ist das Aequivalent für die Entäusserung der Verfügungsmacht, welche mit dem abstracten Eigenthume am Gelde gegeben ist“. Dieses „also“ ist aber ein Salto mortale, denn der Kritiker, der für unsere Wissenschaft eine Krisis herbeizuführen denkt, hätte es am besten von seinem Kampfgenossen Bastiat lernen können, dass der Boden (wenigstens von vorn herein) kein Capital ist und sein kann. Die Gleichstellung ist ein Fehler, der noch in die erste Periode gehört.

Wie nun, nicht nur im Vergleiche zu solcher Lehre, sondern auch überhaupt die Doctrin Ricardo's als vorzüglich wider die Ordnung und die Harmonie verstossend verschrieen werden konnte, ist, glauben wir, gleichfalls nur aus jenem Verkennen der Zwecke zu verstehen, die Ricardo bei der Abfassung sowohl seiner Principles als seines Essay's im Auge hatte. Wenn auch an sich höchst verschieden mussten diese Schriften in der Wirkung insofern auf Eins herauskommen, als von demselben Einfluss, wie dort die theoretische Forschung, hier in der durch die Tagesfrage hervorgerufenen Brochüre die Polemik sein musste, die es von ihm, dem Neuerer, erheischte, seine Waffe so scharf als möglich zuzuspitzen, um dem mächtigen und massiven Feinde der traditionellen Ansichten widerstehen zu können. Es ist aber eben weniger der Grundgedanke der Rententheorie, als es die aus ihm von Ricardo so rücksichtslos gezogenen Consequenzen sind, welche für jene seine Gegner, die der ihn leitenden Motive nicht gedenken, den Hauptstein des Anstosses bilden. Dass er selbst lehrt, dass das Steigen der Renten stets die Wirkung einer Vermehrung des nationalen Reichthums und wenn auch nicht die Ursache, so doch ein Zeichen derselben, also immerhin an den Fortschritt, das Interesse der Gesammtheit geknüpft sei; — dass er selbst lehrt, dass die Ameliorationen auch der Klasse der Grundeigner zum Vortheile gereichen, indem die Rente nur vorübergehend sinke, um durch die rascher erfolgende Zunahme des Kapitals und somit der Bevölkerung, wiederum zu steigen, — dies tritt zu wenig hervor um beachtet zu werden. Vielmehr ist es der andere Satz, dass das Interesse der Grundeigentümer dem des übrigen Theils der Gemeinschaft entgegengesetzt sei, auf den die Kritik um so häufiger und mit um so grösserem Nachdruck zurückkommt, als er allerdings ausserhalb

seines Zusammenhanges von vorn herein gegen ein solches System sprechen musste und den Gegnern somit ein erwünschtes und ergiebiges Thema ist.

Doch wenn man jene Einschränkung, die Ricardo selbst seinem Ausspruch entgegenstellt, noch dahin erweitert, „dass in Wirklichkeit die Verbesserungen nie so rasch eingeführt werden können, um die Preise sinken zu lassen und selbst, wenn sie auch zunächst diese Wirkung hätten, die dadurch erfolgende Volksvermehrung jedenfalls den Grundeignern auf die Dauer den ganzen Vortheil der Verbesserung sichern würde, diese letztere also als Zugabe zu dem Quantum guten Bodens betrachtet werden könnte“ \*), — so kann Ricardo's Theorie eher nur als eine Bestätigung der Solidarität der Interessen angesehen werden. Die Interessen des Kapitalisten und des Arbeiter's, des Käufer's und Verkäufers, des Consumenten und Producenten, kurz alle einzelnen Interessen der Klassen sowohl, wie der Individuen sind, von einem beschränkten Standpunkte aus gesehen, gegen einander gewandt und bekämpfen sich gegenseitig in der concreten Begegnung und dass die Klasse der Grundeigenthümer hier keine Ausnahme machen soll, spricht sicher weniger gegen, als für Ricardo \*\*). Das ist eben das Wunderbare und dennoch Natürliche an dem wirthschaftlichen Organismus, dass trotz aller dieser egoistischen Bestrebungen und gegenseitigen Conflicten in Wahrheit das Wohl jedes einzelnen seiner Glieder durch das des Anderen, durch das des Ganzen bedingt ist und in der grossartigen Harmonie, zu der sich die einzelnen Missklänge auflösen, trotz Allem das Liebeswort den

\*) Cuf. Edinb. Rev. Vol. LIV. 4. p. 97. Rau „Grunds.“ 7. Ausg. § 215. Roscher System I (1866) § 157, bes. aber J. St. Mill „Princ.“ B. IV ch. III § 4 und Mac Culloch „Princ.“ Part III ch. VI, wo es u. A. lautet: Improvements tend (actually) not so much to occasion any actual reduction of prices as to prevent their rising to an oppressive height . . . Es gebe keine „nichtssagendere Schwärmerei,“ als die Annahme, dass Verbesserungen den Grundeigenthümern nachtheilig seien. N. Senior a. a. O. p. 180 und 139 und Florez-Estrada O. e. T. II. ch. 3 p. 42.

\*\*\*) Th. Bernhardt „Kritik d. Gründe etc.“ § 14: „Offenbar können die Interessen eines jeden einzelnen der ökonomischen Stände der Gesellschaft, im Sinne der einseitigen Selbstsucht aufgefasst, die nur der Gegenwart fröhnt und weder den Zusammenhang des Ganzen noch die Zukunft erwägt, denen der Gesamtheit feindlich gegenüber stehen u. s. w.“ (S. unten S. 157).

Grundton bildet. War jenes „laissez-aller, laissez-passer“ eine Ahnung dieses Principis, so ist an die bewusste Erkenntniss dieses das Ganze tragenden Friedensgeistes der Fortschritt sowohl in der politischen als der wirthschaftlichen Welt geknüpft. Wenn daher A. Smith das Privatinteresse der Kapitalisten, Ricardo aber das der Grundeigenthümer dem der Nation entgegenstellt, so sind dies relativ wahre aber höchst einseitige Auffassungen, die nur so weit Bedeutung haben, als sie für die Zeit beider Schriftsteller recht characteristisch sind.

Jedenfalls ist die Ricardo'sche Rententheorie nicht jener den Pessimisten so schreckliche „bugbear“, den seine Gegner aus ihr machen und von der Doctrin seiner Vorgänger so himmelweit unterschieden, dass es nicht zu verstehen ist, wie z. B. derselbe Passy sie bis zu der Behauptung verwechseln konnte, „dass das durch Ricardo aufgenommene, commentirte und mathematisch formulirte System des Dr. Anderson neue Anhaltspunkte für die Verbreiter jener alten Lehren“ von der Productivität des Bodens etc. gegeben habe. „In diesem System hätte die Rente ausser ihrem ursprünglichen Fehler (also dem auf dem Monopol des Grundeigenthums als solchen zu beruhen) noch den Nachtheil (l'inconvénient), nur in Folge eines wahren allgemeinen Unglücks zu wachsen. Die unvermeidliche Vertheuerung des Preises der Subsistenzmittel wäre es fast allein, die ihre progressive Steigerung bestimmte. Die Grundeigenthümer hätten definitiv das Privilegium, sich durch die Verarmung der Consumenten zu bereichern.“ Abgesehen aber von dem bereits oben (S. 144) gerügten Fehler der falschen Auffassung lässt sich hier bloss wiederholen, dass die Lehre Ricardo's mit den früheren insofern durchaus unvereinbar ist, als die Rente nicht zugleich Folge der Production und Distribution, nicht zugleich Folge der Fruchtbarkeit und des Preises, der relativen Vorzüglichkeit und der relativen Mangelhaftigkeit der im Boden mitwirkenden Naturfactoren sein kann. Wäre sie jedoch möglich, solch' eine unnatürliche Verbindung dieser disparaten Ansichten, so könnte sie allerdings nur einen derartigen Satz, wie: „la propriété, c'est le vol!“ zur Welt bringen. Den Beweis hierfür lieferten eben die Vorgänger und ersten Gegner unseres Meister's, welche jene Gegensätze nicht auseinander hielten.

Wie wenig aber bei richtiger Auffassung die Theorie Ricardo's Bastiat's Vorwurf verdient, diesem Kraftworte Proudhon's gleichfalls als Prämisse gedient zu haben \*), erweisen hinreichend jene Aussprüche, dass die Rente kein Element des Getreidepreises bilde und so wenig mit dem Grundeigenthume zusammenhänge, dass sie auch ohne solches in gleicher Weise vorkommen würde. Auch hier „zeigt sich die Rente nur als das Resultat von Verhältnissen, die zu ändern es in keiner Macht steht“ und kann auch in so weit nicht als eine „part prélevée au profit exclusif des uns sur les ressources acquises aux autres“ hingestellt werden, als ohne ihre Ablösung von der Gewinnstquote die Sachlage vollkommen dieselbe bliebe und nur einzelne Producenten bevorzugt würden. Hier gerade in der von der Gerechtigkeit erheischten Ausgleichung der Gewinne, sobald die Verschiedenheit derselben nicht auf dem Verdienste, der Arbeit der einzelnen Producenten beruht, liegt die sie berechtigende Function der Grundrente, die in so weit, als Regulator, sich nicht nur von selbst in das kolossale Getriebe der Wirthschaft fügt, sondern ein unumgänglicher Factor desselben ist. Die Thatsachen, auf denen sie beruht, die Varietät der Grundstücke und die abnehmende Wirkung wiederholter Kapitalanlagen sind in der Natur der Dinge begründet und daher nicht umzustossen und es bliebe somit allein die Frage übrig, wesswegen den Grundeigenthümern und nicht der Gesammtheit, der Staatskasse, die Vortheile der Grundrente zukommen sollen?

Diese Frage ist allerdings berechtigt, aber auch mehrfach und noch neuerdings von E. Pfeiffer, einem Anhänger Ricardo's, in Faucher's Vierteljahrschr. 1864. 4ter Bd. p. 90—110, unserer Meinung nach vollkommen richtig erörtert werden.

Es ist in der That kein Grund für jene bevorzugte Stellung der Grundeigenthümer anzuführen, „die ihnen ohne jegliches Zu-

\*) Cnf. erst Löll, der Ricardo's Lehre nach den socialistischen Ueberreibungen von 1849 zu beurtheilen scheint und eine Widerlegung des Socialismus nunmehr und zwar deshalb für unnütz hält, weil dieses heillose Lehrgebäude mit seinem Fundamente, der gleich heillosen Ricardo'schen Grundrentendoctrin von selbst zusammenstürze. „Die Grundrente“ nennt er „die grösste und gefährlichste Lüge unseres Jahrhunderts.“ (p. 103 der Stöckhardt'schen Zeitschr. f. d. Landw. 1861.)

thun ein Einkommen heimfallen lässt, das noch von selbst mehr zunimmt, ohne die geringste Anstrengung von ihrer Seite, einfach als Folge des zunehmenden Wohlstandes und der wachsenden Bevölkerung.“ Daher ist es, um nahezu mit den Worten des genannten Schriftstellers zu reden, ganz natürlich, wenn man daran denkt, ein so unverdientes Einkommen besonders zu besteuern und es wäre sogar schwer zu widerlegen, wollte man der Gesamtheit das Recht zusprechen, nicht nur einen Theil, sondern den ganzen Ertrag der Grundrente für gemeinsame Zwecke zu verwenden, denn hierdurch würde eigentlich Niemandem Etwas genommen, sondern es würde nur ein Vermögenszuwachs, der durch äussere Verhältnisse entsteht, der Gesamtheit zu Nutzen gemacht, statt zu erlauben, dass er unverdienter Weise nur die Reichthümer einer bestimmten Klasse vermehre. Ricardo selbst sagt Ch. X: „eine Besteuerung der Rente würde nur dieselbe treffen und gänzlich auf die Grundeigenthümer fallen, ohne auf irgend eine Klasse der Consumenten gewälzt werden zu können“ \*). Aber so richtig dies in der Theorie ist, so unausführbar ist es in der Praxis, denn, wenn auch der Staat wegen des Besitzwechsels auf die Besteuerung der jetzigen Grundrente verzichten \*\*) und nur zugleich erklären könnte, dass von nun an jeder Zuwachs der Grundrente besteuert werden solle, so stösst man dennoch bei der Aussonderung der Grundrente von Kapitalzins und Gewerbeverdienst auf solche Schwierigkeiten, dass aus diesem, aber auch nur aus diesem Grunde auf eine besondere Grundrentensteuer verzichtet werden muss“. (Zudem wäre jedoch noch zu bemerken, dass, da die verschiedenen Pflanzen mehr oder weniger auch verschiedener mineralischer Nährstoffe in besonderem Maasse bedürfen, die Rente je nach den bald diese, bald jene Cultur begünstigenden Conjunctionen von dem einen Grundstücke aufs andere übergehen, wenigstens schwanken könnte. Allerdings bleibt das Getreide das Hauptproduct, aber die Schwierigkeit der Aufgabe liesse

\*) Cnf. Thünen's „Isol. Staat“ II Thl. 2 Abth. p. 75 „Abgaben auf die Landrente gelegt“, und 1 Thl. § 38. Wolkoff Lectures d'É. P. rationelle 1861 p. 194—198 auch 168.

\*\*) Cnf. schon Hagen „Von d. Staatslehre“ etc. Königsb. 1839 p. 308; viel umfassender und gründlicher aber Hermann „Staatsw. Unters.“ p. 152 flg.

sich denken, wollte man der Genauigkeit halber den Boden auch für die einzelnen Gewächse in richtige Bonitätsklassen theilen und dann die grösseren Wechselfälle der Marktbedingungen beachten, die selbst, wie etwa beim Rübenbau, von der Wirthschafts- und Handelspolitik beeinflusst werden.)

Allein dies genügt bloss zur Erklärung, wesswegen in Wirklichkeit die scheinbar so grosse Ungerechtigkeit nicht gehoben zu werden vermag, kann aber insofern nur wenig befriedigen, als eben die auffallende Bevorzugung der Grundeigenthümer fortbestehen und somit noch immer ein gewisser Missklang durchzufühlen bleibt, wenn nicht noch andere Momente und Umstände einschränkend und aussöhnend dazwischentreten. Abgesehen nämlich von dem „Gesetze der gesellschaftlichen Zusammenhänge“, das hier, wo eine Gesetzmässigkeit vorliegt, nur einen weiteren Begriff statt der Erläuterung bieten würde, ist es nicht ohne Bedeutung, dass aus dem bereits früher (S. o. S. 88 Anm.) angegebenen Grunde die Quote der Rente \*), auch wenn diese absolut fortwährend und ungehindert stiege, mit dem weiteren Fortschritte der Gesellschaft in steter Abnahme begriffen ist und vielleicht gerade in der Zeit, wo sie relativ am bedeutendsten gewesen, nicht ohne Grund vorzüglich der Grundeigenthümer zu Staats-Diensten und Pflichten verbunden war. Es ist möglicher Weise diesem in Wahrheit „disponiblen“ Einkommen eine kulturhistorische Rolle beschieden gewesen, indem die Musse, die es dem Empfänger gewährte, nicht ohne gestaltenden und zum Theil fördernden Einfluss auf die geistige, politische und wirthschaftliche Entwicklung sein konnte \*\*). Ist nun im Laufe der Zeit schon durch den Verkauf wohl der grösste Theil der Rente capitalisirt und diese im grossen Ganzen durch stets neue Erfindungen und

---

\*) Nach Ricardo's abstractem Gesetze nimmt die Rente wohl auch in der Quote zu, allein durch die Wirkung der Gegentendenz tritt diese auch auf dem einzelnen Grundstücke vor dem Quantum zurück, so dass sie im Vergleich zum Gesamtertrage des Ackerbaues oder gar zum ganzen Nationaleinkommen nur geringer werden kann.

\*\*\*) Cnf. Roscher Syst. I § 159. A. Schäffle D. Nat.-Okon. 1861 § 104 und J. G. Hoffman „Ueber die wahre Natur und Bestimmung der Renten“ p. 566. f. in der Sammlung 1843.

Ameliorationen von mitunter ansehnlicher Tragweite \*) an einem weiteren Steigen, wenigstens in den Dimensionen, wie sie das Bodengesetz an sich vorschrieb, verhindert worden, so darf man auf einen Lord of Westminster eben so wenig, als auf einen Glücklichen deuten, der das grosse Loos gezogen hat. Die Masse giebt hier den Ausschlag und für diese ist es entscheidend, dass die Tendenz des Rentenprincips, so mächtig es ist und so voraussichtlich es immerhin die Oberhand behalten muss, in den an die successiven Fortschritte der menschlichen Geschicklichkeit geknüpften Vortheilen auf ein nicht allzu leichtes Gegengewicht stösst. Die Macht der Natur hat in dem menschlichen Geiste einen ihrer nicht unwürdigen Gegner. Mag auch der Satz: „wenn auch die Nothwendigkeit zu minder fruchtbarem Boden Zuflucht zu nehmen als Hinderniss dem Besseren, das sich sonst realisirte (?), in den Weg treten konnte, so hat sie niemals als Ursache zur Reduction des bereits erworbenen Guten wirken können“, übertrieben sein, die Statistik scheint, so weit sie in dieser Frage Aufschluss geben kann, ihn nicht gänzlich desavouiren zu wollen. (S. unten Anh.)

Aus diesen Gründen \*\*), die noch bei der Beurtheilung der Gegner Ricardo's zur Sprache kommen werden, erscheint in der Realität jene Ungerechtigkeit zum mindesten in so weit gemildert, dass sie gleich jenem Widerstreite der Interessen den Schöpfer nicht zum „Pfuscher“ macht, sondern in der Ordnung, die er geschaffen hat, eine ihr eigene Stellung und Bedeutung angewiesen erhält. „Die Herrschaft des Rentenprincip's ist vortheilhafter, als wenn es nicht bestände: die abzunehmende Fruchtbarkeit des Bodens ist kein absolutes, sondern ein relatives Hemmniss.“ (Edinb.

\*) S. unten Anhang.

\*\*) Boutowsky „Опытъ о народномъ богатствѣ“ 1847. Bd. II. Kap. 8 fügt noch hinzu: Bei gemeinschaftlicher Bearbeitung des Bodens könnte in Rücksicht auf die Gesamtkosten ein allgemeiner Durchschnittspreis bestimmt werden, der um die Summe der Renten niedriger wäre. Die Mühen eines solchen gemeinsamen Anbaus überwögen aber die Ersparniss und man zieht es mit Recht vor, den Grundeigenthümern die Rente und zwar für Ruhe und Sicherheit zu zahlen“. Cnf. auch P. Scrope „Princ.“ ch. VIII (1833) und Rau „Grundsätze“ (7 Ausg.) § 221. und Schäßfle's à la Bastiat übertreibende Theorie der ausschliessenden Absatzverhältnisse p. 76. Vgl. unten.

Rev. V. 54, p. 99). Es ist die Rente gewissermaassen ein nothwendiges Ferment im wirthschaftlichen Leben und je rascher dieses mit dem Fortschritte der Civilisation pulsirt und sich entwickelt, desto mehr wächst ihre Wirkung als Sporn zu immer weiterer Entdeckung und Bekämpfung der natürlichen Hemmnisse, so dass sie unter dem steigenden Einflusse der Speculation und Concurrenz immer mehr und mehr auch von der persönlichen Tüchtigkeit abhängig, d. h. von ihrer ursprünglichen Natur entblösst wird \*). Hierin liegt vielleicht die Erklärung, wie M. Wirth nach dem Vorgange seiner Meister die Grundrente als solche ganz leugnen und durchweg zu einer Prämie machen will. Dadurch verfällt er aber nur im Gegensatze zu denen, welche über dem Princip des Bodengesetzes leicht die Gegentendenzen übersehen, in das andere Extrem, dieses Princip, weil es nicht fortwährend die Gegenwirkungen überwiegende Erfolge zeigt, völlig zu verkennen. Und doch ist es so mächtig, dass es auf die Dauer sicher ist, die Reaction zu überholen und tritt auch in den grossen Städten, wo sich Alles prägnanter und auffallender darstellt, in unwiderlegbarer Erscheinung zu Tage.

Wenn gleich wir hier nicht näher auf alle diese Fragen eingehen können, um späterhin Wiederholungen möglichst zu meiden, so ergiebt sich doch wenigstens aus dem Gesagten die Unmöglichkeit, in der Theorie Ricardo's von einem Monopol des Grundeigenthums in dem früheren Sinne zu reden und der Rente auch nur den geringsten Einfluss auf den Preis zuzuschreiben. Sie kann eben kein Bestandtheil desjenigen sein, der als nothwendig höchster den Markt bestimmt. Es ist auch kaum zu glauben, dass Ricardo trotz der genannten Lehren „durch seine Betrachtungen und durch die Thatsachen, auf die er sich stützt, in den Köpfen eine entgegengesetzte Ueberzeugung („dass nämlich die Grundeigenthümer den Getreidepreis zu steigern vermögen“) habe erwecken können“. (Fonteyraud). Selbst wenn es weiter

---

\*) Dies übertreibend sagt Mangoldt gerade zu: „Die Rente ist die der scharfsichtigen Erkenntniss und thatkräftigen Benutzung der besten Gelegenheiten zur Fortbildung der Volkswirtschaft in Aussicht gestellte Belohnung!“ S. unten.

unten p. 54 in unbeugsamer Consequenz heisst, dass, „da dieselbe Ursache, d. h. die Schwierigkeit zu produciren, den Tauschwerth der Naturerzeugnisse steigere und zugleich den Antheil des Grundeigenthümers an denselben in der Rente vergrössere, dieser einen doppelten Vortheil aus jener Schwierigkeit ziehe,“ — so liegt das als Ergebniss von genügenden und gegebenen Verhältnissen eben so sehr ausserhalb seiner Gewalt, als die umgekehrte für ihn in gleichem Maasse nachtheilige Wirkung, welche durch die Verminderung der Kapitalien oder, wie erwähnt, „durch solche Ameliorationen hervorgerufen wird, die trotz Zunahme des Reichthums und der Bevölkerung den Ausbau von Grundstücken geringerer Qualität oder weniger günstige Kapitalanlagen zu hindern im Stande sind“. (Unter diesen unterscheidet Ricardo und nach ihm mit besonderer Betonung namentlich seine englischen Schüler zweierlei Arten: „Die einen vermehren die Productivkraft des Bodens und die andern lassen nur dessen Product mit weniger Arbeit erhalten; die ersteren vermindern die Korn- und Geldrente, die letzteren nur die letzte“). Verlieren also hier die Grundeigenthümer, „so ziehen die Kapitalisten wiederum einen doppelten Gewinn aus der erleichterten Production von Nahrungsmitteln, denn diese erhöht die Gewinne und vermehrt zugleich den Betrag der Consumtionsartikel“ (Essay).

Hierin, in dieser Folge des Interessenwiderstreites ist wieder nur ein Beleg für die richtige Lösung der Rentenfrage zu sehen, da jene in Wirklichkeit keineswegs so krassen Gegensätze und Wechselfälle der Analogien nicht ermangeln und gerade in ihnen und in ähnlichen Verhältnissen die für ein wirtschaftliches Leben so nothwendigen Momente des Antriebs und der Anregung liegen \*).

---

\*) Das Gedeihen des Ganzen ist allerdings das wahre Interesse aller einzelnen Klassen, denn „wo das Volkseinkommen im Ganzen wächst, da kann jeder einzelne Zweig desselben ohne Schaden für die anderen wachsen und wächst in der Regel wirklich“. Roscher I § 202. Wie sehr aber im Einzelnen die Interessen auseinandergehen, z. B. die Landbau-Interessen, d. h. die der Pächter, Grundbesitzer etc. im Contraste zu denen der andern Klassen stehen können, weist Tooke in seiner Geschichte der Preise aus der

„Nichts ist klarer und in den angedeuteten Grenzen unbestreitbarer als diese Lehre“, wo, sobald die der Erfahrung entnommenen Prämissen zugegeben sind, ein Satz mit Nothwendigkeit aus dem andern folgt. Daher muss auch eben in demselben Grade, als die Rententheorie selbst, je nach dem Standpunkt der Beurtheilung, bald absolute, bald nur relative Gültigkeit hat, die Darlegung des Einflusses, den laut ihr die Rente oder vielmehr die sie hervorrufende Ursache auf Lohn und Gewinn ausüben soll, in Kap. 5 und 6 entweder für unleugbar oder nur bedingt richtig gehalten werden. Die reine Theorie aber verlangt es, „dass die Ursache, welche die Rente erhöht, auch dieselbe sei, welche die Löhne steigert, da die eine wie die andere in der wachsenden Schwierigkeit beruht, mittels desselben relativen Quantums Arbeit ein grösseres Quantum von Subsistenzmitteln zu erhalten. Wenn also das Geld einen unveränderlichen Werth hätte, würden sowohl Renten als Löhne in einem Zustande fortschreitender Zunahme des Reichthums und der Bevölkerung stets zu steigen streben. Mit der Zunahme des Getreidepreises steigt aber der Lohn stets in einem geringeren Verhältniss, die Renten dagegen in einem grösseren“ (p. 77) \*). Dass hier jedoch in völliger Abstraction nur den strengsten Consequenzen des einen Ricardo-Malthus'schen Gesetzes nachgeforscht wird, ersieht sich wohl deutlich daraus, dass die Erfahrung, welche nur von den Resultaten des ganzen Ursachencomplexes Kenntniss nimmt, den nothwendigen Schluss aus diesen letzten Sätzen, „dass die Lage des Arbeiters sich im Allgemeinen verschlimmere, während die des

---

Erfahrung nach (I Abthl. K. III Ascher's Uebers.), indem ihnen allein eine aus Mangel entstehende Preishöhe zu Gute kommt und umgekehrt. Viele Stellen lauten ähnlich, wie die folgende: „Dieses Fallen der Preise (I p. 230--234) hatte die gewöhnliche Folge, dass über Noth der ländlichen Bevölkerung geklagt wurde“. Cnf. noch R. Jones „An Essay o. t. distrib. of wealth“ (1831) und im Uebrigen S. unten Anhang am Schlusse dieser Schrift.

\*) Buckle, der Ricardo selbst bis zur Annahme jener missglückten Definition der Rente anhängt (O. c. Vol. I p. 49 rem. 22; 47 rem. 20), begeht p. 68 den Fehler, hohe Renten und hohen Zins niedrigen Löhnen entgegenzusetzen und es so hinzustellen, als ob nicht die Rente, sondern der Lohn sich mit dem Ueberschusse zu begnügen habe!

Grundeigenthümers besser werde“, zu bestätigen sich gleichfalls weigert \*).

Desswegen durfte jedoch Ricardo von seinem Ziele nicht abirren und, wie er desselben durchweg eingedenk bleibt, ist namentlich auch weiter unten daraus ersichtlich, dass er in übertriebener Treue zu seinem Princip die Einflusslosigkeit der Lohnsteigerung auf die Waarenpreise damit erklären will, „dass die mit der Vermehrung der Kapitalien eng zusammenhängende grössere Nachfrage nach Arbeit eine bedeutendere Production nach sich ziehe, um diesen Zuwachs aber in Circulation zu bringen, eine grössere Menge edler Metalle nothwendig werde, die daher im Werthe steigen und in demselben Maasse die Waarenpreise niederdrücken müssten!“ Abgesehen davon, dass die Masse der edlen Metalle zu gross ist und relativ noch zu leicht der Nachfrage zufolge wachsen kann, als dass ihr Tauschwerth auf diesem Wege eine Veränderung verspüren sollte, kann diese überhaupt für den Sachwerth der Producte, wie bekannt, in keiner Weise bedeutsam sein. Doch führt Ricardo selbst für jene Erscheinung Ch. VI eine andere und zwar die richtige Begründung an. „Sowohl auf den Grundstücken der letztangebauten Qualität“, beisst es dort, „als in den Manufacturen ergibt der Werth der Erzeugnisse einerseits den Kapitalgewinn, andererseits die Löhne. Steigt der Getreidepreis in Folge der zu seiner Erzeugung nothwendigen Vermehrung der Arbeit, so werden die Manufacturgegenstände im Preise nicht steigen und weil die Löhne unzweifelhaft mit dem höheren Getreidepreise grösser werden, einen geringeren Gewinn ergeben. Der des Pächters aber wird auch trotz der Preissteigerung nicht derselbe bleiben können, denn die Preissteigerung

\*) Cnf. M'ulloch „Stat. Account of the brit. emp. 2 ed. 1859 II p. 494. Hildebrand „Nat.-Oekon. d. Gegenw. u. Zukunft“ p. 188. Wappäus „Allgem. Bevölkerungslehre I p. 89 u. 137 ff. Tooke u. Newmarch a. a. O. I p. 29, II p. 487. ff. H. Carey „Grundl. d. Socialwiss.“ II. 49, 54, 58 etc. u. A. Man muss eben neben dem Einflusse der unmittelbar landwirthschaftlichen Verbesserungen auch noch den des Fortschritts berücksichtigen, wie er sich ungehemmter in den anderen Wirthschaftszweigen, in den socialen Beziehungen und der Verbreitung der Geisteserzeugnisse, kurz in der Civilisation bekundet. S. unten. Die Zeit übrigens, in welcher man die meisten Nahrungsmittel durch Arbeit erlangen konnte, war nach Tooke die von 1400–99 und die von 1701–66.

wird nur im Verhältniss zur Rente oder zu der additionellen Zahl der nothwendigen Arbeiter stehen und ihn für die grösseren Löhne somit nicht entschädigen können.“ „Welches auch die Steigerung des Getreidepreises sein mag, die Nothwendigkeit mehr Arbeit oder Kapital anzuwenden, um ein bestimmtes Mehr an Erzeugnissen zu erhalten, stellt diese Steigerung im Werthe der Vermehrung der Rente oder der der angewandten Arbeit gleich, so dass trotz aller Verschiedenheit der Verkaufspreise der Pächter aus dem, was ihm nach der Pachtzahlung übrig bleibt, bloss denselben realen Werth erhält“ (VI p. 88). Und nach Anm. I p. 546 des Essay: „die Kapitalgewinne sinken bloss dadurch, dass man nicht gleich fruchtbare Grundstücke finden kann und im ganzen Laufe der Gesellschaften die Gewinne sich nach der Leichtigkeit oder Schwierigkeit Nahrungsmittel zu erhalten richten müssen \*). Dieses so wichtige Princip ist von den National - Ökonomen übersehen worden, sie scheinen der Ansicht zu sein, dass die Kapitalgewinne unter dem Einflusse commercieller Ursachen, unabhängig von der alimentären Versorgung wachsen könnten“. Abstrahirt man daher von den in Praxi vorkommenden Abweichungen, die die Theorie nie erschüttern können, „so wird es stets wahr sein, dass die Gewinne von der Höhe oder Tiefe der Löhne abhängen und diese wiederum durch den Preis der Nahrungsmittel bestimmt werden;“ „die Waaren aber im Preise nur dann steigen können, wenn es zu ihrer Production mehr Arbeit bedarf und nie zufolge der Vertheuerung der erforderlichen Arbeit.“ (Cnf. noch p. 93, 97, 99 und ch. VII 113. 116.).

In derselben folgerichtigen Reciprocität zu der ganzen Lehre stehen auch Ch. IX, X u. XI, die von der Wirkung der verschiedenen Steuern handeln. Denn es folgt z. B. aus dieser Lehre von selbst, dass eine Auflage auf das Bodenerzeugniss 1) den Preis dessel-

---

\*) „The rate of profit in agriculture is the standard rate. The decreasing fertility of the soil is therefore, at bottom, the great and only natural cause of a fall of profits.“ Edinb. Rev. Vol. XL. № 79 Art. I. Gleiches mit z. T. denselben Worten auch bei M. M. Culloch „Princ.“ Edinb. 1843 III ch. VII p. 496. Cnf. Florez-Estrada a. a. O. T. II ch. VIII u. IX (unerhebliche Irrthümer ausgenommen) und Wolkoff, a. a. O. p. 16 f. 19. 26.

ben um einen der Auflage gleichen Betrag steigern und jeden Consumenten im Verhältniss zu seiner Consumption treffen werde; 2) aber den Preis der Handarbeit erhöhen und den Kapitalgewinn niederdrücken müsse. Und es folgt aus ihr von selbst, „dass eine Steuer, die mit dem Brutto - Erzeugniss zugleich zunehmen und auf das allmählig abnehmende Netto - Erzeugniss zurückfallen würde, nothwendig sehr lästig und überaus drückend sein müsste.“ \*)

So in sich abgeschlossen und abgerundet scheint uns die Lehre Ricardo's, — zumal da sie, wie wir zu erweisen hoffen, durch die ihr so vielfach gewordenen Angriffe nicht erschüttert, sondern nur in dem Sinne geläutert worden ist, als erst die Kritik den deutlichsten Aufschluss darüber gegeben hat, in welchem Lichte sie betrachtet werden müsse, — als eine Schöpfung der reinen Theorie nicht nur bewundernswerth, sondern eine wahre Errungenschaft der Wissenschaft, ja in der That „one of the cardinal doctrines of pol. econ.“ zu sein. Alle die Verirrungen und Bemühungen der Vorgänger, die, trotz mancher weitgehender Erkenntniss, der Arbeit die ihr in der Production allein gebührende Rolle der Werthschaffung dennoch nicht sichern konnten, finden hier, in dieser Doctrin ihren Abschluss und befriedigende Lösung. Einfach und klar hiess es nunmehr: Die Rente bildet nie ein neues Einkommen, sondern stets eine Fraction des bereits geschaffenen. In der von der Natur bestehenden Differenz der zeugenden Factoren begründet, ist sie unabhängig von Eigenthum und Eigenthümer, die nothwendige Folge wirthschaftlicher Naturgesetze. Alles was jene Ungleichheit vermehrt, strebt die Rente zu steigern, Alles was sie verringert, dieselbe niederzudrücken. Wirkung der nicht durchgehenden Correspondenz zwischen den Kosten, die verschieden sind, und dem nothwendigen Preise, der nur Einer sein kann, ist sie nie ein Element des letzteren.

\*) Florez-Estrada (O. c. T. III ch. V „Des contributions sur la propriété territoriale“) bietet besonders für die Steuerlehre manches Beachtenswerthe.

Das sind die Hauptsätze dieser vielbesprochenen Theorie, die schon aus der Hand ihres Schöpfers so vollendet hervorgegangen ist, dass bis auf die so werthvolle Bearbeitung vorzüglich der einen Seite derselben durch Thünen, auch die bedeutendsten ihrer Anhänger nur wenig Neues hinzuzufügen vermochten und sich hauptsächlich auf weitere Ausführungen oder bessere Formulirung beschränken mussten. Daher wird uns die folgende Uebersicht dieser Schriftsteller nicht lange aufhalten, da sie dieselben nur so weit berühren darf, als sie etwa von der Lehre ihres Meisters abweichen oder ihr wirklich auffallend treffenden Ausdruck und, wie namentlich Hermann, weiter begründenden Umfang verleihen.

Ehe wir uns jedoch der Betrachtung des „isolirten Staates“ zuwenden, die sich allerdings, da die ganze Lehre in Wahrheit den Namen „Ricardo-Thünen'sche“ tragen muss, eigentlich unmittelbar an das Vorhergehende anschliessen sollte, sei es gestattet zuvor einen Blick auf drei Zeitgenossen Ricardo's zu werfen, die trotzdem, von seiner Theorie nur wenig berührt, einen zum Theil originellen Standpunkt einnehmen. Alle drei Lüder, Destutt de Tracy und Gailh, Anhänger und Repräsentanten verschiedener Richtungen, verdienen vielleicht um so mehr unser Interesse, als schon in ihren Schriften einzelne Keime zu der späteren Entwicklung oder vielmehr Negirung der Rentenlehre enthalten zu sein scheinen.

Lüder. Beginnen wir mit dem ältesten dieser Autoren, dem Smithianer A. F. Lüder, so treten uns in seiner „National-Oekonomie“ (Jena 1820), dem Werke, das uns vorlag, Ansichten entgegen, die in ausgesprochenem Gegensatze zu der älteren Lehre von der Productivität des Bodens die Ricardo'sche wohl streifen, aber, jeder klaren Begründung baar, auf eine völlige Unbeachtung oder Unkenntniss derselben schliessen lassen und zugleich mit Ansätzen selbst zu der neuesten Auffassung der Rente versetzt sind.

„Es ist ganz falsch,“ heisst es dort L. V Kap. 1, wenn man das, was der Grundeigenthümer als Rente zieht, als das Product der Kräfte der Natur ansieht, also als ein Product, das dem Grundeigenthümer Nichts gekostet hat ... Im Grund und Boden steckt auch ein Kapital. so gut wie in einer Fabrik. Das Land

muss urbar gemacht werden, man braucht Wirthschaftsgebäude etc. ... mithin macht die Rente eben so wohl Kosten, wie die Producte aus den Fabriken.“

Also weit entfernt den Kapitalzins von der Rente zu trennen, er scheint, wie bei Canard, auch hier der, an die jetzt renomirtesten Gegner Ricardo's erinnernde, Gedanke beide vielmehr identificiren zu wollen. Allein sie sollen sich doch dadurch unterscheiden, dass, während sonst Kapitalverwendungen durch den Gewinn bedingt werden, Kapitalanlagen auf Grund und Boden ihn nur zum accessorischen Vortheile haben. „Die Rente“, fährt nämlich der Verfasser fort, „richtet sich nicht nach dem Kapital, das auf den Boden verwandt wurde ... Allerdings wirkt die Natur mit, aber sie allein schafft die Rente nicht; es ist auch nicht die Fruchtbarkeit der Naturkräfte, welche sie bestimmt ... Es ist die Nachfrage nach dem Producte des Bodens, welche den Antheil des Güterbesitzes bestimmt ... War der Preis des Productes bisher nur so hoch, dass Arbeiter und Kapitalisten befriedigt werden konnten, so gab es keine Rente; steigt der Preis, so entsteht eine Rente etc. und wird immer grösser, je höher der Preis.“ (Das gleichfalls auf eine reelle Betheiligung an der Production begründete Anrecht des Grundeigenthümers auf eine Quote des Productes ist also ein höchst relatives und hängt wie vom Zufall ab). „Die Landrente,“ lautet es noch p. 387, „entsteht erst dann, wenn das Product so gross ist, dass nicht nur der Arbeiter seinen Lohn und der Kapitalist seinen Gewinn zieht,“ — als ob dies feste Grössen wären, — „sondern wenn dann auch noch ein Rest für den Güterbesitzer bleibt.“

Das Interesse dieses letzteren steht hier, wie bei Ricardo, aber aus einem ganz anderen Grunde und in einem ganz anderen Maasse dem der Uebrigen gegenüber. Denn „je geschickter und fleissiger die Arbeiter, je besser die Werkzeuge sind, je ergiebiger das Product ist, das gebaut wird, und je mehr die Kapitalgewinne mit dem steigenden Reichthume abnehmen, desto mehr bleibt für den Grundeigenthümer übrig. Es nimmt also der Wohlstand der Grundeigenthümer zu, sowie der Wohlstand der Arbeiter und Kapitalisten abnimmt, und nimmt ab mit dem Wohlstande der Kapitalisten und Arbeiter.“ (!)

Was die ursprüngliche Ursache ist, laut der „in cultivirten Ländern die Nahrungsmittel die erste Rente und stets eine solche geben,“ muss auch die weitere Vermehrung der Rente bewirken. In so fern consequent schreibt Lüder diese auch wirklich der durch Verbesserungen bewirkten grösseren Productivität und leichteren Bearbeitung des Bodens, ferner der durch leichteren Absatz bei grösserer Menschenmasse verursachten Ersparniss und endlich der Abnahme der Zinsen durch die Vermehrung des Kapitals zu. Ob der Preis trotz der Nachfrage steigen könnte, sobald das Angebot nicht nur schwerer, sondern leichter zu beschaffen wäre, ob das Kapital bloss durch seine Anhäufung an seinem Gewinne einbüssen müsste, — diese Fragen bleiben so gut wie unerörtert. Doch was hier entschieden am unangenehmsten auffällt, ist, dass in dem zum Ganzen wenig passenden Resümé: „es hängt also die Rente jedes Grundstücks ab 1) von seiner Lage, 2) von der Fruchtbarkeit, 3) von dem Reichthume des Landes (der geringen Interessen wegen),“ — es 4) von den Arbeitern heisst: „je höher der Arbeitslohn ist, desto weniger bleibt an Rente“ und diese wiederum desto mehr beträgt „je fleissiger und geschickter der Arbeiter ist.“

Zu solch' einem Wirrwarr, sit venia verbo! von Ansichten führte mit Nothwendigkeit die Aufgebung jener physiokratischen Idee, wenn sie nicht durch das klärende, so einfache Princip der Ricardo'schen Theorie verdrängt wurde. Für die consequentere Entwicklung jenes Gedankens aber, der die nunmehr Geltung fordernde Doctrin kennzeichnet, wäre der Sprung zu unvermittelt gewesen.

Verdienstlicher und sicher zu diesem Gebiet gehörig ist der Hinweis auf die verschiedene Wirksamkeit des Naturfactors in der Oekonomie der Völker, indem, so weit uns bekannt, hier zuerst der durchaus berechtigte Begriff einer nationalen Rente angedeutet wird. „Kein Land,“ sagt Lüder p. 171, „hat von den Winden den Vortheil gezogen, den Holland noch davon zieht. Bei Saardam findet man einen Wald von 1500 Windmühlen, und diese Mühlen dienen fast jeder Art des Kunstfleisses; ja ohne Benutzung des Windes wäre ein grosser Theil Hollands schon wieder Wohnsitz der Frösche geworden.“ (?) Dieser Begriff ist nicht zu un-

terschätzen und vielleicht in dieser speciellen Fassung zu wenig beachtet worden, wenn er auch noch späterhin, so namentlich von Hildebrand (Nat.-Oekon. d. G. u. Z. Frankf. a. M. 1848 p. 93) und Bernhardi (a. a. O. fin. § 14) entschiedener betont und weiter entwickelt wurde \*). Das Princip der Rente erhält hier einen grossartigen Umfang, wenn aber solche Erscheinungen auch noch so bedeutend sind, so wären sie doch nur zu den übrigen Ueberschussverhältnissen zu zählen, die, nicht wie die Grundrente, weder eine Entwicklung, noch eine Gesetzmässigkeit aufzuweisen haben \*\*).

Wie dieser deutsche Gelehrte, Lüder, so will auch der Franzose Destutt de Tracy, ein Mitstifter „der socialen Destutt de Schule der Smith-Say'schen Richtung“ in einem bewussten, ja Tracy. noch crasserem Gegensatze zu jener physiokratischen Ansicht stehen, welche die Vorgänger Ricardo's charakterisirt. Der Ackerbau hat laut ihm so wenig Anspruch auf eine bevorzugte Stellung vor den übrigen Productionszweigen, dass er von diesen nicht einmal gesondert zu werden brauche, vielmehr die „industrie agricole“ gleichfalls zur „industrie manufacturière ou fabricante“ zu rechnen sei (Traite d'É. pol. Paris 1823 ch. IV). „Un champ,“ sagt er ch. II, „est un véritable outil, ou, si l'on veut, un amas de matières premières, que l'on peut prendre, s'il n'appartient à personne, et qu'il faut acheter, ou louer, ou emprunter, s'il a déjà un maître.“

Aus dieser weiter nicht eingehenden Vergleichung des Bodens mit jedem anderen Werkzeuge fliesst nun folgerichtig und,

\*) Cnf. auch Mangoldt „Grundriss d. Volksw. 1863 p. 150 u. Roscher Syst. I §§ 32—37 Dunoyer „Liberté d. Trav. I (1845) p. 105 f.: „Il est clair qu'à égalité proportionnelle de talents et d'émulation, le peuple qui possède le plus d'avantages doit être aussi celui qui fait le plus de progrès“ etc.

\*\*\*) Eigenthümlich genug glaubt Bernhardi (l. c.) die Unhaltbarkeit der dem Ganzen der Ricardo'schen Theorie zu Grunde liegenden Lehre damit zu erweisen, „dass auch jeder unbefangene Blick auf das wirthschaftliche Leben der Völker uns hinreichend belehre, dass diese Verhältnisse (im Ackerbau) bei weitem nicht die einzigen seien, in denen vermöge des Einflusses, den der Werth der Güter auf den Preis ausübe, die Mitwirkung der Naturkräfte sich auch im Verkehr geltend mache und bezahlt werde; in denen also die Natur sich auch im Sinne der Engländer productiv erweise“ u. s. w.

wie von selbst, eine Lehre, die allerdings originell ist, aber gleich der vorherbesprochenen so gut wie jede Motivirung ihrer Annahmen vermissen lässt. Davon ausgehend, dass sich der Production der nothwendigsten Güter selbstverständlich viele Menschen zuwenden und das Verfahren in derselben eben deshalb allbekannt und höchst einfach geworden sei, kommt der Verfasser ch. IV zu dem Schlusse, dass einerseits dieser Art Producte „ont dû devenir à aussi bon marché, qu'il soit possible!, andererseits aber der Ackerbau sowohl für die Arbeiter als auch die Unternehmer das am wenigsten lohnende Gewerbe sei. „A moins de circonstances extraordinaires sont les profits des entrepreneurs des culture très-faibles en proportion de leurs fonds, de leurs risques et de leurs peines.“ ...

Fällt es auf, dass trotz dieser, der früheren so entgegengesetzten, Beurtheilung des Ackerbaues Tracy ihm dennoch die Arbeit vollständig gegen ihr eigenes Interesse zuströmen lässt, so muss es wiederum Wunder nehmen, wenn es bald darauf heisst, dass es daher (wegen der mangelhaften Vergeltung) verhältnissmässig nur sehr wenig auf den Ackerbau verwandtes Kapital gebe und auch stets geben werde. Auch hofften fast alle reichen Leute, die ein Grundstück kaufen, an dasselbe höchstens der Vermiethung halber denken zu müssen, um dann, wie von dem hingegebenen Kapital, eine sichere Einnahme zu haben, ohne sich darum zu bekümmern, ob das Unternehmen Verlust oder Gewinn einbringe.

Die Rente ergibt sich also von selbst als Miethpreis des Bodens, eines Werkzeugs, das wohl von Natur vorhanden und in der Anwendung durchaus weniger gewinnbringend, als die anderen, aber dennoch einer solchen Nachfrage ausgesetzt ist, dass hier, im Gegensatze zu Lüder, der Eigenthümer das erste Anrecht auf einen Antheil an den Producten zu haben scheint. Der Unternehmer und der Arbeiter, die sich an der Production selbstthätig betheiligen, werden zwar für ihre Mühe geringer, als in den anderen Erwerbsarten belohnt, dem reichen Manne bleibt aber dennoch der übliche Gewinn von seinem Kapitale oder Boden. Ja es wird weiterhin selbst als ein mögliches Glück bezeichnet, dass die reichen Leute die Grundstücke kaufen, um sie zu vermieten, denn die Unternehmer hätten, da der Ackerbau ein mü-

hevoller und wenig lohnender Beruf, im Allgemeinen geringe Mittel und würden sonst schon auf den Ankauf den grössten Theil derselben verwenden müssen.

Auch in dieser Rentenlehre tritt somit eine um so grössere Ungerechtigkeit zu Tage, als für diese nicht nur nicht eine in anderer Hinsicht aussöhnende Nothwendigkeit, sondern nicht einmal eine äusserliche Erklärung gefunden zu werden vermag und sie mit der übrigen Doctrin unseres Autors auf's Aergste contrastirt. Arbeit und Mühe, laut ihr der eigentliche, ursprüngliche Reichthum \*), werden hier am wenigsten vergolten, wo sie am produktivsten d. h. ja am „nützlichsten,“ nämlich auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse verwandt werden.

Wie aber Grund und Boden trotz der geringeren Lucrativität ihres Anbaues dennoch einen Pachtpreis gewähren und ob sie über den üblichen Zins von dem auf ihnen fixirten Kapitale ein Einkommen, die Rente, ertragen können, — wird in dem *Traité* weiter nicht erörtert und kurz mit der Behauptung abgethan: „un fonds de terre n'est qu'un capital, comme un autre, comme la somme d'argent qu'il a coûté, comme tout autre effet de même valeur.“ (p. 181). Diese unbedingte Behauptung bringt den „Ähnen“ der Bastiat'schen Lehre der Say- und Sismondischen so nahe, dass jener sein Fortschritt in der Erkenntniss, zumal wenn man das Folgende berücksichtigt, fast illusorisch erscheint. Am ehesten würde sich nämlich Tracy's Auffassung noch dahin bestimmen lassen, dass in der Unvermehrbarkeit des so nothwendigen Werkzeuges allein ein Monopol des Grundeigenthums bestehe. Denn Ch. VIII heisst es, dass, so lange die Gemeinschaft sich nicht über den ganzen ihr zustehenden Raum ausgebreitet habe, noch Alle leicht prosperiren, da der unbeschäftigte und unbemittelte Arbeiter bloss ein herrenloses Land zu occupiren brauche, um aus ihm einen desto grösseren Gewinn zu zie-

---

\*) „In unseren Fähigkeiten bestehen alle unsere Schätze; die Anwendung dieser Fähigkeiten, die Arbeit ist der einzige Reichthum, der an sich einen primitiven natürlichen und nothwendigen Werth hat, den sie allen Dingen, auf die sie angewandt wird, mittheilt.“ Tracy in seinem Commentar zum „*Esprit des loix*“ (Say Cours. Coll. P. II ch. 2.)

hen, als er weder einen Kauf- noch Miethpreis zu entrichten habe. „Mais quand une fois tout le pays est rempli, quand il ne reste plus un champ, qui n'appartienne à personne, c'est alors que la presse commence“ ... Aber während demnach zu erwarten wäre, dass vorzüglich die relative Seltenheit der Grundstücke als das bestimmende Moment der Rente betont werden müsste, soll dies vielmehr nach Ch. IV ohne besondere Rücksicht auf Preis, Kosten, Nachfrage und Möglichkeit des Angebots ganz im Allgemeinen dennoch die Fruchtbarkeit sein!

So bewegt sich auch diese Lehre meistens in Widersprüchen und kann an sich unmöglich auf eine Geltung Ansprüche machen. Sie scheint aber insofern bedeutsam zu sein, als sich schon ihre Inconsequenzen, wie uns dünkt, nur direkt aus dem reactionären Bestreben erklären lassen, das Vorkommen der Rente entweder ganz zu ignoriren oder ganz in Abrede zu stellen. Wenn aber auch der Bodenwerth nichts Anderes als der Preis jener ursprünglich auf den Boden verwandten Arbeit sein sollte, so ist, abgesehen davon, dass er dennoch monopolisirenden Einflüssen unterworfen wäre, die von unserem Autor behauptete Identität der verschiedenen Interessen in seiner Darstellung so wenig gewahrt, dass vielmehr unter dem Widerstreite derselben gerade die zahlreichste und ärmste Klasse, deren Wohl nach seiner eigenen Meinung so bedingend für das der Gesammtheit ist, am meisten und am beständigsten zu leiden scheint!

Es konnte bei der Nichtbeachtung der Ricardo'schen Tracy eben so wenig, wie Lüder, der älteren Rententheorie entrathen, ohne in noch deutlichere Widersprüche zu verfallen.

Ganilh. Anders als diese beiden Schriftsteller ist M. Ganilh, ein Repräsentant der gemässigten Mercantilistenschule, zu beurtheilen, der sich wohl ebenfalls gegen die Herleitung der Rente aus der Fruchtbarkeit äussert, aber dagegen, trotz der aus einzelnen Bemerkungen sich ergebenden Berücksichtigung Ricardo's, vornehmlich das Moment des Eigenthums betont. Dies hat er zwar auch noch mit späteren Gegnern Ricardo's gemein, aber nirgends tritt ein hierauf bezügliches Missverständniss so zu Tage, wie in dem, uns von seinen Schriften allein zugänglichen, „Diction-

naire analytique d'É. P." (Paris 1826) p. 358 fl., die von der „Rente de la terre“ handeln.

„Die mittlere Bodenrente in jedem Canton hänge von dem Stande des örtlichen Reichthums und der natürlichen und acquirirten Fruchtbarkeit des Bodens ab“ und „die Rente sei die Wirkung der Appropriation des Bodens und deren nothwendiger Folge, des Monopols.“ Dies sind die beiden Ansichten, die er fälschlich auseinander gehalten glaubt und daher einen will. Diese ganze Meinungsverschiedenheit leitet er nämlich darauf zurück, dass „die Einen die Rente in ihrer Ursache und die Anderen in ihrer Quotität betrachten, so dass beide von ihrem Gesichtspunct aus gleich Recht hätten.“ Anstatt aber nun selbst die Verhältnisse zu erörtern, aus denen die Rente resultirt, führt er in apagogischer Form bloß den Beweis, wesswegen die Rente keinem Anderen als dem Grundeigenthümer zufalle! Dass hierfür die Aneignung, das Eigenthum am Boden die Ursache ist, lässt sich nun in der That „vernünftiger Weise“ nicht verkennen. Allein es ist nicht minder klar, dass dies doch nicht auf die eigentliche Frage, worin die Möglichkeit der Rente, die Rente an sich, ihren Grund habe, die genügende Antwort sein kann.

Diese scheint sich eher und zwar in Tracy's oder auch annähernd in Say's Sinne aus dem Satze zu ergeben, dass „die Rente keinen Einfluss auf Nachfrage und Angebot und folglich auch keinen auf den Preis ausübe; von dem Consumenten also nicht getragen werden könne und nur den Anbauer treffe, weil sie der Preis der Erlaubniss sei, ein ihm nicht gehöriges Land zu bewirthschaften.“ Allein auch diese, selbst bei gezwungenster Zurechtlegung kaum annehmbare, Erklärung muss vor dem obwaltenden Missverständnisse gänzlich zurückweichen. Denn dieses geht so weit, dass die drei Ursachen, welche Malthus für die Rente anführt, nach Ganilh's Meinung dieselbe nur „vor den Beschuldigungen, welche sich gegen das Monopol erheben, zu vertheidigen“ bestimmt sind und „wohl erklären, wie im Zustande der Appropriation der Grundeigner und Landwirth zu einer Festsetzung des Rentenfußes kommen, aber nicht beweisen sollen, dass die Rente dem Grundherren nicht kraft der Appropriation gehöre.“

Während das durchaus eine Nebenfrage ist, macht es der Verfasser zur Hauptsache und, indem er meint, dass es sich dort nur gleichfalls um die Quotität und nicht die Ursache handle, verschiebt er ganz fälschlich das Gewicht von der Rente selbst auf das Recht sich dieselbe anzueignen. Es spricht sich das am auffallendsten in der, die Beurtheilung der ersten jener Ursachen schliessenden, Frage aus: „weshalb fällt das Geschenk der Natur dem Eigenthümer und nicht dem Anbauer zu, wenn nicht wegen des Eigenthums?“ Und wenn es auch darauf scheint, als ob er jene Erklärung wieder aufnehmend auch die eigentliche Ursache im Monopole des Eigenthums sehen wolle und er selbst in unlogischer Weise das zweite von Malthus hervorgehobene Moment der gesicherten Nachfrage damit zu widerlegen glaubt, dass unter solchen Umständen ein Monopol nicht bestehen könnte (?), also nur seine (Ganilh's) Behauptung nicht zu halten wäre, — so hat dies dennoch nicht die erwartete Bedeutung, da das genannte Monopol „von keiner Folge und nur ein nominelles“ sein soll. Denn (obwohl der Preis eines Monopols) „sei die Rente kein Monopolpreis und habe einerseits in der Quantität der Producte und andererseits in dem, von dem localen Reichthume abhängenden, Preise derselben insofern einen natürlichen Regulator, als nur der Ueberschuss in diesem Preise über die Produktionskosten Gegenstand des Streites zwischen Grundeigenthümer und Bebauer zur Festsetzung der Rente sein könne.“

Worauf es aber gerade ankömmt, die so wichtigen Bedingungen nämlich dieses Ueberschussverhältnisses, so werden diese hier nicht weiter untersucht. Statt aus der Erkenntniss, dass bei zunehmendem nationalen Wohlstande „die Grundstücke gesuchter werden und in diesem Verhältniss ihrer Seltenheit oder ihrer relativen Fruchtbarkeit auch die Rente steige,“ consequenter Weise auf die Entstehung derselben zurückzuschliessen, lässt der Autor völlig ausser Acht, dass die Ursache, welche die Quotität der Rente bestimmt, von der, welche sie überhaupt hervorruft, durchaus nicht zu trennen sei. So konnte ihm auch die, wenn auch eigenthümlich motivirte Einsicht, dass die Rente nicht aus der Fruchtbarkeit des Bodens stamme, nicht mehr Nutzen gewähren, als die ganz richtige Betonung der zunehmenden Nachfrage, zumal er in der

Ansicht, „dass man nur Boden von ungefähr gleicher Fruchtbarkeit bebaue,“ der Differenz derselben nur „eine secundäre Bedeutung“ zuschreibt und gleich den beiden vorerwähnten Gelehrten die Relativität der Productionskosten ebenfalls zu übersehen scheint. Es ist aber dieses ungenügende Eingehen auf die rentenerzeugenden Verhältnisse um so auffallender, als er doch selbst gegen die Behauptung, dass alle Grundstücke, die Nahrungsmittel hervorbringen, auch eine Rente erträgen, „den Anbau des schlechten und mittelmässigen Bodens anführt, der, obwohl seine Erzeugnisse kaum die Kosten decken, in Zeiten des Fortschritts wegen der höchsten Preise dennoch bearbeitet werde“; somit also, sollte man denken, wenigstens darnach ein Einverständniss mit Ricardo nicht allzufern gelegen haben kann.

Allein es wurde wesentlich auch dadurch erschwert, dass Ganilh (p. 104 „Capitiaux“) es nicht zugeben will, dass die relativ grössten Productionskosten den Preis bestimmen und überdies (p. 432 „Valeur“) ganz einseitig betont, dass die verwandte (lieber erforderliche) Arbeit ein *exactes* Maass des Werthes weder sei, noch sein könne. Ist es jedoch auch noch so richtig (435), „dass in dem Gebrauche sich der natürliche und der Tauschwerth proportioniren oder wenigstens dazu das Bestreben haben und, wenn der letztere den ersten überstiege, der Producent die Production so weit ausdehnen würde, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt worden wäre,“ — so durfte Ganilh wiederum eben nicht die Differenzen übersehen, die jenem Bestreben zur Ausgleichung entgegenstehen. Diese Differenzen sind die selbstverständliche Erklärung und Begründung des Ueberschussverhältnisses im Allgemeinen, der Rente im Besonderen.

So sehen wir auch aus dieser vermittelnden und gleichsam un schlüssigen Behandlung der Rentenfrage, dass das blossе Zurückweisen jenes physiokratischen Vorurtheils zu einer genügenden Lösung derselben nicht hinreichte. Falls die Rente nicht gänzlich negirt werden sollte, macht sich vielmehr die Anerkennung des Ricardo'schen Princip's um so nothwendiger, als es alsdann das einzige war, das auch auf weitergehende Fragen Auskunft geben konnte.

Ganilh aber urtheilt über diese seine Lehre: „Là me paraît être le terme de la science sur ce point important!“

Thünen. Thünen. Wenn wir jetzt zu Thünen übergehen, so tritt uns die Bedeutung seines Werkes in zwiefacher Weise entgegen: 1) hat es in der gründlichsten Erforschung aller Einflüsse der Lage zum Markte ein dem Ricardo'schen in seiner Einfachheit und Tragweite fast ebenbürtiges und dasselbe wesentlich ergänzendes Gesetz an die Seite gestellt; und 2) eben dadurch, dass in ihm auch noch andere Momente, als das der relativen Fruchtbarkeit in ihrer Beziehung zu der Grundrente behandelt werden, zu der Verallgemeinerung des derselben zu Grunde liegenden Princip's nothwendigerweise den Uebergang bilden müssen.

War aber der „isolirte Staat“ vorbereitend für die umfassendere Gestaltung und Motivirung, welche die Ricardo'sche Theorie namentlich durch Hermann erfuhr, so konnte er seinerseits, als eine viel bedeutendere Errungenschaft der Disciplin, noch weniger die unvermittelte Schöpfung eines einzigen Gelehrten sein. Schon die Thatsachen, auf denen er beruht, sind der Art, dass sie sich ähnlich, wie die Wirkungen der Ricardo'schen Rentenursache, nicht lange der Beobachtung entziehen konnten und bereits in der ältesten Zeit zum mindesten constatirt werden mussten. Es sollen sich aber, wie Roscher (Syst. II § 40 Anm. I) angiebt, selbst zum Thünen'schen Gesetze schon bei einem Varro und Columella schöne Keime finden und dies ist vielleicht daraus zu erklären, dass diese Seite der Ricardo'schen Theorie, als die auffallendere und weniger abstracte, auch schon früher, als die von ihm selbst betonte, einer wissenschaftlichen Erkenntniss zugänglich war. Wo die Transportmittel, deren Zustand hier natürlich vor Allem in's Gewicht fällt, noch von keinem so störenden Einflusse waren, um die Folgen der Entfernung bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen, musste auch bei vorausgesetzter Existenz eines grossen Marktplatzes die Gesetzmässigkeit der damit verknüpften Erscheinung recht nahe gelegt werden. Wenngleich aber eben desswegen auf diesen Gegenstand mehrere andere und noch spätere Schriftsteller, wie Cantillon, Darjes, Tucker, ja A. Smith und Büsch, ihre Aufmerksamkeit gerichtet und, wie wir es an Boisguillebert und Steuart selbst gesehen, nicht so sehr die Wahrheit verfehlt, als zu wenig beachtet haben, — wenngleich J. B. Say's: „L'éloignement équivaut à la stérilité“ mit ein Thema

aller vorausgegangenen Rentenlehren war, — so erhebt sich Thünen dennoch weit über alle diese Vorläufer dadurch, dass er, wie wohl überhaupt kein anderer Forscher, den richtigen Gedanken nach allen seinen Beziehungen und in seiner ganzen Folgeschwere ausgearbeitet hat.

Auf demselben Wege der Abstraction, wie Ricardo, vorgehend, hat er aber in einem ganz andern Sinne, als es Carey dem Letzteren nachrühmt, die Mathematik auf seine volkswirtschaftlichen Untersuchungen angewandt und vermöge dessen den Beweis geliefert, welcher Genauigkeit und Bestimmtheit auch unsere Wissenschaft fähig sei. Dass die Daten, die er zu seinen Berechnungen verwendet, höchst beschränkt und meistens nur den Annalen des „classisch“ gewordenen Tellow's entnommen sind, kann natürlich die Bedeutung der gewonnenen Formeln in keiner Weise beeinträchtigen, da dieselben durch die stete Isolirung des zu erforschenden Objects und seiner Bedingungen von vorn herein eine andere Geltung als etwa die statistischen Gesetze beanspruchen. Das wesentlich Verschiedene seiner Methode und der mit ihrer Hülfe gewonnenen Resultate besteht darin, dass, während sonst mit der Erfahrung sich die Logik paart um Grundsätze zu ermitteln, sich hier mit jener die Mathematik verbindet, um die allgemeinen Ergebnisse des strengsten Calcül's auch allgemein in algebraische Formeln einzukleiden. „Die Resultate sind nicht durch Raisonnements gefunden, sondern aus einer Formel über die Kosten und den Ertrag des Landbaues, zu welcher die Data aus der Wirklichkeit entnommen sind, abgeleitet worden, indem der eine Factor — der Kornpreis — einer successiven Aenderung unterworfen wurde“. (Thl. II Abth. I. Einl.). Es gilt eben Thünen die Zulässigkeit der Buchstabenrechnung (I § 5), die dasselbe Resultat, denselben Ausspruch ergiebt, als Kriterium für die Allgemeingültigkeit der gefundenen Gesetze.

Der Theil nun dieses Meisterwerkes, der uns vorzüglich interessirt, und es ist bei Weitem der grösste desselben, kann füglich mit Schäßle nur „eine Anwendung des Grundrentengesetzes auf die Lage zum Markte oder, was dasselbe ist, auf die Verschiedenheit der Transportkostenverhältnisse“ genannt werden. Allein er ist schon durch den mathematischen Zusammenhang so

eng mit den anderen, den Arbeitslohn z. B. und den Gewinn behandelnden Parteien verwoben, dass es, will man nicht ausschreiben oder nicht den in den Handbüchern gewöhnlichen Excerpt geben, so gut wie unmöglich ist, die ganze Lehre kurz und doch bündig und wesentlich vollständig wiederzugeben.

Was die Voraussetzungen in dem „isolirten Staate“ sind, ist bekannt und schon a priori aus dem Zwecke desselben zu folgern, der eben die Elimination aller modificirenden Umstände verlangte. Wie gestaltet sich die Landwirthschaft nach den bloss räumlichen Unterschieden der Entfernung, vornehmlich vom Markte? Das ist die Hauptfrage, auf die er die Antwort sein soll. „Um diese rein zu haben lässt man selbstverständlich jede Concurrenz anderer Märkte, in- und ausländischer, jeden Einfluss der Bodengüte, der Transportmittel etc. aus dem Spiele.“ Was in der Statistik schon durch die Masse der Facta erzielt wird, ist hier nur durch die bewusste Abstraction zu erreichen, und was von den Gesetzen gilt, die jene entdeckt, lässt sich, obschon in anderem Sinne, auch von den Ergebnissen solcher Analyse behaupten. Sie sind eben, wie schon bei Ricardo erwähnt, nur bedingt wahr.

Nirgends aber könnte man das Einwirken der verschiedenen Ursachen so deutlich verfolgen, als wenn man mit Benutzung der Thünen'schen Methode ein Moment nach dem andern in seinen isolirten Staat bis zu seiner vollständigen Identität mit dem wirklichen gestaltend und modifizirend einführen wollte. Wäre das möglich und genau auszuführen, so hätte man in der Verfolgung dieser einzelnen Fäden ein Mittel gewonnen, sich auch eine klare Einsicht in ihr dichtes Geflecht und Gewebe, das wirthschaftliche Leben, zu verschaffen. In einem isolirten Staate aber, wo, wie in dem vorliegenden, der Wirkung vorzüglich nur eines einzigen Moments nachgeforscht wird, kann bloss je nach der Wichtigkeit desselben, eine grössere oder geringere Analogie mit dem faktisch Bestehenden gesucht werden. Für seine Abstraction stellt Thünen selbst (in dem 2. Absch. des I. Thls.) den Vergleich an und erkennt, dass unter den verschiedenen Einflüssen der Fruchtbarkeit, der Wohlfeilheit des Transports zu Wasser etc., der Eingangszölle, des Vorhandenseins kleiner Städte u. s. w. die Kreise auf der Charte

eines Landes nicht, wie in dem isolirten Staat, regelmässig auf einander folgen, sondern bunt durch einander gemischt sein würden.

Wie sich aber in der Hypothese die verschiedenen Regionen concentrisch um den Mittelpunkt, die Stadt, lagern müssen, ergibt sich so gut, wie von selbst, „wenn man von dem Preise, den das Getreide in jener hat, den Betrag der Transportkosten abzieht und auf diese Weise den Werth ermittelt, den das Getreide auf dem Gute selbst hat. In demselben Maasse nun, wie mit der grösseren Entfernung vom Marktplatze die Transportkosten steigen, muss der Werth des Getreides auf dem Gute selbst abnehmen, so dass die zunehmende Entfernung vom Markte wie ein Sinken des Getreidepreises bei gleich bleibender Entfernung wirkt. Der Einfluss aber, den die Höhe des Getreidepreises auf den Landbau ausübt, lässt sich auch räumlich darstellen und aus dieser Darstellung im Raume ist der isolirte Staat hervorgegangen“ (2. Thl. 1. A. Einl.). Die Berechnung der Transportkosten ist also der Ausgangspunkt, von dem aus Thünen's Forschung Satz für Satz weiter schreitet.

Da aber sein Gesetz „nicht eine Ausnahme, sondern eine Bestätigung des allgemeinen Grundrentengesetzes mit Beziehung auf einen besonders wichtigen Factor: die Lage ist,“ so theilt auch im Wesentlichen Thünen selbst mit Ricardo dessen Auffassung der Rente. Ist auch in der gleich zu Anfang vorkommenden Definition derselben, sie sei das, „was nach Abzug der Zinsen vom Werthe der Gebäude, des Holzbestandes, der Einzäunungen und überhaupt aller Werthgegenstände, die vom Boden getrennt werden können, von den Grundeinkünften noch übrig bleibe und somit dem Boden an sich angehöre“, der Zins des in den Boden verwandten Kapitals nicht ausgeschieden, so geschieht es doch ausdrücklich weiter unten, so I § 38, so II, 2 p. 71, wo Thünen von Verbesserungen, die als im Boden fundirt zu betrachten sind, zunächst wenigstens nur die Zinsen angerechnet wissen will. Die Uebereinstimmung tritt aber noch deutlicher p. 224 Thl. I zu Tage, wenn der Verf. für die Bestimmung des Kornpreises folgendes Gesetz aufstellt: „Der Preis des Kornes muss so hoch sein, dass die Landrente desjenigen Gutes, welchem die Production und Lieferung des Getreides nach dem Markte am

kostspieligsten wird, dessen Anbau aber zur Befriedigung des Getreidebedarfs noch nothwendig ist, nicht unter Null herabsinkt“. Diesen Preis nennt er den „natürlichen“ (Cnf. II, 2 Kl. Aufs. 1). Ganz in demselben Sinne lauten auch die daran anschliessenden Betrachtungen über den Einfluss einer Verminderung oder Vermehrung der Consumption oder, nur in entsprechender Umkehrung, der Production, die in den gleichfalls acht Ricardo'schen Satz münden: „Die Landrente eines Gutes entspringt aus dem Vorzuge, den es vor dem, durch seine Lage oder durch seinen Boden, schlechtesten Gute, welches zur Befriedigung des Bedarfes noch Producte hervorbringen muss, besitzt“ \*).

Ueber die abnehmende Ergiebigkeit der Kapitalanlagen aber äussert Thünen sich folgendermaassen: „Alle Verbesserungen“, sagt er II. 1 p. 179, „haben das Gemeinschaftliche, dass mit ihrer quantitativen Steigerung die Wirkung nicht im direkten, sondern in abnehmendem Verhältniss wächst, und zuletzt sogar = 0 werden kann.... Bei allen muss es einen Punkt geben, wo die Kosten der Arbeit den Werth der Verbesserung erreichen, und dies ist der Punkt, bis zu welchem die Meliorationen consequenterweise geführt werden müssen.... Auch bei der Wahl eines niedrigeren oder höheren Wirthschaftssystems, so wie bei der Frage, ob Boden geringerer Qualität des Anbaus werth sei, ist das Verhältniss zwischen Kosten und Werth der Arbeit der Angelpunkt, von dem die Entscheidung abhängt“.

Bei solch' einem principiellen Einverständnis können die wenigen Differenzen, die sich trotzdem in Beider Ansichten aufweisen lassen, nur von einem um so geringeren Belang sein, als sie, zum Theil wenigstens, auf eine an sich unbedeutende Verschiedenheit in der Auffassung einzelner Begriffe zurückzuführen sind.

Ehe wir aber auf diese Differenzen eingehen, ist noch im Kurzen Thünen's eigene Lehre in ihrer Entwicklung zu verfol-

---

\*) Noch ausführlicher und, wenn möglich, noch klarer ist die Darlegung in den „Reflexionen über die gegenwärtige Zeit (1826) in Beziehung auf die Wohlfeilheit des Getreides“ (II, 2 p. 224), in denen zudem eine Tabelle den Einfluss der Fruchtbarkeit auf die Kosten noch mehr zu veranschaulichen bestimmt ist.

gen, wobei eine prüfende Controle und Kritik der einzelnen, zumal sich nicht direkt auf die Rente beziehenden, Hauptsätze aufgegeben werden muss, da sie ein eigenes Studium erfordert und ausser dem Bereiche unserer Aufgabe liegt. Zudem bieten auch viele dieser Resultate nichts Neues, sondern dienen bloss zur Bestätigung des bereits Gefundenen, indem sie nur auf einem andern Wege, dem der Mathematik, dasselbe ergeben, was ehemals mit Hülfe des Raisonnements erwiesen war. So wird gleich anfangs I § 5 neben dem Schlusse, dass die Landrente in einem viel grösseren Verhältniss als der Kornpreis abnehme, durch die Berechnung allein jenes Gesetz algebraisch erhärtet: „dass je mehr die Fruchtbarkeit des Bodens abnehme, die Erzeugung des Kornes desto kostbarer werde und Boden von geringer Fruchtbarkeit nur bei hohem Getreidepreise angebaut werden könne“.

Aehnlich wie die Entfernung vom Markt, so lehrt Thünen, wirkt auf die Kosten und somit auf die Rente die Entfernung des Ackers vom Hofe (§ 11), so dass auch sie nebst der Qualität des Bodens bei der Wahl eines Wirthschaftssystem's berücksichtigt werden muss (§ 18). Bei Weitem den wichtigsten Einfluss üben aber auf dieses letztere Getreidepreis und Bodenreichtum, indem es von ihnen in so weit abhängt, als „eine einfachere, ursprünglichere Wirthschaft noch lohnen kann, wo eine intensivere bereits aufhört eine Rente zu gewähren“ (§ 6). Vergleicht man z. B. die Koppelwirthschaft mit der Dreifelderwirthschaft (§ 14a), „so findet kein absoluter Vorzug der erstern vor der letztern statt, sondern es wird durch die Getreidepreise bedingt, ob dieses oder jenes Wirthschaftssystem in der Anordnung vortheilhafter sei. Sehr niedrige Kornpreise führen nämlich zu Dreifelder-, höhere Preise zur Koppelwirthschaft“. Wie bei gleicher Fruchtbarkeit der verschiedenen Getreidepreise, wirkt bei gegebenem Getreidepreise ungleiche Fruchtbarkeit. Wenn beide hoch sind, so wird die noch intensivere Fruchtwechselwirthschaft möglich, die ihrerseits gleichfalls „einen reichen Boden hoch zu benutzen“ gestattet, dem armen aber auch selbst den Reinertrag rauben würde, den ihm andere Wirthschaftsarten noch gelassen hätten. Mit der Höhe der Kultur und dem steigenden Werthe des Bodens steht endlich auch die Grösse der Güter im Zusammenhange.

Der Getreidepreis spielt also auch bei Thünen eine Hauptrolle und, der Wirkung seiner Steigerung entgegengesetzt, verursacht seine Abnahme „nicht bloss eine Verengung der kultivirten Ebene (in der Wirklichkeit ein Zurückziehen der Kultur von den schlechteren Bodenarten), sondern gleichzeitig auch eine Abnahme der intensiven Kultur des Bodens“ (Ad Tafel III). Noch von einem grösseren Einfluss auf diese letztere soll dann allerdings auch die Verminderung des Bodenertrages sein (Ad Tafel IV).

Der Autor selbst will zwar nur Bruchstücke geliefert haben (II. 1 p. 35), aber es stützt sich in seinem Werke ein Satz auf den anderen und die Hauptidee der Entfernung, sowie die eine ihr entsprechende Berechnung bleibt dennoch der Faden, der fast ununterbrochen durch das Ganze geht und die Grundlage, die dasselbe zusammenhält.

So lassen sich auf dasselbe Princip, durch das die Bodenrente regulirt wird, sowohl die Ursachen für das Steigen „der Grundrente der Häuser nach der Mitte der Stadt hin“, als auch die zwei folgenden schon allgemeiner gefassten Sätze zurückführen: „1) muss nämlich bei gleichen Productionskosten für eine Ladung dasjenige Gewächs, auf welches die grösste Landrente fällt, am fernsten von der Stadt gebaut werden; und 2) bei gleicher auf ein Ladung fallender Landrente dasjenige Gewächs, das die grössten Productionskosten erfordert, gleichfalls in grösserer Entfernung von der Stadt gebaut werden“ (§ 19)\*. Nach diesen und ähnlichen Ergebnissen, so z. B. für die Handelsgewächse (2. Abschnitt) wird, wie von selbst, jedem landwirthschaftlichen Productionszweige in der Weise seine Lage zum Markte angewiesen, dass sich die bezüglichen Regionen, wenn sie auch nicht scharf von einander geschieden und in ihren Grenzen verrückbar sind, ganz naturgemäss in concentrischen Kreisen um die Stadt lagern. Der so gestaltete „isolirte Staat“ stellt in Hinsicht des Ackerbaus zugleich das Bild eines und desselben Staates in verschiedenen Jahrhunderten dar (§ 26) und, wie in diesem eine Zeit anzuneh-

\* D. h. die Transportkosten in ihrem Verhältniss zum Gewicht und Preise eines Erzeugnisses sind maassgebend für den Standort von dessen Production. Cnf. Wolkoff „Lectures d'É. P. rat. 1861“, p. 214 f. u. 231 f.

men ist, wo es noch keine Grundrente gegeben hat, so sollen auch in jenem, dem isolirten Staate „fast die sämmtlichen Einkünfte des Landstrichs der Viehzucht nur aus Kapitalgewinn und Arbeitslohn bestehen“.

Dieser ganzen Lehre analog sind auch die Ansichten, die der Verfasser über die Wirkungen der verschiedenen Auflagen I § 38, II, 1. Einl. u. 2 p. 75 entwickelt, und weichen sie daher nur wenig von den Ricardo'schen ab. Uns scheint es blos richtiger, die endliche Wirkung einer neu eingeführten Abgabe nicht darin zu sehen, „dass der äussere Rand der Ebene verlassen werde, die Bodencultur sich auf einen engeren Kreis um die Stadt herum beschränken und die Zahl der Bewohner des Staates sich vermindern würde“ (II. 1 Einl.), sondern dass in dem Verhältniss zur Steuer auch der Preis der Bodenerzeugnisse sich heben, sie also, falls nur ausschliesslich die letzteren belastet wären, von dem Ackerbauer auf den Consumenten, hier den Städter, übergewälzt werden müsste.

Die erwähnte Meinungsverschiedenheit mit Ricardo äussert sich aber vornehmlich erst in der zweiten Abtheilung des zweiten Theiles, wo Thünen noch specieller auf einige Ursachen der Entstehung der Rente eingeht.

Schon vordem fällt es auf, dass er der Ansicht ist, dass der Arbeitslohn von Einfluss auf die Landrente sein könne, denn § 37 sagt er u. A., wo er von der (Consumptions- u.) Kopfsteuer spricht: „Die Erhöhung des Arbeitslohnes bringt die Landrente des entfernten Gutes unter 0 und hebt die Kultur dieses Bodens auf und . . . sobald dies (die Auswanderung) geschehen ist, können die im Lande gebliebenen Arbeiter ihren Lohn steigern und die Güter, welche in Kultur geblieben sind, weil sie eine Landrente gaben, auf Kosten dieser Landrente einen erhöhten Arbeitslohn bezahlen“. Es lässt sich hierbei nur abermals bemerken, dass eine Veränderung des Arbeitslohnes zufolge ihres Einflusses auf alle Wirthschaftszweige und die einzelnen Erwerbe bloss den Kapitalgewinn zu afficiren im Stande ist, die Rente aber, „die nicht durch Verwendung von Arbeit und Kapital, sondern durch den zufälligen Vorzug in der Lage des Gutes oder der Beschaffenheit des Bodens entstanden ist“ (§ 38), consequenterweise auch nur den Wir-

kungen der solche Differenz beeinflussenden Momente ausgesetzt sein kann. Zu diesen gehört jedoch weder der Arbeitslohn, noch der Kapitalgewinn, deren sich gegenseitig bedingendes Steigen und Sinken gerade dadurch, dass es die Produktionskosten auf allen Gütern betrifft, die unter ihnen nach Lage und Fruchtbarkeit dieser letzteren bestehende Verschiedenheit in keiner Weise zu beeinflussen vermag.

1) Gleiches gilt nun aber auch von der ersten der drei Ursachen, die Thünen für die Entstehung der Landrente (II, 2, p. 65) anführt, nur dass hier geradezu eine Verwechslung zwischen Kapitalgewinn und Landrente vorzuliegen scheint. In der Absicht, „die aus der Arbeit einer Familie entspringende Landrente darzustellen,“ wird hier nach gemachter Voraussetzung, dass das dem Arbeiter unentbehrliche Kapital ebenfalls dem Gutsbesitzer gehöre, eine rein mathematische Berechnung mit den Grössen  $p$ ,  $\sqrt[3]{ap}$  \*),  $q$  und  $z$  angestellt [ $p$  ist das Arbeitsproduct eines Arbeiters, der mit einem Kapital von  $q$  Jahresarbeiten arbeitet (p. 21 u. II, 1 p. 77),  $a$  die Summe der Subsistenzmittel, welche eine Arbeiterfamilie zur Erhaltung ihrer Arbeitsfähigkeit nothwendig bedarf (p. 78),  $z$  der Zins (79) u.  $\sqrt[3]{ap}$  „der naturgemässe oder auch natürliche“ d. h. aus der freien Selbstbestimmung der Arbeiter hervorgehende Lohn (p. 154)]. Durch diese Berechnung werden zwei Resultate gewonnen. Nach dem einen ist, „wenn das Gut in der Gegend liegt, durch welche der naturgemässe Arbeitslohn bestimmt wird, die Landrente = 0“. Das ist offenbar Nichts, als eine Bestätigung der Lehre, dass, wo gleich fruchtbarer Boden dem Anbau offen liegt, eine Rente nicht möglich, dem Eigenthümer des bereits bestellten Grundes nur der Entgelt für die Nutzniessung seines Kapitals gesichert sei. Laut dem anderen Resultate ist aber „für die Gegend, die zum Regulator des Arbeitslohnes und Zinsfusses dient“, „die Landrente der Zahl der Arbeiter proportional“. Dass jedoch auch die Bedeutung dieses Ergebnisses die Ricardo'sche Lehre nur scheinbar beein-

\*) Eine Grösse von mindestens fraglicher Richtigkeit. Vgl. Knapp „Zur Prüfung der Untersuchung Thürens über Lohn und Zinsfuss“. Diss. Gött. 1866. Auch Brentano's Inaug.-Dissert. über denselben Gegenstand. Göttingen, 1867.

trächtig und auf eine unstatthafte Ausdehnung des Begriffes „Landrente“ hinausläuft, ist daraus ersichtlich, dass es die Erscheinung begründen soll, „dass der Reichthum der Grossen in Russland nicht nach dem Flächeninhalt ihrer Güter, sondern nach der Zahl der darauf befindlichen Bauern geschätzt worden ist“ \*), und dass es weiter unten heisst, „dieser Maassstab sei nur so lange anwendbar, als Boden von gleicher Fruchtbarkeit auch auf völlig gleiche Weise bewirthschaftet werde“. Dieser Ueberschuss darf nun eben so wenig, als etwa der Unternehmerge Gewinn oder gar der aus dem Verhältnisse der Leibeigenschaft hervorgehende Antheil des Grundeigenthümer's „Landrente“ genannt werden. Dass aber auch in Russland, als jenes noch herrschte, das wahre Princip der Rente trotzdem zur Geltung kam, erweist sich zur Genüge aus folgender Boutowsky's „Опытъ о народномъ богатствѣ“ (St. Pbg. 1847) entnommene Betrachtung. „Das Einkommen von dem Hoflande“, sagt dieser Autor Th. II, § 125, p. 606, „wird wie jedes andere Einkommen vom Boden bestimmt: seine Bestandtheile sind die Kapitalzinsen, der Gewinn und eine mehr oder weniger bedeutende Rente. Von grossem Einflusse ist hier die Art des Anbaues; wenn der Gutsbesitzer seine frohnpflichtigen Bauern verwendet, so verliert er um so mehr, je schlechter sie arbeiten. Das übrige Land ist unter die Bauern vertheilt; die Abgabe wird bald in natura, d. h. mit der Mühe der Frohndienste, bald in Geld als „Obrok“ entrichtet. Kann man die Abgabe, welche der Leibeigene bezahlt, mit dem Pachte, den der freie Miether zahlt, allein mit dem Unterschiede vergleichen, dass jener nicht nach Belieben ein Stück Land wählen kann? — Ohne Zweifel, ein Theil dieser Abgabe hat alle Merkmale des freien Pachtpreises, sie enthält aber eine Auflage, der der freie Miether nicht unterworfen ist. Diese Auflage lastet auf der Arbeit des Leibeigenen, selbst wenn er den Boden nicht benutzt. Aus diesen Auflagen bildet sich immer ein reines Einkommen für den Grundeigenthümer, aber die Quelle desselben sind nie und nimmer die relativen Vorzüge seines Bodens, sondern die Arbeit seiner Leibeigenen. Der Theil der Ab-

\*) Cnf. Haxthausen's Studien II. p. 510 u. Roscher S. I, § 155 (Anm. 3.).

gabe, der die eigentliche Rente bildet und dem Pachtpreise gleicht, kann nur unter bestimmten Bedingungen bestehen. Wenn der Marktpreis der Producte erst kaum den Anbau auf dem fruchtbarsten Boden lohnt, kann der Gutsbesitzer keine Rente verlangen. In solchen Fällen wird die Abgabe als Frohne entrichtet und darf diese dem Bauer nicht zu viel Arbeit rauben, wenn sie nicht seine eigene Wirthschaft vernichten soll. In den Kreisen, wo der Marktpreis höher ist, gewährt die Frohne den Gutsbesitzern nicht nur die Abgabe, sondern noch eine Rente, deren Existenz durch die Möglichkeit constatirt wird, mit Vortheil auch Tagelöhner anzuwenden. Auch verbessert sich die Lage der Bauern. In dem Maasse als die Preise steigen, wird es dem Gutsbesitzer immer weniger vortheilhaft, einen bedeutenden Theil seines Gutes den Bauern für 3 Tage Arbeit in der Woche abzutreten. Auch wird die Unzulänglichkeit der Frohnarbeit immer sichtbarer und so kommt es, dass die Frohne dem „Obrok“ Platz macht. Der Obrok weist die Merkmale einer freien Pachtzahlung auf. Er ist immer bedeutender von den Bauern, die fruchtbares und gut gelegenes Land einnehmen, und in Kreisen, wo die Preise höher stehen“ \*).

2) Wenden wir uns ferner der zweiten jener Ursachen zu, so scheint sie abgesehen von einzelnen Bemerkungen, die jene bereits besprochene Ansicht von dem Einflusse des Lohnes auf die Rente bekunden, mit der abnehmenden Ergiebigkeit der unter fast gleichen Umständen wiederholten Kapitalverwendungen identisch zu sein. „Bei steigender intensiver Bewirthschaftung“, lautet es nämlich dort, „können auf derselben Fläche immer mehr Arbeiter angestellt werden; aber mit jedem später angestellten Arbeiter nimmt sein Erzeugniss“ und somit auch sein Lohn ab, „der gleich dem Werthe der Arbeit“ ist (Cnf. II, 1 p. 177 u. 182). Der Ueberschuss nun, der dadurch entsteht, dass von dem vermehrten Ertrage die, durch den Lohn des zuletzt angestellten Arbeiters herabgedrückte, Lohnquote abgezogen wird, soll eine dem Eigenthümer

\*) Dieser Passus mag auch zugleich gegen R. Jones' Kritik (S. unten) angeführt werden, die, wie bekannt, in ihrem grössten Theile nur aus einem, solche besondere Verhältnisse überschenden, radicalen Missverständnisse herzuleiten ist.

zufallende Rente ergeben. Allein wird auch hier die Frage nach der Gestaltung des Gewinnes gar nicht erörtert, vielmehr gerade die Verminderung des Arbeitslohnes betont, so ist es doch offenbar, dass dieser, der immerhin reell derselbe bleiben soll, wohl mit Unrecht als das hier wirksame Moment hingestellt wird. Dieses ist vielmehr weit richtiger erkannt, wenn Thünen selbst als die zweite Quelle der Rente im Allgemeinen „die Erhöhung der intensiven Kultur“ bezeichnet, indem allerdings unter dem gemeinsamen Einflusse des Bodengesetzes und der Gewinnausgleichung die geringeren Erfolge der später angewandten Arbeit die frühere, die einfache, einen dem entsprechenden Ueberschuss abwerfen lassen. Die Abnahme des Ertrags desselben Arbeitsquantums oder, was dasselbe ist, die Zunahme der Productionskosten für den gleichen Ertrag, das ist die einzige Ursache der Rente, die hier in Betracht zu ziehen ist, und, wenn als solche die Veränderung im Lohne oder im Gewinne angesehen wird, so geschieht es vielleicht aus demselben Grunde, aus dem es falsch ist, weil sie nämlich gleichfalls die Folge derselben Ursache und daher die stete Begleiterin jener ihrer anderen Wirkung ist. So ist auch „der doppelte Vorzug, den der Gutsbesitzer (als solcher) mit der grösseren Annäherung zur Stadt genießt“, schwerlich darin zu sehen: „1) dass er bei dem einfachsten Wirthschaftssystem beharrend — der Dreifelderwirthschaft — doch einen die Landrente begründenden Ueberschuss behalte, weil das Arbeitsproduct des Arbeiters in Roggen ausgedrückt sich gleich bleibe, der Arbeitslohn in Scheffel Roggen aber bei gleich bleibendem reellen Lohne geringer werde; und dass 2) dadurch, dass bei dem geringeren reellen Lohne gleichzeitig ein intensiveres Wirthschaftssystem eingeführt und die Arbeit sorgfältiger beschafft werden könne, ein Ueberschuss über den verwandten Arbeitslohn gewährt werde.“ Richtiger scheint es, diesen zwiefachen Vortheil kurz in der Weise anzugeben, dass 1) wegen der Nähe zum Markte der bestehende Preis von den Productionskosten nicht erreicht werde und dass 2) ungefähr in demselben Maasse, wie sich der Kreis des Ackerbaus immer mehr erweitere, auf den zunächst liegenden Gütern eine intensivere Kultur stattfinden könne. Thünen aber lässt die Landrente so unmittelbar und ausdrücklich

gerade durch den Arbeitslohn bestimmt werden, dass sie laut ihm durch eine starke Vermehrung der Arbeiter fortwährend und zwar bis zu der Grenze gesteigert werde, wo der Lohn bis auf  $a$  (S. o. S. 180) herabsinkt. Man könnte daher mit seiner Darlegung dieser zweiten Ursache allenfalls nur dann übereinstimmen, wenn sie in der angedeuteten Weise modificirt wird: „dem Grundbesitzer bringt das von dem zuletzt angestellten Arbeiter (oder von der zuletzt auf sorgfältigere Bestellung etc. verwandten Tagesarbeit eines Mannes) erzeugte Getreide“ nur den Gewinn („keinen Gewinn“); „aber alles von den früher angestellten Arbeitern erzeugte Getreide kostet ihm weniger und, da dieses doch zu demselben Preis verkauft wird: so gewährt ihm dieses einen Ueberschuss, aus welchem eine Landrente entspringt“.

3) Der ähnliche Irrthum leitet auch die Untersuchung über die dritte jener Ursachen für die Entstehung der Landrente ein, indem hier das successive Herabgehen des Arbeitspreises mit als eine Bedingung von Bodenmeliorationen angegeben wird. Dass aber diese letzteren (p. 71) auch nur in so weit eine Erhöhung der Landrente begründen können, als in der That „Zinsen und Gewinn späterhin nicht mehr zu unterscheiden sind“.\*), darf man, glauben wir, nur unter einer Bedingung zugeben, die aber erst bei der Beurtheilung der hierauf bezüglichen Ansicht J. St. Mill's (S. unten) hervorgehoben werden soll.

Wie es aber auch um jenes Verhältniss des Lohnes zur Rente bestellt sein mag, es kann dasselbe kein unmittelbares sein und das Princip der Ricardo'schen Theorie nicht gefährden. Ja Thünen selbst, dem das „Auffallende“ in diesen letzten Begründungen der Rente nicht entgangen ist, meint, „dass bei genauerer Betrachtung dennoch beide Erklärungsweisen aus einer Wurzel entspringen.“ „Das Gemeinschaftliche in beiden Methoden,“ sagt er hier zum Schlusse, „ist, dass die Productionskosten des Getreides nicht im directen Verhältniss mit dem Werthe des Getreides steigen, und dass, wenn der Werth des Getreides einen gewissen Punkt überschreitet, ein Ueberschuss bleibt, der eine Landrente begründet.“ Zudem geht aber auch aus dem Unterschiede, den er

---

\*) und beide der Rente zufallend ihren dritten Bestandtheil ausmachen.

bei der Besteuerung (p. 75) unter diesen verschiedenen Bestandtheilen der Rente macht, deutlich hervor, dass nur derjenige von ihnen in dem strengen Sinne als Grundrente aufzufassen ist, den auch Ricardo als solche bezeichnet \*).

So glauben wir wenigstens für unsere Aufgabe genügend erwiesen zu haben, dass die wenigen Abweichungen, die der „isolierte Staat“ von der Ricardo'schen Theorie enthält, keine wesentlichen sind und er im grossen Ganzen wohl unbezweifelt eine solche Erweiterung und Bestätigung derselben ist, dass diese Lehre von der Grundrente mit Recht den Namen der Ricardo-Thünen'schen führen darf.

Dass auch in diesem Werke hauptsächlich die mehr berechenbare Macht der Natur hervorgehoben wird und die durch den Druck derselben nur noch energischere Entfaltung der menschlichen Kraft nur wenig in Betracht gekommen ist, kann ihm bei der Berücksichtigung seines bestimmt ausgesprochenen Zweckes eben so wenig, wie dem Ricardo'schen, zum Vorwurf gemacht werden. „Hat aber auch die Eisenbahn den Raum aufgehoben,“ so bleibt das Thünen'sche Gesetz von dem Einflusse der Lage zum Markte und der Verschiedenheit der Transportkostenverhältnisse auf die Landwirthschaft dennoch gleich wahr und unerschütterlich \*\*).

Dass der angedeutete Antagonismus von Stoff und Geist die Grundanschauung dieser zweiten Periode ist, werden wir noch mehr aus dem folgenden Abschnitte ersehen, wo die bedeutendsten Anhänger Ricardo's den Meister darin ergänzen, dass sie, mehr als er, auch dem Geistesgesetze des Fortschritts ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

\*) Es ist selbst möglich, dass wir bei Thünen auf solche abweichende Ansichten nur deshalb stossen, weil dieser Theil seines Werkes aus seinem Nachlass veröffentlicht worden.

\*\*\*) Cuf. über Thünen's Lehre: Roscher System II, B. II Kap. 3. Schäffle „Nat.-Oekon.“ § 103, F. Hermann „Staatsw. Unters.“ p. 172 fl. Mangoldt „Grundr.“ 1863 § 74, Wolkoff „Lectures d'É. P. X (so einfach und klar als möglich) und H. Wiskemann „Die antike Landw. u. das Thünen'sche Gesetz.“ Leipz. 1859.

## Abschnitt V.

### Der Ricardo-Thünen'schen Theorie Erweiterung und bedeutendere Anhänger.

Her-  
mann.

In unmittelbarem Anschluss an Thünen ist F. B. W. Hermann zu betrachten, da, wie schon erwähnt, die erweiterte Auffassung und Durchführung des Rentenprincips, der wir in seinen „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen“ begegnen, unverkennbar der Benutzung der kurz vordem in dem Werke seines Zeitgenossen angeregten Ideen zu verdanken ist. Schon in dem „isolirten Staate“ kommen in der That viel zu allgemein gehaltene Sätze vor, als dass sie ausschliesslich auf die Grundrente bezogen werden und nicht vielmehr seines Verfassers Einsicht in die umfassendere Bedeutung jenes Princips bekunden sollten. „Waaren und Geräthschaften,“ heisst es z. B. dort II, 1 p. 139, „deren Production mit gleichbleibenden Kosten unbeschränkt erweitert werden kann, wozu die mehrsten Fabrikate gehören, können nie dauernd über dem Productionspreis stehen, wie weit auch ihr Gebrauchswerth diesen übersteigen mag. Bei Erzeugnissen dagegen, die nur mit vermehrten Kosten in grösserer Menge hervorgebracht werden können, wie z. B. Getreide, steigt der Preis so hoch, bis Produktionskosten und Gebrauchswerth im Gleichgewicht sind.“

Es ist offenbar dasselbe, wenn auch in andere Worte gekleidet, wenn Hermann p. 93 als „die drei Bestimmungsgründe, die auf Seite der Verkäufer oder im Ausgebot, wenn auch nicht jedesmal zugleich, auf den Preis wirken, allerdings: die Kosten, die anderweitigen Verkaufspreise und den Tauschwerth der Preis-

güter“ hinstellt, aber bald darauf hinzufügt: „Insbesondere fehlen die Kosten unter den Factoren des Preises bei allen Gütern, die nicht willkürlich und regelmässig erzeugt werden können, ja sie treten schon bei Gütern zurück, deren Erzeugung lange Zeit erfordert“ ... Können dagegen Güter (p. 94) in beliebiger Menge zu Markt gebracht werden, so sind die Kosten der nachhaltigste und im Durchschnitt auch der überwiegende Bestimmungsgrund der Preise.“ Der hier angedeutete Gedanke wird aber, nachdem er übrigens schon früher (so p. 83 aa, 84 2, 85) vielfach hervorgetreten war, erst in der ersten Abhandlung der Lehre vom Gewinne (V. 1 u. 2) in der erschöpfenden Weise ausgebeutet, dass sämtliche der Bodenrente ähnlichen Ueberschussverhältnisse auf ein und dasselbe Grundmoment zurückgeführt werden und somit jene selbst nur als ein besonderer Theil derselben in einem ganzen Complex verwandter Erscheinungen eine geordnete Stellung erhält.

In der Absicht nämlich ganz allgemein „den Einfluss steigender Productpreise auf den Gewinn von fixem Kapital“ zu erforschen, wird hier von vornherein unterschieden, ob dieses letztere vermehrbar ist oder nicht. Interessirt uns augenscheinlich nur die erste Möglichkeit, wenn „die in einem Erwerbszweige fixirten Kapitale, denen mehr als üblicher Gewinn zufließt, vermehrbar sind,“ so wenden wir hier wiederum unsere Aufmerksamkeit dem besonderen Falle zu, wo das neuanzuwendende Kapital gegen jene weder gleichergiebig, noch ergiebiger, sondern weniger ergiebiger ist. Denn diese Umgrenzung umfasst, wie es die darauf folgende Entwicklung zeigt, alle Erscheinungen, die mit der Bodenrente verglichen werden können.

Das in Wettbewerb tretende neue Productionsmittel, so lautet es annähernd p. 163 flg., kann nicht eher in Anwendung kommen, als bis die grösseren Kosten durch entsprechend höhere Preise gedeckt werden. Diese gewähren jetzt mehr als üblichen Gesamtgewinn: „da aber umlaufendes Kapital in keinem Erwerbszweige mehr Gewinn geben kann, als in allen übrigen, so fällt aller Ueberschuss, den die Production über den üblichen Gewinn von flüssigem Kapital gewährt, dem Besitzer der fixen Ka-

pitale zu; deren Rente und Kaufwerth steigen also über den anfänglichen Stand, zum ausschliesslichen Vortheil desjenigen, in dessen Hand das Steigen erfolgte“ . . . „Kommt nun durch Anwendung des neuen Productionsmittels mehr Product zu Markt, so wird zwar der Bedarf besser befriedigt und das weitere Steigen der Preise gehindert, doch kann das Product nicht wohlfeiler werden als die neuen Kosten“ u. s. w. So wird auch weiter den bis dahin vorzüglich nur bei der Grundrente beobachteten Verhältnissen eine innerhalb der bezeichneten Grenze universale Geltung zugeschrieben, so dass „diese allgemeine Darstellung in der That ausser der Erklärung vieler anderer Erscheinungen des Verkehrs auch die Lehre (der neueren englischen Staatswirthe) von der Grundrente erklärt.“

Diese wird hier somit nur unter den anderen die Nothwendigkeit der allgemeinen Behandlung darthuenden Beispielen erörtert, welche von Wasserkräften, die in beschränkter Menge vorhanden sind, von fremden Maschinen, deren Bezug erschwert ist und endlich von Bergwerken handeln. Dass aber, abgesehen von der geringeren Bedeutsamkeit, die hier der Bodenrente beigelegt wird, sonst das speciell derselben gewidmete Kapitel (167—177) in streng Ricardo'schem Sinne gehalten ist, bedarf nach dem Gesagten keiner besonderen Erwähnung und, wie das ganze Buch, so zeichnet sich auch dieser Abschnitt durch die grösste Klarheit und sorgfältigste Erwägung aller hineinschlagenden Umstände aus. Auch sind die Hauptsätze der Thünen'schen Lehre, als Resultate der dazumal neuesten Forschung, gründlich verwerthet und dem Ganzen so eingefügt, dass dasselbe erst durch sie völlig abgerundet erscheint.

Auf die Betrachtung, die speciell der Waldrente (177—180 enf. Thünen Thl. III [unrichtig!]) gewidmet ist, brauchen wir eben so wenig näher einzugehen, als auf die, unter IV (wo von solchen concurrirenden Productionsmitteln, die zwar ein Product derselben Art, aber von geringerem Gebrauchswerth liefern, die Rede ist) erörterte Rente von Weingärten, Kohlengruben und Torflagern, Mineralquellen und vornehmlich Häusern, da die hier leitenden Gedanken sich trotz aller Modificationen auf dieselben bereits angeführten Principien zurückführen lassen. Gleiches gilt auch von dem zweiten Abschnitt (p. 185), wo die Untersuchung

sich „dem Gewinn von fixem Kapital unter dem Einflusse sinkender Productpreise“ zuwendet, indem hier folgerichtig nur die der Preissteigerung entgegengesetzten Wirkungen zu Tage treten, die erkannten Gesetze also nur von der anderen Seite, der des Rückschritts, erläutert, aber in Nichts abgeändert werden können.

Diese verallgemeinernde Richtung Hermann's, die in mancher Hinsicht sicher ein Fortschritt war, ist, wie schon angedeutet, in neuerer Zeit namentlich von Schäffle und Mangoldt wieder aufgenommen und noch weiter verfolgt worden.

Schäffle  
und  
Mangoldt

Der Erstere geht in seiner „Nationalökonomie“ von dem über „die Abweichungen vom Gesetze des natürlichen Werthes“ handelnden § 97, im Kap. 18 direkt zu der Betrachtung der „Ueberschuss-(Renten-)Verhältnisse“ über und bezeichnet als Ueberschüsse ganz allgemein „die Differenz des Marktpreises und der Produktionskosten.“ Diese Differenz könne aber in den verschiedensten Verhältnissen ihren Grund haben und „überall und immer seien Factoren differirender Erzeugungskosten vorhanden, entweder dauernd auf demselben Object ruhend (Grundrente), oder nach Gegenstand, Mittel, Person und Zeit wechselnd.“ „Man könne daher mit vollem Rechte sagen, dass täglich und überall Produktionskosten-Differenzen und daher Ueberschüsse, grundrenteähnliche Verhältnisse vorkommen.“ Ganz ähnlich definirt auch Mangoldt in seinem Grundriss (§ 120—128): „die Rente sei dasjenige Einkommen, welches gewissen an einer Production Betheiligten in Folge des Umstandes zufließe, dass das gelieferte Product einen höheren Preis ergebe, als zur Deckung der Produktionskosten erforderlich sei.“ Seiner Lehre nach sind „alle selbständigen Einkommenszweige . . . einer Erhöhung durch Rente fähig.“ So spricht er von einer Lohnrente, die einen ausnehmend vergänglichen Character habe, an die Person gebunden und unübertragbar sei, von einer Gewinnrente, die bisweilen übertragen und capitalisirt werden könne und endlich von einer Zinsrente, die in ihrer einzelnen Erscheinung von dauernder Art sei und im Preise der Kapitalnutzungen nicht die Ausnahme, sondern die Re-

gel bilde \*). Denn es gebe bei der Beschränktheit und localen Gebundenheit der Naturgaben, der natürlichen Unterlage für das materielle Kapital, nur wenige Arten desselben, „deren Vermehrung bei einigermaassen umfangreicher Nachfrage nicht auf natürliche Schwierigkeiten stosse, welche dazu nöthigen, neben dem absolut besten natürlichen Material auch minder gutes zu benutzen.“

Man kann nun allerdings diesen, so gut wie gleichlautenden, Ansichten der beiden Autoren insofern beistimmen, als in der That eine gewisse Aehnlichkeit in allen den unter eine Kategorie gebrachten Erscheinungen nicht zu verkennen ist. Die Aehnlichkeit nämlich, dass sie insgesamt auf einer Differenz des Marktpreises und der Productionskosten beruhen, welche nothwendigerweise einerseits den „Ueberschuss“ und andererseits dessen Correlat die „Einbusse“ begründet.

Allein wäre es schon gegen Herrmann einzuwenden, dass er bei aller Richtigkeit seiner Systematisirung der Bodenrente nicht die ihr gebührende besondere Bedeutung zu Theil werden liess, so liegt hier offenbar bereits eine Uebertreibung vor. Denn es lässt sich kaum anders bezeichnen, wenn das eine gleiche Merkmal auf Kosten aller sonstigen Unterschiede bis zu einer Gleichstellung der Bodenrente mit dem „Gewinne an Seltenheitswerthen“, „an rechtlichen und sachlichen Monopolwerthen“, „an Nothpreisen“ etc. hervorgehoben und zum bestimmten Characteristicum einer ganzen Gruppe sonst disparater Erscheinungen gemacht wird. Auch die Arbeitskraft ist Kapital genannt worden und es werden sich in der Volkswirtschaft nur wenige Begriffe finden, die nicht irgend ein gemeinschaftliches Merkmal aufzuweisen hätten, aber eine darauf gestützte Nivellirung der gegebenen Unterscheidungsgrenzen kann für die Wissenschaft nicht fruchtbringend sein. Keime der so verwandten Erscheinungen nimmt in der Oekonomie der Distribution

\*) Schulze „Nat.-Oekon.“ p. 536 nennt „Gewinn“ oder „Rente“ die reine Einnahme des Unternehmers, „Zins“ oder „Lohn“ den Benutzungspreis jedes Gewerbsmittels, und redet er daher einerseits von Arbeits-Kapital- und Grundrente, andererseits von Arbeitslohn (-Zins), Grundzins (Landzins, Pachtgeld) und Kapitalzins! Wozu die Verwirrung? Auf eine specielle Betrachtung über den Ursprung der Rente (im gewöhnlichen Sinne) geht er übrigens absichtlich nicht ein (542).

auch nur im Entferntesten eine so wichtige ordnende Stellung, wie die Bodenrente, ein, keine ist von solchem Einflusse auf alle Wirthschaftszweige und, was die Hauptsache ist, keine die nothwendige Folge einer in den ursprünglich gegebenen Verhältnissen begründeten Ursache. Was unter ihnen nicht zum Unternehmergewinne im weiteren Sinne gerechnet werden kann, ist mitunter, wie „der Fund eines Diamanten“ selbst nur eine aus einem Zufall resultirende Ausnahme und nie und nimmer der Ausdruck bestimmter Naturgesetze, deren stete Wirkung wir aber wohl in der Grundrente erkennen. Schäffle selbst kommt § 101 auf diese wichtige Eigenthümlichkeit derselben zurück und in den Sätzen: „die Höhe der Grundrente ist das Ergebniss und das stätige Maass der produktiven Entwicklung der Gesamtwirtschaft,“ „die verschiedene Höhe der Grundrente gleichartiger Grundstücke in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten ist daher Maassstab verschiedener örtlicher und zeitlicher Wirthschaftsentwicklung eines kleineren oder grösseren Gemeinwesens“ \*), wird er ihrer besonderen Rolle und Wichtigkeit so gerecht, dass jene principielle Gleichstellung mit Fabrikationsgeheimnissen z. B. oder gar mit einem glücklichen Funde nur um so mehr auffallen muss. Was stände dann schliesslich auch dem entgegen, selbst den Gewinn beim Hazardspiele „Rente“ zu nennen? Mit demselben Rechte jedoch liesse sich auch der nüchternste Mensch als Dichter bezeichnen, wenn es ihm nur einmal gelingt einen Reim zu finden: mit demselben Rechte wäre ein Rajah, der im Besitze reicher Fundorte von Diamanten ist, mit einem der Höflinge zu vergleichen, welche die vom Gewande des verschwenderischen Buckingham fallenden Edelsteine auflesen, da er als Gesandter den französischen Hof betrat!

Dass demnach trotz der einen Aehnlichkeit eine Sonderung von den übrigen Ueberschussverhältnissen, zumal denen, die den (ausserordentlichen) Unternehmergewinne bedingen, durchaus auf-

\*) Vgl. Stein. a. a. O. p. 79. Der Grundwerth gleicher Grundstücke drücke das Steigen und Sinken der Güterentwicklung überhaupt aus, sei „das naturgemässe Maass für die Entwicklung des Güterlebens“ (p. 80 fl.)

recht zu erhalten ist, ergibt sich auch daraus, dass die eigentliche Rente wohl schwerlich, gleichwie „die Einbusse die der wirtschaftlichen Kurzsichtigkeit und Schlawheit angedrohte Strafe“ sein soll, als „der Preis der wirtschaftlichen Einsicht und Thätigkeit“ hingestellt werden kann!

Schäffle allerdings ist in seiner neuesten Arbeit, „der nat.-ökon. Theorie der ausschliessenden Absatzverhältnisse“ (Tüb. 1867) der entgegengesetzten Ansicht. Er geht hier selbst bis zu dem Versuch, auch in dieser Hinsicht alle „Renten“ principiell gleichzustellen. Aber wenn wir auch selbst auf Grund des einzigen tertium comparationis, des Extraeinkommens eine Parallelisirung der Bodenrente mit allen, nicht nur mit den „frei erworbenen“ (Firmen, Kundschaften u. s. w.), sondern auch sogar mit den „rechtlich erzwungenen“ (Bannrecht, Patent u. s. w.) „tauschwerthen Monopolrenten“ oder „Verhältnissen“ (p. 10. 17. 25. 28 f. 32 etc.) für zulässig erachteten, so scheint uns ein Hinausgehen darüber entschieden ein Irrthum zu sein. Wohl hat er bei seinem so umfassenden Gebrauche des Wortes „Rente“ zum grösseren Theil Recht, von derselben (p. 27) zu sagen, sie sei „eine verdiente, im tauschwirtschaftlichen Gesellschaftsorganismus selbstwirkend angebrachte Prämie der zur Wohlfahrt der Gesamtheit bewerkstelligten ökonomischen Fortschritte und auch der nicht nothwendig in Neuerungen bestehenden, aber gemeinnützigen, grössten Wirtschaftlichkeit in Versorgung des sozialen Bedarfes.“ Allein so äussert er sich nur über die Rente „in dieser Allgemeinheit“ (p. 26) und in „diese Allgemeinheit“ kann unmöglich als „verdient“ aufgenommen werden das partielle Monopol aller auf der nicht erarbeiteten (s. l.) Vorzüglichkeit irgend welcher Productionsverhältnisse beruhenden Vortheile, die theils von der Natur, theils durch den blossen gesellschaftlichen Zusammenhang verliehen werden. Geschieht dies dennoch, so ist das ein Zugeständniss an die neueste französisch-amerikanische Schule, welches nie und nimmer zu rechtfertigen ist und den Tadel verdient, den wir und Wolkoff ausgesprochen haben. Das Ignoriren oder Hinweggehen über die nicht zu leugnende Schwierigkeit, die Glücksfälle mit der Gerechtigkeit und der Arbeit in Einklang zu bringen, schadet der Sache vielleicht

noch mehr, als Boutron's \*) nach der anderen Seite übertreibender Gebrauch des Ausdrucks „Monopol“ (p. 94) und muss ähnlich, wie die Bastiat und Wirth'schen dabinzielenden Versuche und Deutungen abgewiesen werden. (S. unten.)

Die grössere Wirthschaftlichkeit, die nicht aus der Persönlichkeit, nicht aus dem Subjecte, sondern aus dem Objecte der Wirthschaft stammt, kann nie als Lohn aufgefasst werden, sondern ist weit richtiger als Sporn für die übrigen weniger von den Verhältnissen begünstigten Producenten anzusehen. Dies ist die Function, die man allein den eigentlichen Renten, von denen Ricardo, Thünen (Schäffle p. 86), Hermann u. s. w. lehren, zuweisen könnte. Sie geht auch auf den Fortschritt aus und bedingt ihn, entspringt nicht aus ihm: die Prämie, die Belohnung setzt denselben, den Sieg als geschehen voraus, die eigentliche Rente kann ihn bloss und zwar vorzüglich anderwärts, als wo sie bezogen wird, hervorrufen, da sie eher die Tropäe des antagonistischen Naturgesetzes, eine Warnung ist, ringend hinaufzusteigen und nicht gedankenlos die abwärts führenden Stufen zu betreten \*\*). Der Fortschritt setzt sein Gegentheil, den Rückschritt, und sind die meisten jener Renten, von denen unser Autor spricht, an jenen gebunden, so sind die eigentlichen Renten gleichsam der Maassstab für den letzteren. Das ist ein so wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Kategorien, dass man ein Unrecht begeht, ihn wegdisputiren und sie des einzigen gemeinsamen Merkmals halber zusammenwerfen zu wollen. „Die Existenz der Bodenrente,“ heisst es p. 65, „reizt“ die Entwicklung des Transportwesens und im Allgemeinen jede Kulturverbesserung an, sie „nöthigt in abstossender Weise zur Colonisation und Auswanderung,“ kurz „die Folgen der Unbeweglichkeit des Bodenkapitals

\*) Seine „Theorie de la rente foncière“ Paris 1867 konnten wir nicht mehr kennen lernen. Uebrigens scheint sie nach Schäffle's Urtheil wenig Neues zu enthalten.

\*\*) Schäffle drückt dies (p. 83) sehr vorsichtig so aus: „die landwirthschaftliche Grundrente erzielt, indem sie für vermehrte Nahrungsbedürfnisse die im Allgemeinen schwierigere Befriedigung zu den möglichst wohlfeilen Kosten bewirkt, indirect auch wohlfeilere Preise.“ Sonst ist dieser Satz widersinnig.

ökonomisch zu bekämpfen.“ Wer diese Folgen bekämpft, geht nun sicherlich seinem Vortheile oder, wenn man es lieber will, seiner Prämie oder „Rente“ nach und mag sie auch erhalten. Es handelt sich jedoch darum, ob das, was hier als Folge der „Unbeweglichkeit“ des genannten Naturfactors hingestellt wird, zugleich auch immer verdient und Verdienst im Interesse der Gesammtheit ist? Schäffle freilich ist (nam. p. 32 und 60) \*) dieser Meinung und stützt dieselbe auf ein Beispiel aus der Colonisation der Vereinigten Staaten. Allein es liesse sich die Rente als „Vergeltung der wirthschaftlichsten Appropriation der Aussenwelt“, namentlich „der Aufsuchung der produktivsten fixen Kapitalien, insbesondere von Grund und Boden“ (p. 33) nur dann behaupten, wenn für die späteren Auswanderer das Säumen im Vaterland als Strafe angerechnet werden könnte! Gerade, wenn die Auswahl, die wahrlich vor Allem nur aus *embarras de richesse* schwer fallen könnte, nicht mehr möglich ist, beginnt aber jene Folge der „Unbeweglichkeit“ sich wirksam zu zeigen, beginnt der Rente schaffende Vergleich mit den weniger günstig gelegenen oder schlechteren Grundstücken (S. unten.) Das übersieht der Verfasser auch p. 82, wo er von Gossen's unpraktischem Vorschlage redet, das ganze Grundeigenthum dem Staate zurückzuerwerben und dann zu verpachten. Die Alternative, die er stellt, ist folgende: „entweder würde der Staat die Rente, welche der Domänenpächter durch besonderes Geschick der Pachtgüterauswahl in's Auge gefasst hätte, schon von Anfang im besonders hohen Pachtschilling wegnehmen, also das Reizmittel der besten Pachtauswahl tödten oder aber etc. würde die Landrente fort bestehen.“ Bei Ueberfluss an gutem Boden ist ein Pachtschilling bloss als Steuer denkbar und fürwahr kein besonderes „Reizmittel“ zur Wahl der erfolgreicheren d. h. relativ leichteren Arbeit nöthig und, wenn später neben dieser auch zu der schwereren gegriffen werden muss, würde zugleich mit ihrer Möglichkeit die Rente oder resp. der Pachtschilling die Verschiedenheit nur ausgleichen \*\*).

\*) p. 194 f. „gesellsch. Systems d. menschl. Wirthschaft.“ 2 Aufl.

\*\*) Es ist nur anzuführen, wenn Schäffle in s. dogmengeschichtlichen Ueberblicke (p. 40 fl.) u. A. zu s. „tastenden“ Vorgängern Ricardo

Ricardo's Errungenschaft ist die Wahrheit, dass „die Rente nicht das Correlat des Naturfactors der Production ist“ (p. 63), allein „Vergeltung ausserordentlicher persönlicher Leistung“ wird sie eben bloss, wenn sie ausserordentlicher Gewinn d. h. nicht Rente ist. Und sagt Schäßfle gleich darauf: „auch die Grundrente ist nicht, darf wenigstens gerechter Weise nicht eine Folge eines Naturmonopols sein,“ so stimmen wir mit Letzterem überein, können aber Thatsachen nicht verbieten. Denn, wenn er meint, dass man den zur Production durch menschliches Zuthun occupirten und zugerichteten Grundstücken die Kapitaleigenschaft abgesprochen und daher zumeist gefehlt habe, so vergisst er, dass seit jenem Meister und früher noch sorgfältig aus der Rente ausgeschieden ward, was nur irgend wie auf das menschliche Zuthun zurückbegründet werden könnte. Es lässt sich aber nicht jeder Werth, nicht jedes Einkommen aus demselben herleiten und nur solche Werthe sind ehemals „Rente“ genannt worden\*). In so weit sie neben derselben auch der einem gelungenen Unternehmen u. s. w. zufallenden Ueberschüsse erwähnten, hat Schäßfle alle Schriftsteller zu seinen Vorgängern. Ja sie würden, falls nur seine nivellirende Verallgemeinerung der Bezeichnung wirklich wünschenswerth erschiene, mit ihm selbst darin ohne Weiteres übereinstimmen, dass die Momente (p. 70 f.) der Verdienstlosigkeit, der Dauer und der durch die Preissteigerung und mit der allgemeinen wirthschaftlichen Entwicklung von selbst erfolgenden Zunahme thatsächlich „nicht für die Masse der Bodenrenten“ zutreffen und dass diese letzteren „nicht im Allgemeinen

---

wegen der Worte macht: „Ist die Rente ein Vortheil, so ist zu wünschen, dass mit jedem Jahr die neugefertigten Maschinen weniger wirken als die alten“, Malthus, weil er gelehrt, dass mit der Bereicherung eines Landes die Rente zu steigen strebe, und wenn er selbst bei den Physiokraten in der Rechtfertigung des produit net auch schon Anklänge an das Richtige d. h. seine Theorie zu finden wähnt!

\*) W. Nassau Senior a. a. O. p. 128: Rent, the revenue spontaneously offered by nature or accident.“ Stein. a. a. O. p. 81: die Grundrente unterscheidet sich von dem freien Ueberschuss dadurch, dass sie nicht aus der Produktivität des Grundes und Bodens selbst, sondern aus derjenigen aller übrigen Güter hervorgeht. Sehr richtig ist die Bemerkung p. 82, dass, wo auf die Natur des Grundwerths speculirt wird, Gewinn und Rente äusserlich als identisch erscheinen. Cnf. Wolkoff O. c. p. 168 f. und 184.

als blosse Folge eines ausgezeichneten natürlichen Productivfactors erscheinen.“ Scheint Schäffle jedoch die hier ausgeschlossenen Fälle bloss auf künstliche Verhältnisse zu beschränken, die, wie dauernd geschlossenes Grundeigenthum, Flurzwang etc. (p. 76, 78, 79) kurz mangelhafte Einrichtung und Gesetzgebung, den Fortschritt mitunter hemmen können, so begeht er einen doppelten Fehler. Erstens stützt er sich gleich den Gegnern Ricardo's (S. unten) auf Thatsachen, die dieser selbst und seine Anhänger als eine mögliche gelinde „extorsion brutale“ weggeräumt wissen möchten, und zweitens giebt er sich gleich Carey u. s. w. der optimistischen Illusion hin, dass ohne solchen menschlichen Widerstand der Fortschritt ein unbedingter sei und sich keine natürlichen Hindernisse geltend machen. Es setzt aber auch diese voraus, wenn der Verfasser p. 83 z. B. von einer im Allgemeinen schwierigeren Befriedigung der vermehrten Nahrungsbedürfnisse spricht und p. 80 eine Staatsaufgabe macht „durch eine in gemeinwirtschaftlichen Geist aufgefasste, bahnbrechende Volkswirtschaftspolitik hinsichtlich der Transportmittel alle Landestheile zur Entwicklung zu bringen, Lokalbahn und Strassen zu fördern u. w. dgl. m. kurz durch diese und andere Mittel alle ökonomisch vorzüglichen Gegenden in Concurrrenz um die Grundrente treten zu lassen“, d. h. diese als Aeusserung des antagonistischen Naturgesetzes zu bekämpfen.

Allein es lässt sich noch mehr anführen. „Die regelmässige Folge“, heisst es p. 34, „der Rente in allen ihren Formen besteht darin, den ökonomischen Fortschritt (?) nach einem kurzen Uebergangsstadium durch die nachdrängende Concurrrenz zum Gemeingut zu machen.“ Lässt sich nun aber das wirklich auch von der Bodenrente (s. str.) sagen? Durch welche Concurrrenz lässt sich der Vortheil der Lage zum Gemeingut machen, durch welche die Verschiedenheit der gegebenen Fruchtbarkeit? durch welche der Vorzug eines ausgezeichneten Weinberges? u. s. w. Verbesserungen, die von Menschen abhängen, lassen sich überall einführen und vermögen höchstens nur zu verhindern, dass die gegebene Verschiedenheit sich nicht in ihrer ganzen natürlichen Schroffheit äussere. „Es könnte aber die ausschliessende Kundschaft auf exclusiven Naturgaben beruhen,

welchen das eusigste Concurrenzstreben Nichts an die Seite zu setzen vermag, — mit anderen Worten: die „ewige“ Dauer der Bodenrente innerhalb der thatsächlich ausschliessenden aber nicht privilegierten Kundschaft könnte immerhin, wie die Grundrente überhaupt, Anfechtungen unterliegen, es kann für sie eine künstliche Abkürzung in Frage kommen.“ (p. 56). Und was dagegen p. 58 fl. angeführt wird, ist nur derselbe bereits besprochene Versuch, einerseits alles hier in Frage kommende Einkommen auf die Vergeltung des richtigen Blickes bei der Auswahl, Zurichtung u. s. w. der tauglichsten Grundstücke zurückzuführen, andererseits aber den wirthschaftlich benutzten Boden von vornherein als Kapital hinzustellen (p. 64 f.).

Zwar steht Schäßfle auch hier nicht allein, sondern unterstützt von Mangoldt, auch Schmoller (Tüb. Zeitschr. 1863 p. 25 f.) u. A., uns dünkt jedoch auch hier nur eine, der vorerwähnten ähnliche, unstatthafte Nivellirung der Begriffe vorzuliegen, die allerdings für das Rentenproblem bedeutend in's Gewicht fällt.

Im Gegensatz zu einer alle Ausnahmen ausschliessenden Auseinanderhaltung von Kapital und Boden sollen nämlich, wie dies schon in manchem Citat hervortrat, dieselben nunmehr so gut, wie von vorn herein identificirt werden. Ist aber auch der Begriff „Kapital“ dem Begriffe „Grund und Boden“ keineswegs „entgegengesetzt“, so braucht daraus dennoch nicht der extreme Schluss gezogen zu werden, dass sie in so weit völlig gleich seien, als nur, „die produktive Zweckbeziehung“ allein hinreiche, um Luft, Licht, die Zeugungskraft des Bodens etc. zum Kapital zu machen. Das grösste möchte dann die Sonne sein! Zum Theil verweisen wir hier darauf, was hinsichtlich desselben Gegenstandes schon bei Say und Sismondi (S. 88 und 92) hervorgehoben werden musste, und betonen nur, dass es nicht die „Unbeweglichkeit“ ist, welche sich einer solchen Gleichstellung von Kapital und Boden entgegenstellt. Abgesehen von der wesentlich verschiedenen Entstehung beider, welche es verbietet von einer „Aufsuchung der produktivsten fixen Kapitalien, insbesondere von Grund und Boden“ zu reden, ist noch zu bemerken, dass Schäßfle's Sätze (p. 68): „Vom ersten Arbeits- und Kapitalaufwand an ist aller Boden fixes Kapital, jedoch von besonderer,

dauerhafter, unbeweglicher und daher im Raum unconcentrirbarer Qualität, daher u. A. Quelle örtlicher, unvertilgbarer Renten. Die Eigenschaften, die er als besondere Art fixen Kapitals hat, erklären alle seine specifischen socialökonomischen Wirkungen“ — diese Sätze nur dann richtig wären, wenn man z. B. auch jedes Wasser, das eine Mühle treibt, ebenfalls Kapital nennen wollte. Hält man aber an der Lehre fest, dass principiell jeder Werth auf die Arbeit begründet werden müsse, einer Lehre, mit der doch diese ganze neue Richtung sogar blindlings durchgehen möchte, so könnte nicht bloss, sondern müsste in der Theorie die auf den Boden in Kapitalform verwandte Arbeit von demselben mit Nothwendigkeit getrennt werden. Das fixirte Kapital macht noch den „unbeweglichen“ Boden zu keinem „fixen“ Kapital. Erst, wenn derselbe Quelle der Rente (in Ricardo's Sinne) wird und nur in so weit er es ist, kann er an sich als Kapital, gelten. Die Fähigkeit ein Einkommen zu gewähren ist ja für dieses letztere, wie Hermann es nachgewiesen hat, das wesentliche Characteristikum und indem die Naturfactoren (ganz allgemein) desselben theilhaftig werden können, sind sie nur als latente, in dem Maasse aber, als sie dessen theilhaftig sind, als wahre Kapitale zu betrachten. Gerade Schäffle jedoch, der diese Fähigkeit auch nicht dem Boden einräumen möchte, bei dessen Ausbeutung jeder Art wir doch vor Allem auf „unbewegliche“ gegebene Differenzen stossen; gerade Schäffle, der Alles nur auf Verdienst, auf Vergeltung, auf Gewinn zurückführen möchte, — dürfte diese Ausnahme und somit auch nie und nimmer zugeben, dass Boden Kapital sein kann. Seine mühsame Apologie der Grundrente könnte darunter leiden, wenn man bedenkt, dass nicht bloss die „productivsten“, sondern alle diese „fixen Kapitalien“ vergriffen sind, unter denen man früher eine so lange lohnende Auswahl treffen konnte \*) \*\*).

\*) Es klingt wie ein Trost, wenn es p. 82 heisst: „Sofern der Verkehr in Grundeigenthum frei ist und Viele je eine kleine Rentenportion erhalten, verliert das Phänomen der Grundrente unter dem Gesichtspunkt der nationalen Einkommensvertheilung die Züge angeblicher Ungerechtigkeit noch mehr.“ Diese Beruhigung wäre vollständig, wenn das „Viele“ zur Mehrzahl, die

Konnten wir schon früher über diese verallgemeinernde Fortbildung der Grundrententheorie nur ein bedingt billigendes Urtheil fällen, so muss dasselbe nach dem Erscheinen der besprochenen „neuen“ Theorie zu einer Verurtheilung werden. Denn diese Verallgemeinerung der Rente geht eigentlich in deren Negirung über, indem sie dieselbe durchweg zum Gewinn macht. Denn nunmehr soll ja das Eigenthümliche dieses Einkommens, auf der ausnahmsweisen, mittelbaren Werthschaffung des Naturfactors zu beruhen, gelegnet werden und Alles aus der Arbeit im weitesten Sinne fließen, Vergeltung sein. Nur wegen der ursprünglichen Anlage unseres Versuchs führen wir daher Schäffle hier auf Ricardo's und nicht weiter unten auf Bastiat's Seite und zwar nicht ohne Bedauern an, dass auch die Irrthümer des Auslandes unter den deutschen Gelehrten nicht ohne tüchtige Vertreter bleiben, die sie mit ihrem Geiste zu neuem Scheinleben erwecken. (Cnf. unten Abschn. VII)\*).

Haben wir übrigens schon vor der Bekanntschaft mit dieser unleugbar geistreichen Monographie über „die ausschliessenden Absatzverhältnisse“ darauf hinweisen müssen, dass die Rente zum Theil immer mehr auch von der Tüchtigkeit abhängig und somit, in so weit, als dies geschieht, von ihrer Natur entblösst wird (S. o. S. 156), so können wir in demselben Maasse auch jetzt ihrem Verfasser wohl die Richtigkeit dieses Gedankens zugeben, aber nicht mit dessen nivellirender und irrender Betonung einverstanden sein. Es wäre aber seinerseits in demselben Verhältnisse keine Inconsequenz, wenn er das Zugeständniss, das er den Ricardianern hinsichtlich jener künstlichen Hemmnisse des Fortschritts macht, auch auf die Fälle erweiterte, wo sich trotz unbehindertem Fortschritte das stabile oder gar retrograde Naturgesetz dennoch wirksam zeigt und an seiner Folge, der eigentlichen Rente zu bemessen ist. Es würde dies vielmehr in bester Harmonie mit

---

Rente eigentlich zum gewöhnlichen Gewinn werden, d. h. jede Beruhigung überflüssig sein würde.

\*\*) Auch Macleod bezeichnet den Boden schlechtweg als Kapital. A. a. O. p. 199.

\*) Manchen Gedanken der Schäffle'schen Lehre findet man namentlich auch in Banfield's „Organization of industry. 1848 2 edit. Introd. und Fontenay a. a. O. L. II ch. 5.

seinen folgenden Worten stehen, die sonst ein theilweiser Widerspruch wären: „Mir scheint“, heisst es p. 77, „überhaupt die Idee der Progressiv-Einkommensbesteuerung mit Rücksicht auf das Renteneinkommen, welches in der Regel einen wachsenden Bestandtheil des steigenden Lohn- Zins- (Pacht-) und Unternehmer-Einkommens ausmachen dürfte, noch nicht triftig widerlegt zu sein, zumal da immerhin theilweise in Renten ein Coefficient des Zu- alles, des Glückes, des Fundes, der Naturbegabung liegt, dessen Benützung nicht reines Verdienst des glücklichen Rentners ist. Bei der Grundrente aus geschlossenem und erblichem Grossgrundbesitz scheint mir jener Coefficient sogar „nicht bloss unlegbar“, sondern „unläugbar überwiegend zu sein“. Bei der Talent- und Unternehmerrente wiegt persönliches Verdienst vor, und zerfällt die Rente mit der Person, ja mit einem gewissen Alter der Person, die Progressivbesteuerung wäre bei letzteren Rentenarten immerhin weit weniger anwendbar“ \*). (Cnf. Fontenay a. a. O. p. 6. auch Schiller's „das Glück“).

Keime zu dieser namentlich von den Deutschen eingeschlagenen verallgemeinernden Richtung, die nunmehr bis zu dem eben abgewiesenen Irrthum auswachsen musste, finden wir übrigens ausser bei Hufeland und Canard, noch bei einem schon älteren englischen Schriftsteller, nämlich bei G. Poulett Scrope in dessen „Princ. of P. E.“ (London 1833). Auch ihm war die Analogie der Rente mit anderen ähnlichen Ueberschussverhältnissen nicht entgangen. Indem er aber sie ganz allgemein als „einen gleichfalls aus natürlichen oder zufälligen Vortheilen erwachsenden Monopolgewinn“ definiert, bekundet er zugleich (ch. VIII p. 172 f.) in der Würdigung, die er ihr widerfahren lässt, eine ganz richtige Erkenntniss auch ihrer sonstigen Bedeutung.

Er unterscheidet nämlich „beneficial“ und injurious mo-

\*) Der Unterschied, den Schöffle hier hervorhebt, bliebe auch, wenn „ein Phrenolog auch die Talentrente als Naturmonopol demonstriren könnte“ (p. 69.). Der Unterschied nämlich, dass das eine „Monopol“ an die Persönlichkeit, das andere aber bloss an ein Object der Aussenwelt gebunden ist.

nopolies : „that which results from superiority acquired and exercised in a fair and open manner is beneficial, — such as are obtained or supported by fraud, or force, are publicly injurious“. Die Rente zählt er und zwar um so mehr, als sie von keinem Einflusse auf den Preis, „kein Element“ desselben sei, zu den ersteren. „They help to relieve the monotony of society and cause that unequal distribution of wealth, welche innerhalb der durch die Concurrenz gezogenen Grenzen „may be compared in their effects to the beneficial inequalities in the physical surface of the globe“ etc. Das Korngesetz und ähnliche Eingriffe bewirken Monopole der zweiten Art \*).

Nassau Senior aber dehnt schon den Rentenbegriff wohl über alle Erscheinungen aus, die möglicherweise in seine allgemeine Definition, seine weitere Begrenzung eingeschlossen werden könnten. „Under the same head („Rent“), sagt er p. 91 f. s. Pol. Econ. (3 Edit. 1854), must be ranked all the peculiar advantages of situation or connection, and all extraordinary qualities of body and mind“. (Cnf. 130 f.) Er hält aber dabei gerade an dem „Unverdient“ als Kriterium so fest, dass er unter jener Bezeichnung ausdrücklich nur Alles das verstanden wissen will, „was ohne jedes Opfer oder, gleichviel, über den Entgelt für ein solches erhalten wird“. Auch spricht er ganz allgemein von „natural agent“ und „proprietor of a natural agent“ (Cnf. p. 129, 134 f.).

Geht jedoch Schäßle auf der einen Seite in's Extrem, so scheint Senior auf der anderen die entsprechende äusserste Stellung einzunehmen und seinerseits der Arbeit nicht im vollen Maasse gerecht zu werden. Nicht bloss, dass er bei der Verwerthung einer nützlichen Erfindung das aus derselben entspringende Einkommen ihres Urhebers ohne Weiteres für „the creation not of man, but of nature“ erklärt; — selbst auf die Fortdauer der Persönlichkeit in dem, was diese geschaffen hat, nimmt er nicht so viel Rücksicht, um sie nicht vor dem Besitzwechsel zurücktreten

\*) N. Senior a. a. O. p. 182 sagt von künstlich durch Privileg und Einfuhrverbot hervorgerufenen Renten: „But the gain from such a monopoly is not strictly rent; it is oppression and robbery“.

zu lassen. Denn er meint, dass wenigstens „für alle nützlichen Zwecke (for all useful purposes) die Unterscheidung von Gewinn und Rente alsbald aufhöre, wenn nur ein Kapital durch Schenkung oder Vererbung zum Eigenthum einer Person werde, die weder durch ihre Enthaltbarkeit, noch Thätigkeit zu seiner Entstehung etwas beigetragen hat“. Aus dem einen Grunde, weil er für den Erben „ein Geschenk des Glücks, nicht das Resultat eines Opfers ist“ — soll somit vererbter Gewinn „Rente“ sein. Es leuchtet jedoch ein, dass diese der vorigen entgegengesetzte Uebertreibung dahin führt, auch das Kind in der Wiege je nach der Lage und Stellung seiner Eltern zu einem Rentner zu machen! Wir haben es aber nicht mit solchen concreten und unfassbar wechselvollen Beziehungen von Einnahme und Einnahmer zu thun, sondern die verschiedene Entstehungsform und daher auch das spezifische Wesen des betreffenden Einkommens im Auge zu behalten \*) \*\*).

Es ist somit bei dieser verallgemeinernden Richtung zweierlei zu meiden. Einerseits darf die Basis der verwandten Erscheinungen nicht in dem unstatthaftern Maasse erweitert werden, dass die Rente selbst auf derselben fast ganz verschwindet; andererseits aber muss man auch auf die richtige engere Grundlage nichts wesentlich Verschiedenes häufen. Wenn irgendwo, so thut hier eine strenge Sonderung der Begriffe noth, damit weder der Ausnahme zu Gunsten der Regel, noch dieser für jene Etwas geraubt werde; damit weder durch künstliche Deutungen das relativ knappe

\*) Bloss zu stark aufgetragen scheint es dagegen zu sein, wenn laut p. 134 von Pfd. 4000, die ein Arzt bezöge, 3000 in jedem Falle als Rente betrachtet werden sollen, als Resultat eines ausserordentlichen Talents oder Glücks.

\*\*) Mill erkennt wohl das Wahre in diesen Lehren an, nimmt aber zu ihnen die gemässigte, richtige Stellung ein. „Cases of extra profit“, heisst es L. III ch. V, § 4, „analogous to rent, are more frequent in the transactions of industry than is sometimes supposed“. Patente, besondere Befähigung, besondere Geschäftseinrichtungen, „all advantages, in fact, which one competitor has over another, whether natural or acquired, whether personal or the result of social arrangements, assimilate the possessor to a receiver of rent. Wages and profits represent the universal elements in production, while rent may be taken to represent the differential and peculiar“.

Maass der nicht erarbeiteten Einkommen, noch durch oberflächliche Auffassung das weite Bereich der Arbeit geschmälert werde.

Wird aber diese, doch namentlich von Thünen und Hermann angebaute, Gebietserweiterung für den Rentenbegriff mit aller Umsicht zwischen jenen beiden Irrthümern durchgeführt, so hat sie um so mehr auf eine Anerkennung Anspruch, als sie wohl als der einzige Versuch bezeichnet werden darf, die Ricardo'sche Theorie in wirklich origineller Weise weiter aufzubauen. Alle übrigen Anhänger derselben haben sich, wenn der Schluss von den wichtigeren auf die Gesammtheit gestattet ist, bis auf den jetzt bedeutendsten unter ihnen, J. St. Mill, streng an die überkommene Lehre gehalten und sie weniger durch neue ergänzende Zusätze bereichert, als sich um eine genauere, namentlich auch die Gegentendenzen berücksichtigende Ausführung und prägnantere Fassung derselben verdient gemacht. Um Wiederholungen möglichst zu meiden, werden wir uns auch daher in der folgenden Uebersicht dieser Autoren mitunter selbst bei bedeutenden Namen nur wenig, ja selbst gar nicht aufhalten.

Mit unter die ersten, die sich für Ricardo erklärten, ist James Mill zu zählen, der in seinen „Elements [of pol. Econ.“ J. Mill. (3 Edit. 1826) Ch. II Sect. I die damals neue Rentenlehre mit der ihm eigenen Einfachheit und Klarheit darlegt. Auch polemisiert er nicht übel gegen den Einwand, dass, wenn das Land einmal Eigenthum geworden ist, auch jeder Theil desselben eine Rente zahle, da kein Eigenthümer gesonnen wäre dessen Nutzniessung umsonst zu vergeben. (p. 34 f. Cnf. auch Ch. IV. S. V).

Ferner der Verfasser des Art. I im '40. Bde der Edinb. Edinb. Rev. 1824, welcher durchgängig in streng ricardo'schem Sinne Rev. XI. und in einleuchtender Weise den Einfluss untersucht, den die Ackerbauverhältnisse auf den Gewinn ausüben.

Francesco Fuoco (1825) aber beweist, wie auch Florez-Estrada (1828), dass, wenn N. Senior selbst ein Jahrzehnt später der Meinung war, als schein im Auslande Ricardo nicht einmal verstanden zu werden, Senior wohl vorzüglich das noch jetzt meist ketzerische Frankreich im Auge hatte. Franc. Fuoco.

Denn fiel es dem ersteren auch schwer von dem verehrten Smith zu lassen und sich dem neuen Lichte zuzuwenden, so erfasste er die einmal erkannte Wahrheit mit einer italienischen Begeisterung. Sein ganzer 1. Saggio ist ihr gewidmet und dass derselbe das Wesen der Lehre richtig und mit gutem Verständniss wiedergiebt, bekundet, dass die Verschiedenheit der Fruchtbarkeit und die Einheit des Preises und nothwendigen Gewinnes die beiden Prämissen sind, aus denen die Rente sammt allen ihren Consequenzen \*) gefolgert wird. Wie richtig aber u. A. namentlich die Betonung dessen ist, dass man bei der Beurtheilung der (wirthschaftlichen) Fruchtbarkeit stets das Verhältniss des Erzeugnisses zur aufgewandten Arbeit zu beachten habe\*\*), werden wir in unserem Abschnitte VII ersehen können.

Florez-  
Estrada.

Florez-Estrada aber characterisirt der Ausspruch Galibert's, seines Uebersetzers: „La théorie de la rente“, so sagt dieser nämlich p. XX. der Vorrede, „devient sous sa plume accessible à toutes les intelligences“. Es enthält in der That das 2. Kapitel im II. Bande des Cours élect. d'É. P. (1833) so genau die Ricardo'sche Grundrentenlehre, dass es sich mitunter einer etwas breiten Uebersetzung nähert und die darin vorkommenden Abweichungen von keinem störenden Einfluss sind. So scheint uns zum Beispiel die Ansicht, dass die Rente des fruchtbarsten nicht nothwendig durch den Anbau des weniger guten Bodens bedingt sei, den Uebergang zu diesem oder allgemein zu ungünstigerer Kapitalanlage als zu schroff vorauszusetzen. Wären daher auch Fälle ihrer Bestätigung denkbar (S. unten), so wird diese Lehre dennoch principwidrig, wenn sie nach einer späteren Betrachtung in den absoluten Satz ausläuft, dass die Nothwendigkeit schlechtere Grundstücke zu bestellen nicht die Ursache des Steigens und Sinkens der Rente, sondern — nur die Wirkung desselben sei! Auf die Dauer und in der gewöhnlichen Wirklichkeit wird jedoch das Kapital nicht eher von einem Theile seines Gewinnes

\*) Auch diese erläutert er befriedigend cap. IV, wo er vornämlich von dem Verhältnisse von Zins, Lohn und Rente und cap. V, wo er von den Auflagen spricht.

\*\*) L. Stein „Lehrb. d. Volksw.“ Wien 1858 p. 69.

abstehen, als bis die wachsende Nachfrage und die Preissteigerung eine minder erfolgreiche Verwendung peremptorisch erheischen. (Cnf. p. 18.)

Zu berücksichtigen ist auch das folgende 3. Kapitel, das von der Harmonie der wohl verstandenen Interessen handelt und die Worte enthält: „Il est donc vrai que les propriétaires, les capitalistes, aussi bien que les travailleurs et les consommateurs ont intérêt à ce que le prix de la rente ne soit pas élevé par l'effet de lois restrictives.“ \*).

Auch Nebenius steht auf Ricardo's Seite, hält aber („der öffentliche Credit“ 1829. 2. Aufl. 1. Thl. p. 27 fl.) dessen Behauptung, dass die Rente durchaus und im allermindesten nicht einen Bestandtheil vom Preise der Dinge ausmache, für unrichtig. Er ist vielmehr der Ansicht, dass der zuletzt in Anbau genommene Boden noch ein Minimum von Rente abwerfe, welches den Ertrag, den der Boden im Anbau etwa freiwillig gegeben habe, nebst den Diensten des Kapitals vergüte, das die einfache Zurichtung zum Anbau erforderte, und welches Minimum auch durch den hier in ganz engen Schranken gehaltenen Einfluss der Stellung, in der sich die Eigenthümer, als ausschliessliche Besitzer des Bodens, befänden, verursacht werde. Das Urtheil über diese Ansicht ergibt sich wohl aus dem Vorhergehenden ausreichend genug, um hier keine besondere Erörterung mehr folgen zu lassen, und der Autor selbst glaubt, dass man, unbeschadet der Richtigkeit, von diesem Minimum, — das ja noch dazu zum Theil einen Zins enthalte, — abstrahiren könne.

Nebenius.

In gleicher Weise muss sich aus den bereits dargelegten Gründen das Falsche in dem folgenden Hergang ausweisen: „wenn der Boden gleicher Beschaffenheit vollständig erschöpft sei, werde bei den unmerklichen Abstufungen der Fruchtbarkeit der Ländereien die geringste Herabsetzung des realen Arbeitslohnes oder der Kapitalgewinnste zur Benutzung der minder ergiebigen Ländereien reizen, und auf solche Weise die Rente des zuletzt

\*) Cnf. auch Ch. V von der Bergrente und I ch. X über die vom Autor völlig anerkannte Lehre Malthus'.

in Anbau genommenen Bodens stets ein Minimum bleiben.“ (Hierin steht also Nebenius nahezu im Gegensatze zu Estrada).

Scrope. Der genannte Scrope bringt allerdings einige Einwände gegen die Ricardo'sche Theorie vor, die aber, neben einer bemerkbaren flüchtigen Hinneigung zu der jetzt so eroberungssüchtigen Doctrin, wohl auf eine ungenaue Prüfung des Dogma's zurückzuleiten sind. Er glaubt nämlich, dass der bei weitem grössere Theil der vom Grundherren bezogenen „Rente“ in dem nothwendigen Kapitalgewinn für die verschiedenen Auslagen bestehe und es daher kleinlich und mangelhaft sei, sie allein in dem durch die Fruchtbarkeit (?) bedingten Monopole zu sehen. (Cnf. S. 365). Darauf nun und auf die vermeintliche Nichtberücksichtigung der Vorzüge der Lage greift er Ricardo und dessen Anhänger an. „The „original indestructible powers“ of the British soil were the same in the time of the Heptarchy as they are now: how is it then that they brought in no rent, or next to none, at that time? (!) If rent depends solely on natural fertility of soil, why do some acres of land in England let for ten pounds a year, while an acre of equal fertility in Canada will not command a sixpence of rent?“ (!) Es ist offenbar, dass dieser Angriff durchaus verfehlt ist und nicht die Ricardo'sche, sondern nur eine ihr entgegenstehende Lehre treffen kann. Ja Scrope ist gerade Ricardianer, wenn er solche Fragen aufwirft, und schliesst: „Rent consists of the difference between the expense of producing that portion of the required supply which is produced under the least favourable circumstances, and that produced from the land which yields the rent.“ Auch dünkt uns die principielle Entgegenstellung seiner Lehre: „rent is, in fact, the simple consequence of an increased local demand requiring an increased local supply“, gegen die andere in der Westminster Review („True theory of rent“ etc.) vertretenen, dass die Rente allein durch den eine Preissteigerung hervorrufenden Druck der Bevölkerung gegen das Erzeugniss (against produce) verursacht werde, eines genügenden Motiv's zu entbehren, da die erstere nur eine Specialisirung, Localisirung des letzteren ist.

Senior. Kommen wir auch auf Nassau Senior noch einmal zurück, so geschieht das aus dem noch triftigeren Grunde, weil er in der

tieferen Erfassung des besprochenen Problems als ein Vorgänger St. Mill's erscheint. Ueberall nämlich, wo er in seinem schon oft genannten Werke nicht nur die Rentenlehre selbst, sondern auch Alles, was mit ihr zusammenhängt und zwar meist in echt Ricardo'schem Sinne und trefflich erläutert, überall lässt er in diesen Erörterungen durchblicken, dass die vielbewegte Oberfläche der Erscheinungen hier noch keinen Aufschluss geben kann, derselbe vielmehr in jenem, in der Tiefe wirksamen, grossen Principienkampfe zu suchen sei. Dies geht schon gleich aus der einleitenden Scheidung hervor, die er p. 81 f. zwischen Manufactur und Ackerbau vornimmt. Hier, meint er, „könne man aus demselben Material additionelles Erzeugniss erhalten“, \*) dort zu dem Gegebenen kein Neues hinzufügen und diese Ungleichheit werde andererseits dadurch compensirt, dass in dem Material gewährenden Gewerbe die vermehrte Arbeit einen abnehmenden, in dem Material verarbeitenden dagegen einen zunehmenden Erfolg habe. Dass er nun damit allerdings nicht den wesentlichen, sondern höchstens einen graduellen Unterschied zwischen den beiden grossen Wirthschaftsklassen angiebt, erhellt schon aus der Kenntniss, dass alle Production Formveränderung ist und jene Eigenthümlichkeit des Ackerbaus zugleich mit der anderen, „Raubbau“ zu sein, schwindet, erhellt aber auch daraus, dass in der Industrie zu dem gegebenen freilich kein gleichartiges, aber dennoch neues Material hinzukommen kann. So wird wohl z. B. durch den Gährungsprocess der Traubensaft selbst nicht vermehrt, aber der Weingeist ist neu. Allein es liegt auch in der ganzen Frage nicht darauf das Gewicht, sondern einzig und allein auf den Ursachen, die jene vermeintliche Compensation bewirken. Dass gerade in dem der Nahrung gleich wichtigen Zweige, in dem wir das Meiste der Natur überlassen müssen, überlassen müssen, weil sie allein Organisches, das ist Lebendes schaffen kann, dieselbe Natur selbst für uns, Menschen, beschränkt und fühlbar beschränkt ist, das ist die Hauptsache. Und diese ergab auch Senior seine ganze vierte Monopolklasse: „THE GREAT MONOPOLY OF LAND“ (p. 105), und ergab ihm den Satz (p. 86): „It is possible, though

\*) S. oben S. 47 Anm.

certainly not probable that our progress may be equal during the next 100 years (sogar!?!); but though indefinite, it certainly cannot be infinite“ etc. Wie aber diese der Naturzeugung und dadurch, wo wir dieselbe in Anspruch nehmen, auch uns gezogenen Schranken keine festen sind, so ist auch die Geistesmacht erweiterungsfähig, und dass unser Autor dieses Moment in vollem Maasse gewürdigt hat, ist sein zweites Verdienst, das übrigens aus jenem ersteren von selbst entspringt. „They d. i. the improvements in the art of agriculture“, sagt er z. B. p. 86, „always accompany that increase (of agricultural labour) when it is accompanied by an increase of the capital as well as of the population of a Country; and they always counteract, and often outweigh the inferiority or diminished proportional powers of the soil to which they are applied.“ Nur eine Folge dieser Erkenntniss ist aber die so inhaltsschwere und feine Bemerkung (p. 181), dass, wenn der Betrag der Rente als nicht bedeutsam (unimportant) für den Arbeiter hingestellt wird, unter dieser Rente nur diejenige verstanden werden kann, welche in der eigenthümlichen oder vermehrten Productivität des besprochenen Naturfactors und nicht in der blossen Volksvermehrung ihren Ursprung nimmt. In diesen wenigen Worten ist sowohl das allen Klassen gemeinsame Interesse am Fortschritt, als auch die erklärende Widerlegung des beliebten Einwandes enthalten, dass die Lage der Arbeiter trotz Rentensteigerung keine schlechtere geworden ist etc. (Cnf. die Beispiele aus Schottland und England p. 180 und 139). Es wird hier der den Ricardianern vorgeworfene Pessimismus bloss zur weisen Mahnung, rastlos und uermüdlich zu bessern! „To produce rent, both the benefit and the evil must coexist.“ \*)

ROSSI

M. P. Rossi, dem wiederum, wenn ich nicht irre, Fonteyraud das Lob spendet, Ricardo's Theorie allendlich mit „wunderbarer Klarheit“ dargelegt zu haben, stimmt, wie schon dies besagt, mit ihr vollständig überein (Cours d'É. P. 183<sup>6</sup>; Leç. 7 und

---

\*) Gegen Senior's Aussetzung, als habe Ricardo seine Aufmerksamkeit nur dem „Uebel“ zugewandt, glauben wir den Meister nach dem im vorigen Abschnitt über ihn Gesagten nicht mehr in Schutz nehmen zu müssen. Cnf. Macleod „Elem. p. 201 f.“ wo wir an eine absichtliche Blindheit glauben müssen.

8 auch 22), betont jedoch unserer Meinung nach über Gebühr das Monopol, das in dem ausschliesslichen Besitz des dritten Werkzeuges der Production, das heisst des Bodens liegen soll (p. 78). Es ist eben nicht der Besitz an sich dieses „Maschinencomplexes“, sondern die im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung sich geltend machende Verschiedenheit seiner einzelnen Bestandtheile, welche hier als das maassgebende Moment in Betracht kommt. Daher auch „das Monopol des Bodens“ von allen übrigen zu unterscheiden ist und, wie kein anderes, auf die ökonomischen Phänomene einen besonderen, eben gerade „eigenthümlichen“ (singulier) Einfluss hat.

Gleich Jakob (Grunds. I. p. 187) meint ferner auch er, dass die Grundrente einen viel grösseren Theil oder vielmehr einen viel häufiger vorkommenden Theil vom Preise der Güter bilde, als man gewöhnlich anzunehmen pflege. Allein, wenn dies auch in gewissem Sinne zugegeben werden mag, so ist es hier von gar keinem Belang, da der Preis immerhin ein nothwendiger ist und „die Hypothese, auf die sich das ökonomische Gesetz von der Ausgleichung des Preises mit den Kosten gründet“, wird durch die scheinbare Ausnahme nicht geschwächt, sondern erhärtet. \*) Grössere Meinungsdivergenzen haben wir, wenn man hier überhaupt von solchen reden darf, jedenfalls nicht finden und daher auch nicht den Grund herauslesen können, wesswegen Rossi im Dict. de l'É. P. neben Say, Storch, Rau\*\*), als ein Anhänger der Smith'schen Ansicht hingestellt ist. Er huldigt durchaus der „schönen Theorie“, wenn er auch ihrem Urheber die „répugnances“, vorwirft, „die sie in dem Geiste einer grossen Anzahl von Nationalökonomien, namentlich in Frankreich, begegnet hat \*\*\*).

Ricardianer scheint ferner, wie es aus den in dem 2. Aufsatze seiner Staatslehre (Königsberg 1839) zerstreuten Betrachtungen

\*) S. oben S. 73 Anm.

\*\*) Möglicher Weise in den älteren Ausgaben, in den letzten ist Rau im Wesen Ricardianer. Banfield fügt aber zu den Namen, selbst den Hermann's hinzu! a. a. O. p. 51\*. Ja er sagt: „Mr. Ricardo's theory was never adopted by any foreign political economist!“

\*\*\*) Mit grösserem Recht sagt Rossi: „aussi a-t-il souvent été mal compris.“

Hagen. tungen zu entnehmen ist, auch C. H. Hagen zu sein, wenn er auch auf die hier zuerst interessirenden Fragen nur wenig eingeht, die der Rentenentstehung nur oberflächlich berührt. Er erkennt jedenfalls das Bodengesetz an und erklärt es dadurch, dass, wenn gleiche Verwendungen von Arbeit und Kapital nach und nach geschehen, bei der ersten die am leichtesten zu erweckenden Naturkräfte und bei jeder späteren die immer schwieriger zu erweckenden in Wirksamkeit treten. Indem er ferner auf die Bedingungen übergeht, von denen solch ein weiterer Anbau abhängt, kommt er zur folgenden Betrachtung: „Grössere Verwendungen“, sagt er, „können nur bei grösserem Reichthum geschehen, und da mit dem Steigen desselben Fabriken, Handel und die höheren Bedürfnisse des Geistes immer bedeutendere erfordern, so wird der jedesmalige Antheil an dem Gesamtkapitale, welcher auf die Bodenkultur angelegt wird, zwar stets der Summe nach, aber nicht der Quote nach grösser, sondern vielmehr kleiner werden und die Bodenrente ungeachtet ihres fortgehenden Steigens einen im Verhältniss zum Gesamteinkommen auch immer kleiner werdenden Theil desselben ausmachen; deshalb, und weil auch das Sinken des Profitsatzes stets in einem geringeren Verhältnisse als die Zunahme des Kapitals erfolgt, macht auch der Bodenwerth bei fortgehendem Reichthume einen in Quanto immer grösser, in der Quote aber stets kleiner werdenden Theil des Gesamtvermögens aus.“ Nicht unwahr ist schliesslich neben mehreren anderen (p. 130 u. 398 z. B.) die Bemerkung, dass bei den Producten, deren Werth im Verhältniss zur Masse grösser ist, die Rente mehr von der Fruchtbarkeit, bei den weniger kostbaren von der Lage abhängt. Wie schon vorauszusetzen, ist überhaupt bei Hagen die Beachtung des „isolirten Staates“ nicht zu verkennen.

M' Culloch.

M' Culloch, einer der treuesten Repräsentanten der altenglischen Schule legt in Part III ch. V (cnf. VI und VII) seiner „Principles“ (Edinb. 1843) seine Rentenlehre in fast gleichlautendem Einverständniss mit Ricardo dar und nennt die Rente treffend: „a medium by which the expense of cultivating soils of very different degrees of fertility is reduced to a perfect equality.“ Ihre unmittelbare Ursache ist ihm die abnehmende Fruchtbarkeit des

Bodens und das bestimmende Moment ihrer Höhe: „the extent to which bad land is cultivated or good land forced“ (p. 450). Seine Worte aber: „Improvements become so much blended with the natural powers of the soil, that the influence of the one cannot be separated from that of the other; and it is merely the joint value of the two that can be estimated“, — dienen zum Beleg für die in der Einleitung hervorgehobene Schwierigkeit, resp. Unmöglichkeit, die eigentliche Rente in ihrer Entwicklung, d. h. in dieser ihrer Wirkung auch die Macht des Ricardo'schen Gesetzes statistisch zu erforschen und unleugbar bloss zu legen \*). Wenn jedoch überdiess unser Autor, ähnlich, wie Scrope, im Hinblick auf die enormen (vast) Summen — die vielen Hunderte oder eher Tausende Millionen, die auf England's Boden verwandt worden sind, — selbst den Zweifel daran, dass, im Vergleiche mit dem Entgelt für die Ameliorationen, die den Landlords für die Nutznießung der natürlichen Bodenkräfte gezahlte Rente nur unbedeutend sei, für so gut wie unzulässig erklärt, so kann man ihm nur beistimmen, falls er die durch die verschiedenen Kapitalanlagen hervorgerufenen Ueberschüsse mit zu dem Zinse für dieselben schlägt. (S. unten S. 218 f.) Dies scheint allerdings eben so wenig richtig zu sein, als wenn man umgekehrt den letzteren auch nicht in abstracto von der Rente zu trennen bedacht ist. In der Voraussetzung aber, dass es hier dennoch geschehen ist, hat jene Vermuthung, — denn eine solche bleibt sie, so lange den Zahlen keine Auskunft zu entlocken ist, — die Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite und mag zu der neuesten Uebertreibung, die Rente sei nur Zins, ihr Theil beigetragen haben.

Hierher gehört gleichfalls der spätere 77. Band der Edinb. Rev. (Art. VII) 1843, er enthält aber neben manchen interessanten statistischen Daten nur eine eifrige Polemik gegen das Korngesetz. Cnf. auch den citirten Vol. 54.

Edinb  
Rev.  
LIV u.  
LXXVII.

Unser schon mehrfach erwähnte Landsmann A. Boutowsky stimmt im 8. Kapitel des 2. Bandes seines „Versuches über den Volksreichthum“ (p. 536—618) (St. Petersb. 1847) mit Ricardo bis

A. Boutowsky.

\*) Wolkoff a. a. O. p. 184. 185 u. 192.

auf die von ihm bekannte Ansicht überein, dass bei entsprechender Preissteigerung zuletzt sogar auch die Grundstücke der letzten Qualität eine Rente gewähren könnten. Sonst jedoch lehrt er gleichfalls (p. 596), dass Boden, auf den noch kein Kapital verwandt worden sei, der aber dem Marktpreise zufolge den Anbau ohne eine Rente zu gewähren lohne, nicht verpachtet werden könne; einen solchen vielmehr der Eigenthümer entweder selbst anbauen oder umsonst vergeben müsse. Dies schlage stets zum Vortheile desselben aus, da er nach Ablauf der Zeit ein angebautes Grundstück zurückerhalte. „Aus gleichem Grunde träten oft Staaten und Gemeinden unbewegliches Vermögen sowohl zur Bestellung, als auch zum Aufbau von Häusern ab.“ Zum Belege dafür führt er London an. Ist er ferner der Meinung, dass die durch die Vertheuerung der Nahrungsmittel gesteigerten Löhne höhere Preise aller Producte verursachen (!), so bemerkt er anhererseits hinsichtlich der Kapitalanlagen ganz richtig (p. 571): „Die Rente, welche durch die Anlage eines neuen Kapitals hervorgerufen werde, sei nicht der eigentlichen Produktivkraft des Kapitals und der Arbeit zuzuschreiben; sie habe keine andere Quelle, als die angeeignete Naturkraft, in der gleiche Kapital- und Arbeitsquanta eine verschiedene Cooperation finden“ . . . \*).

Hildebrand.

Auch Hildebrand scheint eher auf dieser, als auf der anderen Seite zu nennen zu sein, denn, wenn er sich auch in seiner „National-Oekonomie der Gegenwart und Zukunft“ nicht speciell über die Ricardo'sche Theorie äussert, so finden wohl die Worte: „es sind nur einzelne Materien tiefer und gründlicher untersucht“ auch auf sie ihre Anwendung.

St. Mill. So gelangen wir endlich zu einem der modernen Koryphäen unserer Wissenschaft, zu J. St. Mill, der durch seine scharfe Logik und Klarheit entschieden der bedeutendste Kämpfer in Ricardo's Lager ist. Seine erschöpfende und alle Seiten und Konsequenzen berücksichtigende Darstellung der Rententheorie ist diejenige unter ihren Ausarbeitungen, welche den wesentlichen

\*) Prof. Poroschin's Schrift „über den Ackerbau“ (St. Pbg. 1846), in der die Rententheorie vorzüglich erläutert sein soll, ist mir nicht zugänglich gewesen.

ihr zu Grunde liegenden Gedanken am tiefsten erfasst und ihn zugleich in seinem weitverzweigten Verhältnisse zu den wichtigsten Erscheinungen auf dem ökonomischen Gebiete in einer so um- und durchsichtigen Weise entwickelt hat, dass ein wirklich erfolgversprechender Anhaltspunkt für die Angriffe der Gegner kaum ausfindig gemacht werden kann. In jeder Hinsicht ist ihnen Front gemacht und, was hier entschieden das Bedeutsamste ist, es deutet diese ganze Rentenlehre, wie sie besonders im Kap. XII (auch I) des 1., in den Kap. XI, XV, XVI des 2., IV u. V des 3., II, III u. IV des 4. Buches der „Princ. of P. E.“ enthalten ist, auf die völlige Erkenntniss der allgemeinen und inhaltschweren Principienfrage, von deren Lösung die der übrigen und somit auch der Ausgang der neu entbrannten Polemik abhängt.

Ist auf die Dauer der Sieg dem Gesetze der Natur oder dem Willen des Menschen zugesichert? kann dieser Wille jenes Gesetz aufheben oder nur zeitweilig schwächen, um sich ihm dennoch zu unterwerfen? Dies sind die Fragen, auf die sich die strittigen Punkte zurückführen lassen, und an den durchgehenden Erfolg, mit dem die beiden sich entgegenwirkenden Tendenzen jener antagonistischen Mächte mit einander ringen, knüpft sich im Grunde die Entscheidung für Ricardo oder für Carey. Diese Auffassung erscheint als die einzig richtige, so trivial sie auch sein mag, und aus jenem Kampfe, der nicht allein das ökonomische Leben bedingt, erklären sich die vielfachen Erscheinungen, welche der ausschliesslichen Anerkennung bloss je des einen Moments unaufgelöst im Wege stehen. Das Bodengesetz, die Beschränktheit der Vegetationskraft, einerseits und der Fortschritt der „Civilisation“ andererseits — dies sind die Factoren, welche in ihrem Zusammenwirken erforscht werden müssen, um über das factisch Bestehende gültigen Aufschluss zu geben: einzeln beleuchten sie nur je die eine Seite desselben. Ist auch der Widerstand, den der erste von ihnen der Production entgegenstellt, nicht mit einer unverrückbaren Mauer, sondern vielmehr mit einem höchst elastischen und dehnbaren Bande zu vergleichen, so spricht dennoch der Anbau schlechteren Bodens nur zu deutlich für seinen wirksamen Einfluss. Wenn jedoch trotzdem ein geringerer Theil der Bevölkerung mit dem Anbau beschäftigt ist, und, wie man behauptet, der

schlechteste Boden vielleicht absolut mehr, als früher der beste erträgt, so weist dieses wiederum auf das Vorhandensein eben des anderen Princip's, das jenem zu Zeiten selbst mehr, als das Gleichgewicht hält.

So mag das Gesetz der abnehmenden Fruchtbarkeit mitunter einen Aufschub erfahren, allein die anwachsende Bevölkerung bringt es wieder zur Herrschaft und Gesetz und Gewohnheit können es bisweilen selbst dann noch stützen, wenn schon die Mittel ihm temporär zu entgehen bereits bekannt und erreichbar sind. Diese beschränken sich aber nicht bloss auf die Fortschritte der landwirthschaftlichen Kenntniss, Kunst und Erfindung, sondern müssen schon nach diesem weiteren Gesichtspunkt nahezu ebenso mannigfach, als die Erscheinungsformen sein, in denen sich die Kraft des menschlichen Geistes der Aussenwelt gegenüber zu bethätigen pflegt. Es genügt hier also nicht, so umfassend sie sind, alle die Ameliorationen im Verfahren der Bodenkultur aufzuzählen, von denen die einen den Boden ergiebiger machen, die anderen bei gleich bleibendem Ertrage an Kapital und Arbeit zu sparen gestatten. Es genügt auch nicht, namentlich an diese letzteren eine ganze Menge von Verbesserungen im Transport- und Communicationswesen, in rein mechanischer Arbeit, im Manufactur-, Genie- und Fabrikationswesen u. s. w. anzureihen, so dass es endlich heisst: „there is no possible improvement in the arts of production, which does not in one or another mode exercise an antagonist influence to the law of diminishing return to agricultural labour.“ Von gleichem, ja noch bedeutenderem Einflusse sind freier Handelsverkehr, Emigration, die Maassregeln der Verwaltung\*), fast alle Arten von moralischem oder socialem Fortschritte, die Verbesserungen im Erziehungs-, im Gemein- und Gesetzeswesen etc., kurz: „there is scarcely any possible amelioration of human affairs which would not among its other benefits have a favourable operation,

---

\*) Conrad (a. a. O. p. 106): „die Regierungsart, die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen influiren die Landwirthschaft noch mächtiger, als den Handel und die Industrie, ja noch mehr als selbst Klima und Bodenbeschaffenheit es vermögen, jene gelangt nicht in den von der Natur am meisten begünstigten, sondern in den am besten regierten Reichen zur grössten Blüthe“ (Sugenheim p. 68).

direct or indirect, upon the productiveness of (agricultural) industry.“ Was von dem Ackerbau gilt, darf und muss auch unter geringen Variationen auf alle durch ihn vertretenen Beschäftigungen, nämlich alle Arten von Urproduction bezogen werden, da eben in ihnen der Natur so viel überlassen bleibt und nicht deren Riesenkräfte, sondern deren Beschränktheit zu bekämpfen ist. So sollen beim Bergbau beide antagonistischen Principien in noch höherem Maasse zur Geltung kommen und das Resumé lautet daher mit Recht: „all natural agents which are limited in quantity, are not only limited in their ultimate productive power, but, long before that power is stretched to the utmost, they yield to any additional demands on progressively harder terms. This law may however be suspended, or temporarily controlled, by whatever adds to the general power of mankind over nature; and especially by any extension of their knowledge, and their consequent command, of the properties and powers of natural agents“. Aber dessen ungeachtet wirkt also dieses Gesetz immer fort und caeteris paribus würden die Produktionskosten der Bodenerzeugnisse im Gegensatze zu denen der Manufacturwaaren, für die so gut wie ausschliesslich bloss die eine günstige Tendenz vorwaltet, mit jeder Nachfrage unvermeidlich steigen müssen. Ueber ihre factische absolute so gut wie relative Zunahme entscheidet jedoch erst jener Conflict der beiden einander bekämpfenden Tendenzen. Der Verlauf dieses letzteren ist also in Wirklichkeit von der allein maassgebenden Bedeutung und seine Wichtigkeit äussert sich vornehmlich darin, dass er es hauptsächlich ist, an den die regsten Interessen der drei grossen ökonomischen Stände geknüpft sind. Denn derselbe Factor, der die Produktionskosten der Bodenerzeugnisse zu vertheuern strebt, muss mit der Zunahme von Kapital und Bevölkerung auf eine Erhöhung der Rente auf Kosten der Gewinne \*) hinwirken, obwohl auch die Rente nicht Alles gewönne, was diese letzteren verlören, da ein Theil von den vermehrten Kosten absorhirt werden würde. Der andere Factor hingegen, d. h. die verschiedenen und direkt die landwirthschaftlichen Verbesserungen leisten ihm von Zeit zu Zeit Widerstand und hätten

\*) „By profits must of course be understood the rate of profit.“

an sich den dem Grundeigenthümer höchst conträren Erfolg, entweder die Geldrente allein oder auch zugleich die Kornrente zu schmälern \*). Die Wirkung jedes Einzelnen liefe demnach dem Interesse bald der einen, bald der anderen Klasse zuwider, in ihrer Verbindung aber gleicht sich der Widerstreit mehr oder weniger aus, so dass mindestens die Renten wohl nur selten \*\*) durch einen Fortschritt in der Landwirthschaft herabgedrückt worden sind. „Population everywhere treads close on the heels of agricultural improvement, and effaces its effects as fast as they are produced . . . Agricultural improvement may thus be considered to be not so much a counterforce conflicting with increase of population, as a partial relaxation of the bonds which confine that increase“. Solche Verbesserungen hemmen nun einerseits zu Gunsten des Gewinnes die stete Wirksamkeit des Bodengesetzes, werden aber wiederum ihrerseits durch die fortschreitende Entwicklung der Gesellschaft so weit zum Vortheil der Rente entkräftet, dass sie nicht nur kein Sinken derselben verursachen, sondern noch ihr Steigen in weiteren Dimensionen ermöglichen. Es kommt also allendlich darauf an, ob in diesem Kampfe das dem Gewinne günstige Princip des Fortschritts oder die der Rente vortheilhafte Stabilität oder gar retrograde Tendenz der Natur das im Durchschnitte mächtigere und überwältigendere Moment ist. Und da ergiebt es sich schon daraus, dass selbst die Hemmnisse der Rentensteigerung zu Fördernissen derselben werden, dass der ökonomische Progress der aus Grundeignern, Kapitalisten und Arbeitern bestehenden Gesellschaft auf eine fortschreitende Bereicherung der ersteren ausgeht, während die Kosten für den Unterhalt eines Arbeiters zu steigen, die Gewinne zu sinken die Tendenz haben. Ja selbst wenn die Produktivität eines Landes durch eine Verbesserung auf immer ungeschmälert bliebe, würde

\*) Treffend ist hier der Nachweis Mill's, dass es allein der Gegner Schuld ist, wenn sie sich an dem vermeintlichen Paradoxon gestossen haben, dass Ameliorationen dem Grundeigenthümer nachtheilig seien. „If the assertion were that a landlord is injured by the improvement of his estate, it would certainly be indefensible; but what is asserted is, that he is injured by the improvement of the estates of other people, although his own is included“ etc. l. IV. ch. III § 3.

(\*\*) Ost-Preussen 1815 - 30? und s. unten Anh.

die Rente bei steigender Bevölkerung und Kapitalmenge dennoch grösser werden: 100 (20) 80 (20) 60  
200 (40) 160 (40) 120.

Es ist, wie man sieht, diese weitere Formulirung der Rententheorie kein Hinausgehen über Ricardo, sondern nur eine tiefere Auffassung der schon in seiner Lehre enthaltenen Ideen und dem analog kann man auch die übrigen Erörterungen, selbst wenn sie abzuweichen scheinen, nur als eine genauere Verarbeitung derselben ansehen. Es ist daher von geringerem Belang, als es den Anschein hat, wenn Mill im 1 B. Kap. I § 33 die Ursache des Preises für die Nutzniessung des Bodens in dessen quantitative Beschränktheit, (L. II ch 16) in das Monopol des Besitzes verlegt und selbst den Satz ausspricht, dass, wenn der ganze Grund und Boden eines Landes einem Einzigem gehörte, dieser die Rente nach Belieben bestimmen könnte. Er selbst wendet dagegen ein, dass alsdann die Rente mit einer Auflage verwechselt und der ausschliessliche Eigenthümer des Landes nur ein Despot desselben wäre. Und meint er ferner gleich den vielen anderen Schriftstellern, dass, wenn der ganze Boden eines Landes für den Anbau requirirt werden würde, auch jedes Stück desselben einen Ueberschuss gewähren könnte \*), so hebt sich dieses darin auf, dass er solch' eine Annahme als mit dem Bestehenden unverträglich verwirft. Seine Ansicht reducirt er doch endlich darauf, dass es Grundstücke giebt, die keine Rente zahlen und nur die besseren eine solche ertragen können, wenn sie allein der Nachfrage nicht genügen, das Angebot aber nur unter noch ungünstigeren Bedingungen, als die weitere Ausdehnung der Kultur, zu vermehren vermögen. In diesem Sinne ist es völlig wahr, wenn es heisst: „even when monopolized, a thing, which is the gift of nature, and requires no labour or outlay as the condition of its existence, will, if there be competition among the holders of it, command a price, only if it exists in less quantity than the demand.“ Es ist hier nur, wie billig, der Grundsatz der Preisbestimmung durch Angebot und Nachfrage auch auf das Rentenverhältniss angewandt \*\*),

\*) Aber nicht auch jede Kapitalanlage.

\*\*) Gleich richtig ist es, dass, so lange der Preis nicht genügend gestiegen ist, um die Kosten eines additionalen Productes zu decken, der gestei-

indem in der That die Vorzüge des besseren und besser gelegenen Grundstückes in dem Maasse Tauschwerth erhalten, als ihr Angebot relativ abnimmt. Das je im Durchschnitt und zur Zeit in Ueberfülle Vorhandene kann keinen Preis haben, ehe sich nicht aus ihm heraus wieder eine neue Schichte von Differenzen erhebt. Peremptorisch schliesst daher Mill: „even if it were the fact, that there is never any land taken into cultivation, for which rent, and that too of an amount worth taking into consideration, was not paid; it would be true, nevertheless, that there is always some agricultural capital which pays no rent, because it returns nothing beyond the ordinary rate of profit.“

Eine unstatthafte Inconsequenz dagegen scheint uns die im folgenden § 5 (II, 16) vorgebrachte Ansicht zu sein, dass das ein für allemal im Boden fixirte und keiner periodischen Erneuerungen bedürftige Kapital auch in der Theorie von jenem nicht zu trennen, sein Ertrag vielmehr mit der Rente vollständig zu identificiren sei. Denn, dass seine Eigenthümer nicht „Kapitalisten“, sondern Gutsbesitzer sind, kann dafür eben so wenig einen triftigen Grund, als der Umstand bieten, dass jener Zins denselben Gesetzen, wie die Rente unterworfen sei. Gerade desswegen müsste im Gegentheile der Gewinn nach dem je herrschenden Zinsfusse stets abgezogen werden, um den Betrag der wahren Rente ermitteln zu können; zu dieser gehören aber alsdann gewiss auch alle die Ueberschüsse, welche im Laufe der Zeit durch die verschiedenen Kapitalanlagen hervorgerufen wurden. Wie die eigentliche Rente sind auch sie nicht die Folge der Kapitalverwendungen, sondern von besonderen, von diesen völlig unabhängigen Verhältnissen; wie weit aber jene lohnen, sollte zum mindesten der auf die angedeutete Weise berechnete Zins angeben, wenn auch in Praxi die Scheidung schwer, ja gar nicht durchzuführen wäre. Thünen aber betont und zwar mit einigem Rechte eine noch weitere Sonderung und will, wenn er auch gleichfalls bekennt, dass eine Melioration, deren Wirkung nicht wieder aufhört, sondern stets fort dauert, auch die Landrente für immer erhöhe, die-

sen Zuwachs zu ihr auch in der Entstehung von ihr, der älteren Landrente getrennt wissen. Anstatt dass diese ohne Mühe und ohne Zuthun des Besitzers durch den blossen Vorzug des Bodens oder der Lage des Gutes entstanden sei, müsse jener Zuwachs, durch die Verwendung eines Kapitals erkaufte werden. Daher fordert er auch, dass die Landrentensteuer für lange Zeiträume unverändert bleibe, da sie sonst von Verbesserungen abhalte und das Wachsthum des Staates hindere. Ja es wirken, meint er Th. II, 2, wo er von den Abgaben spricht, die Verbesserungen der physischen Beschaffenheit des Bodens und die Erhöhung des Bodenreichthums, diese dritte Quelle der Landrente, so wohlthätig auf den Wohlstand der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, dass sie weit eher durch Prämien gefördert, als durch Auflagen gehemmt werden sollten. Auch nach Hermann ist jene Trennung schon deshalb vorzunehmen, weil er es p. 149 fl. ganz allgemein hinstellt, dass der Gewinn vom fixen Kapitale, wenn nämlich nicht beliebige Vermehrung oder Verminderung desselben möglich sei, lange fort eben so wohl niedriger als auch höher als der übliche Gewinn von seinem ursprünglichen Werthe stehen könne. Hier also wäre wenigstens auf eine theilweise Ausgleichung von Verlust und Ueberschuss zu schliessen, obschon gerade im Ackerbau nach dem in ihm vorwaltenden Gesetze der letztere überwiegen und eben in demselben Maasse, aber auch nur in diesem Maasse, als Resultat derselben Wirkung, welche die Rente hervorruft, auch selbst als Rente betrachtet werden müsste. „Bodenrente“, sagt derselbe Autor p. 177, „ist also nicht immer blos der Bezug, den der Besitz des Bodens im engeren Sinne einbringt, sondern die im Boden fixirten nicht beliebig vermehrbaren Productionskräfte können, wie der Boden selbst, durch anhaltende Preissteigerung des Kornes einen Mehrgewinn abwerfen, der dann auch ihren Tauschwerth (freilich nur im Gesamtwerthe des Bodens) erhöht“. Dieser Mehrgewinn scheint uns eben die Rente zu sein und gerade so wenig aus der Kapitalanlage selbst hervorzugehen, zu deren Ertrag zu gehören, als dieser in jene, die Rente, aufgenommen werden darf. Nicht ohne Grund konnte Mill selbst, der den Zins zur Rente schlug, sagen, dass Carey nur weiter, als er gegangen sei, wenn er jede Rente als Wirkung verwandten Ka-

pitals angesehen habe. Auch ist bereits jene seine Bemerkung einem Gegner Ricardo's, Glaser, nicht entgangen, der ihr im § 147 (IV B. 1. Abschn.) seiner allgemeinen Wirthschaftslehre die Absicht unterlegt, eine vermeintliche Schwierigkeit, in welche die Ricardo'she Theorie gerathe, beseitigen zu wollen. Diese Schwierigkeit nämlich sieht er darin, dass seiner Meinung nach ein consequenter Anhänger der letzteren behaupten müsste, dass dasjenige Grundstück, welches seine Fruchtbarkeit Meliorationen verdanke, keine Rente, sondern nur Kapitalgewinn gewähre; dann jedoch in jedem einzelnen Falle auch untersucht werden müsste, ob das Grundstück seine Fruchtbarkeit einem Kapitalaufwande oder seiner ursprünglichen natürlichen Beschaffenheit schuldig sei. Da nun aber die Grundstücke, welche einen höheren Ertrag, als andere, gewährten, in der Regel auch ein grösseres Kapital erfordert hätten, so bliebe die Monopoltheorie nur auf die Fälle anwendbar, welche die Ausnahmen von der Regel machten, müsste also für jeden einzelnen Fall erwiesen werden.

Abgesehen nun davon, dass solch' eine Beweisführung sich selbst verurtheilt, indem in ihr mit Uebersehung des Bodengesetzes die Bedingungen völlig ausser Acht gelassen sind, unter denen die verschiedenen Kapitalanlagen möglich werden und einen rente-gleichen Ueberschuss abwerfen können, — dass also das Ungenügende nicht in der Rententheorie, sondern in dieser ihrer Auslegung liegt, — ist speciell die Kritik jenes Mill'schen Passus, wenn auch übertreibend, im Wesen nicht unrichtig. Darum, meint er, dass ein Einkommen nur Gewinn sei und nicht auch eine Rück-erstattung des Kapitals enthalte, folge nicht, dass es nicht Kapitalertrag, sondern Entschädigung für Benutzung von Naturfactoren sei, über welche die Grundeigenthümer als Monopolbesitzer verfügen. Dass aber Mill bei seiner Behauptung weniger dieses Einkommen, als „Alles das, was sich daraus (der Anlage) als Folge ergibt“ und hier die Hauptsache ist, im Auge hatte, wird nicht beachtet. Jedenfalls trifft dieser Angriff nur den einen Anhänger Ricardo's und keineswegs Ricardo selbst, so dass dem Schluss: „Die Ricardosche Theorie, statt die Thatsachen zu erklären, ist mit denselben in Conflict gerathen“ die nothwendigen Prämissen gänzlich fehlen.

Was also von dem Ertrage eines Gutes aus derselben Quelle, wie die Rente fließt, d. h. Alles, was durch die Differenz und den Vergleich an Werth geschaffen ist, muss auch als Rente betrachtet werden und, dass die Statistik bei der faktischen Ausschcheidung versagt, kann die theoretische nicht mehr überflüssig machen, als gar „die Unhaltbarkeit der Ricardoschen Theorie“ erweisen \*).

Gegen diese letztere kann auch daher jene Folgewidrigkeit Mill's eben so wenig, als die einzelnen Modificationen sprechen, die einige ihrer Lehrsätze in seinem Werke erfahren haben. Sie sind, wie gesagt, meist nur Ergebnisse gründlicherer oder eher solcher Forschung, die auch die concreten Verhältnisse mehr berücksichtigt, so dass die Schlüsse Ricardo's durch sie in keiner Weise discreditirt, sondern nur durch die Mitbeachtung anderer wirksamen Momente eingeschränkt und mancher Variation zugänglich werden. Hier vorzüglich trifft der Ausspruch zu: „all his (Ricardo's) conclusions are true hypothetically, that is, granting the suppositions from which he acts out“; nur dass es noch gestattet ist hinzuzufügen, dass diese Voraussetzungen sich auf die Präcipien beziehen, deren Tendenzen mit die wirksamsten und stätigsten sind. Dies hat eben so wohl Bezug auf die Lehre, dass der Arbeitslohn von dem Preise der Nahrungsmittel abhängt, als auch auf die andere, dass eine allgemeine Steigerung der Löhne, d. h. der Arbeitskosten \*\*) die Werthe nicht beeinflussen könne. Beide Lehren Ricardo's bleiben im Wesentlichen und, was für uns das Wichtigste ist, gerade in den Beziehungen gewahrt, in denen sie

\*) Cnf. Roscher I § 152 sammt Anm. 6 und Rau „Grunds.“ 7. Ausgabe § 208. Auch Wolkoff ist hier im obgenannten Punkte durchaus inconsequent (Lectures d'É. P. p. 158, 164 f. 185 u. a.). Die Dauer in der Zeit ist kein Charakteristikum des Kapitals. Schon der passim vorkommende Ausdruck „la rente foncière créée par le propriétaire“ erweckt Misstrauen und (p. 194. 196), wo er auf die Besteuerung kommt, muss Wolkoff dennoch die Richtigkeit einer genauen Scheidung zwischen Zins und Rente im Wesen anerkennen. Fontenay (Du Rev. fonc.) begeht aber den Fehler die Definition (p. 166): „la rente est ce qui, dans une exploitation, excède l'intérêt, au taux ordinaire, — de tous les capitaux qui y ont été engagés“ — p. 169 mit der anderen zu verwechseln: „la rente est ce qui reste du fermage, quand on en a retranché l'intérêt au taux de tous les capitaux engagés dans la terre!“

\*\*) „The cost of labour,“ was die Arbeit dem Kapitalisten kostet.

rückwirkend für seine Rententheorie, mit der sie mehr oder weniger in Connex stehen, bedeutsam sind, mit als Beleg für oder gegen ihre Gültigkeit dienen können. Sie selbst aber ist in diesem ausgezeichneten Werke so vollendet dargelegt worden, dass es diese ihre Fassung ist, auf die man sich in der Polemik gegen ihre Gegner vorzüglich zu berufen hat.

Roscher.

Ihr zunächst steht vielleicht W. Roscher's (I § 149—159) Behandlung der Rentenlehre, die, wenn auch in ganz anderer Verfahrensart und weniger ausführlich, dennoch alle Seiten derselben berücksichtigt und wohl durchgängig im Ricardo'schen Sinne gehalten ist. Gerade desswegen aber brauchen wir trotz aller ihrer Autoritätswichtigkeit auf sie nicht weiter einzugehen, zumal schon Manches durch Citate beachtet worden ist. Wie in den übrigen, ist auch in diesem Kapitel des inhaltvollen Handbuchs viel Interessantes namentlich in den Anmerkungen zu finden.

Bis auf wenige nicht bedeutende Differenzen gilt Gleiches auch von K. H. Rau (Grunds. §§ 206—221).

Rau.

Stein.

L. Stein hebt in seinem Lehrbuch der Volkswirtschaft (Wien 1858) p. 79—87 \*) das Allgemeine in der Erscheinung der Rente als eines „freien Ueberschusses“ richtig hervor, wird aber zugleich auch ihrer besonderen Bedeutung so gerecht, dass er sie als Maassstab für die Höhe und den Wechsel der allgemeinen Produktivität in deren regelmässiger Bewegung hinstellt. (Cnf. S. 191 Anm.) Sieht er jedoch den Grund dafür schon allein in der dem wechselnden Bedarfe gegenüber sich gleich bleibenden Bodenmasse, so genügt das selbst bei angenommener Gleichheit der Grundbesitze erst unter der Voraussetzung, dass hier auch die Beschränktheit der Vegetationskraft mit beachtet ist. Die Behauptung aber, „dass die Steigerung der Grundrente eine Erhöhung des Preises aller Producte zur Folge haben müsse, weil alle Productionen der Producte des Grund und Bodens bedürfen,“ — ist ganz unhaltbar, falls diese Erhöhung nicht etwa bloss auf den Rohstoff oder mit andern Worten auf den Preisstand bezo-

\*) Cnf. auch p. 121. 187. 190. 249. 262. 331 u. 333.

gen wird, der bei der unbedingt vermehrbarer Hervorbringung des Rohstoffs gedacht werden konnte \*).

Das Neue endlich, das dieser Verfasser zu bieten meint, scheint uns weniger im Wesen seiner Lehrsätze, als in einer Darstellungsform zu bestehen, die denselben schon von vornherein die Allgemeinheit der Abstraction verleiht.

Auch M. Wolkoff können wir nicht in Allem beistimmen. Wohl stützt er seine „Lectures d'é. p. rationelle“ 1861 \*\*) zum meist auf Ricardo's (cnf. z. B. p. 182 u. 199) namentlich aber Thünen's Lehre; allein, wenn er unter Andern vorzüglich nur den Standort, das „emplacement“ betont und weder in Bezug auf die Rente, noch auf die abnehmende Produktivität der wiederholten Kapitalanlagen („capitaux superposés“) einen Unterschied zwischen der landwirthschaftlichen und jeder anderen Industrie gelten lassen will, so möchten wir beides wenigstens für einseitig halten.

In der letzteren Hinsicht belegt er seine Meinung mit dem Falle, wo bei gegebener Ausdehnung des Standortes irgend ein Unternehmen nur durch „Superposition“ von Kapital und Arbeit, also etwa nur durch Hinzufügung eines Stockwerkes erweitert werden kann und somit ein Theil des neuen Arbeitsaufwandes auf das Hinauf- und Hinuntertragen verloren gehen muss (p. 156 f.) Dies ist nun zwar nicht zu leugnen und für die Wissenschaft auch nicht zu gering, um als Zeichen der Allgemeinheit des betreffenden Gesetzes berücksichtigt zu werden. Während aber letzteres im Ackerbau prävalirt, tritt es in der Industrie zurück (S. oben S. 207 und später unten), denn hier bewährt es sich nicht in der Benutzung der relativ meist unbeschränkten und gleichartigen Naturkräfte, sondern bloss für die eine Schranke, die des Raumes. Und auch diese ist hier bei weitem nicht von der Bedeutung, wie in der Urproduction, welche sowohl grösserer Flächen be-

Wolkoff.

\*) Auch Stein legt ein solches Gewicht auf jene besprochene Rentendefinition Ricardo's, dass er (p. 86) Bastiat's Ansicht, es gebe keine Rente, sondern nur Zins für einen relativen Fortschritt erklärt.

\*\*) Wolkoff's hier vielleicht noch wichtigere: „Opuscules sur la Rente foncière“ 1854 sind uns leider nicht zugänglich gewesen.

darf, als es auch eben mit Rohstoffen zu thun hat, die ihrem verhältnissmässigen Gewichte nach für die Entfernungen um Vieles empfindlicher sind, als die verarbeiteten.

Geht es übrigens schon aus diesem ersten jener Punkte hervor, dass unser Autor vorzüglich nur die Verschiedenheit im Raume beachtet und über derselben übersieht, dass es im Ackerbau nicht bloss auf den Standort, auf die „Tragfähigkeit“ des Bodens, sondern auch auf dessen inneren Gehalt ankömmt, so gipfelt diese Einseitigkeit in dem Satze (p. 164): „en agriculture aussi, la terre comme un des trois moyens de production \*), n'est que l'emplacement.“ Entweder fasst er diesen Begriff sehr weit — und das ist wahrscheinlich — oder er verkennt, dass neben der Lage auch die Fruchtbarkeit immerhin eine grosse Rolle spielt, die sich auch nicht weniger, als jene, der die Bodenrente charakterisirenden Gesetzmässigkeit unterstellt. Dieses sein Verkennen der besonderen Bedeutsamkeit, welche der Naturfactor in dem Ackerbau hat, ist aber um so auffälliger, als er doch auf sie schon im ersten Kapitel seines Werkes hingewiesen hatte. Liess er dort deutlich den Einfluss des Baues, des Kulturganges auf die Distribution durchsehen, so meint er jetzt, dass die Voraussetzung, dass uns der Rohstoff vom Himmel fiele, bloss das Verschwinden der Urproductionen zur Folge hätte: „mais les lois de la production, de la distribution et de la consommation des richesses obtenues par les industries restantes n'en seraient pas plus modifiées qu'elles ne l'ont été par la disparition de beaucoup d'industries dont les produits sont tombés en désuétude!“ etc. (p. 163.)

Rösler.

Recht gut ist endlich derselbe Gegenstand von H. Rösler in seinen 1864 erschienenen „Grundsätzen der Volkswirtschafts-

---

\*) Diese Scheidung der Productionsfactoren, der auch Wolkoff anhängt, in Grund und Boden, Kapital und Arbeit scheint uns keine genaue zu sein. Die Arbeit einer- und die ganze Natur andererseits, das sind die beiden ursprünglichen Factoren. Das Kapital, das sich als dritter hinzugesellt, ist bereits das Resultat der beiden anderen und enthält als solches von jedem derselben etwas. Ja dieser participirende Charakter des Kapitals zeigt sich auch darin, dass sich in seiner Form einerseits schon die Natur an sich, nämlich als Rentequelle, andrerseits aber auch die blossе unverkörperte Arbeitsanhäufung darstellen kann, wo sie, wie dem Gelehrten z. B., ein Einkommen gewährt.

lehre“ erörtert worden. Namentlich ist es anzuerkennen, dass er nicht nur gleich St. Mill den Kampf jener beiden Tendenzen in seinen Principien erfasst, sondern auch auf Grund dieser Erkenntniss seine Rentenlehre (p. 205 fl.) sehr richtig in zwei gleich bearbeitete Abschnitte eingetheilt hat. In dem ersten spricht er von dem Rentengesetze, von den natürlichen Schranken der Production und führt sie speciell für den Ackerbau 1) auf die ungleiche natürliche Fruchtbarkeit, 2) die ungleiche Lage und 3) die allmälige Erschöpfung der Grundstücke zurück; in dem zweiten dagegen betrachtet er die Gegenwirkungen des Rentengesetzes und sieht in der Erlangung neuer Naturkräfte, aber namentlich in der Erhöhung der Productivkraft der Arbeit und des Kapitals die beiden einzigen Auswege, um jenem erdrückenden Naturgesetze entgehen zu können. „Wenn sich dasselbe ohne irgend eine Gegenwirkung vollzöge,“ ... „so wäre die Volkswirthschaftslehre eine blosse Theorie der menschlichen Erniedrigung und Verarmung“ und hätte also auch Carey in seinem allgemeinen Urtheile über die Doctrin „des grossen Sophisten“ (Ricardo) Recht. „Nun giebt es aber in der That Gegenwirkungen, welche die Wirksamkeit dieses Gesetzes bald mehr, bald weniger aufheben und beschränken. Das Gesetz selbst aber bleibt, denn gerade, weil es bleibt und unerbittlich sich geltend macht, müssen andere Einwirkungen der Production zu Hülfe kommen. Diese Einwirkungen sind also die alleinigen Ursachen des ökonomischen Fortschritts der Nationen, und von ihrer Existenz und Kraft hängt es ab, ob Nationen reich oder arm werden. In ihrem richtigen Verständniss liegt das Verständniss aller ökonomischen und socialen Fragen. Alles was Fortschritt oder Rückschritt heisst, muss auf sie zurückgeführt werden“ ... „Alle wahren Fortschritte der Production sind aber Fortschritte der Civilisation, oder um es mit einem greifbareren Ausdruck zu bezeichnen, Fortschritte der Kunst.“ „Der menschliche Geist, der tiefer in das Wesen aller Dinge eindringt und ihre unbewusst schlummernde Kraft erforscht, und die sittliche Willenskraft, welche durch Ausdauer zum vorgesezten Ziele führt, sind eben die wesentlichen Voraussetzungen jedes Fortschritts,“ „Geist und Seele die herrschenden Kräfte in der Güterwelt.“

Es wird vielleicht auffallen, dass ich Rösler, den noch neuerdings Trunk („Gesch. u. Krit. d. Lehre v. d. Grundrente“ in Hildebrand's Jahrb. 1866 VI) eher zu Carey's Anhängern in der Rentenfrage gezählt hat, hier die Reihe der Ricardianer beschliessen lasse. Aber gerade im juste milieu zwischen den beiden feindlichen Lagern scheint mir die passende Stellung für einen Schriftsteller zu sein, der nach beiden Seiten hin gerecht sein, und zwischen den in den Kampf geführten Principien einfach vermitteln will. Dass bei einer solchen blossen Vermittlung, die am Ende keine Hauptfrage beantwortet, viel Wissen errungen oder eine befriedigende Lösung herbeigeführt wäre, will ich damit nicht gesagt haben; aber ein entschiedener Hinweis darauf, dass jene grossen Tendenzen sich nicht ausschliessen, sondern bekämpfen, d. h. zugleich wirken, kann immerhin auf die Abkühlung der Parteileidenschaft einen günstigen Einfluss haben. Und zwar um so mehr, als, wie wir gesehen haben, die Schule Ricardo's in ihrer Entwicklung auch das Allerletzte von Einseitigkeit abgestreift hat, der ihrigen aber selbst die eifrigsten Careyaner wider Willen nicht durchweg getreu bleiben können. Die wahre Annäherung fiele dagegen auch mit der Lösung des ganzen Problems zusammen und bestände nach gründlicher Erforschung der Gesetze in ihrer Isolirung in der Blosslegung des Ganges ihrer combinirten Wirksamkeit. Das wäre dann ein vielsagender Ausdruck der Wissenschaft für die Thatsache, während Rösler's Beschreibung derselben Nichts erläutert, sondern nur wahrnimmt. Das gesteckte Ziel, zunächst ein *pium desiderium*, ist mit der Zeit vielleicht dennoch an der Hand umfassender statistischer und geschichtlicher Studien zu erreichen.

---

## Abschnitt VI.

---

**Der Antagonismus gegen die Ricardo - Thünen'sche Theorie, wie er zum Theil noch auf dem physiokratischen Vorurtheile oder auf Missverständniss beruht, zum Theil aber auch auf Carey und Bastiat vorbereitet.**

Ist nun diese Macht des Geistes von Ricardo und namentlich einigen seiner Anhänger, wenn auch, wie erwähnt, durchaus nicht übersehen, so doch weniger berücksichtigt worden, als die ihr entgegenstehende Macht der Natur, so hat in neuester Zeit dieser sehr gemässigte, latente Pessimismus dem entschiedensten Optimismus Platz machen müssen. Der Uebergang hierzu wurde durch eine Reihe Autoren vermittelt, die sich sowohl gegen Malthus' Bevölkerungs- als gegen Ricardo's Rententheorie erklärten, hierbei aber unverkennbar weniger durch eine den Grundideen derselben entgegengesetzte Erkenntniss, als durch die Abneigung gegen die vermeintliche Härte ihrer Consequenzen geleitet wurden. Diese sind das vorzügliche Object ihrer oft mit den verschiedensten Thatsachen unterstützten Angriffe, die Lehre selbst glauben sie aber entweder schon zugleich auf diesem indirecten Wege widerlegt zu haben oder auch gar nicht weiter anfechten zu müssen. Geschieht jedoch dieses Letztere, so sind es meistens nicht deren eigene Sätze, wenigstens nicht der rechte Sinn derselben, sondern etwas ganz anderes: die ihnen missverständlich beigelegte Bedeutung, deren Unhaltbarkeit erwiesen werden soll. Nur wenige dieser Gegner stehen noch auf dem alten Standpunkte

der besonderen Produktivität des Bodens, bei vielen lassen sich aber schon die Spuren zu der modernen Polemik entdecken, die erst wiederum Principien gegen Principien in die Schranken führte. War sie somit mehr oder weniger bereits angebahnt, so wurde sie in ihrer ganzen Entschiedenheit wohl nur durch den Aufschwung und raschen Fortschritt wach gerufen, der unsere Periode kennzeichnet. Alle die grossen Erfindungen und Entdeckungen, alle die Verbesserungen und Reformen, welche auf den verschiedensten Gebieten in verhältnissmässig so kurzer Zeit auf einander folgten, bekundeten in so hohem Maasse die Gewalt des menschlichen Geistes, dass die ihm in der Natur gesetzten Schranken dagegen gänzlich zurücktraten. Schienen sie doch in mancher Hinsicht gänzlich gewichen zu sein! Die Gegenwirkungen gegen das Rente-gesetz machten sich nicht mehr einzeln, sondern nahezu insgesamt geltend und errangen in jenem grossen Kampfe rasch ein Uebergewicht, vor dem das andere langsamere, aber desto zähere Princip leicht ausser Acht kam. Während man also früher hauptsächlich die Tendenz des letzteren betont hatte, wurde jetzt der Tendenz des anderen in noch höherem Grade die ganze Aufmerksamkeit, ja selbst die Alleinherrschaft zu Theil.

In der folgenden Uebersicht der genannten Autoren wenden wir uns naturgemäss zunächst den aelteren unter ihnen zu, die noch zum Theil, indem sie Ricardo den Fehdehandschuh hinwarfen, jenes alte Vorurtheil zu schützen unternahmen.

J. B. Say. Beginnen wir hier wiederum mit J. B. Say, so findet sich bei ihm für das so eben über die Art der Polemik Gesagte, insofern gleich eine Bestätigung, als er T. I. p. 221 s. „Cours“ (Coll.) die Ricardo'schen Betrachtungen nicht allein für im Grunde durchaus richtig erklärt, sondern ihnen bis auf die scharfsinnige und glückliche Form sogar die Neuigkeit absprechen will, — die aus ihnen gezogenen Folgerungen hingegen als Abstractionen bezeichnet, die Nichts lehren und keiner nützlichen Anwendung fähig seien. Ja er verneint selbst die Originalität dieser Consequenzen, indem er Ricardo's Lehre über das Verhältniss der Rente zum Preise bloss als eine andere Ausdrucksweise für die Wahrheit hin-

stellt, dass die Bedürfnisse der Gesellschaft die Ursache der Nachfrage seien und diese wiederum den Preis unter der Voraussetzung bestimme, dass er die Produktionskosten zu decken genüge. Auf einer so richtigen Erkenntniss dies auch zu beruhen scheint, der Werth dieses Ausspruchs leidet doch unmittelbar darauf unter dem Einflusse von Say's eigener Lehre, die auf ihn ein ganz anderes Licht wirft. Aller Vermuthung zum Trotz ist Say weit entfernt davon Ricardo in Wahrheit beizupflichten, sondern folgert vielmehr, dass die Rente dennoch einen Theil der Produktionskosten und folglich auch des Preises bilde \*). Er stellt sich hierbei so sehr bloss auf den engen Standpunkt des Pächters, des Producenten, dass ihm die Nothwendigkeit: 1) von einem Grundeigenthümer das Recht zu kaufen, seinen Boden arbeiten zu lassen und die Nothwendigkeit 2) von einem Arbeiter das Recht zu kaufen, ihn selbst arbeiten zu lassen, Schwierigkeiten derselben Art sind und in gleicher Weise unter die Produktionskosten gezählt zu werden verdienen. „Der auf schlechten Grundstücken producirte Weizen“, heisst es schlechtweg, „kostet viel an Handarbeit, Dünger etc., der auf guten, weniger an Handarbeit, mehr an Pacht. Diese Kosten, wiewohl von verschiedenen Ursachen herrührend, sind in Bezug auf den Preis von derselben Natur!“ „Man zahlt sie“ und dieses Factum genügt, genügt aber auch nur dem Pächter, die Wissenschaft jedoch hörte auf eine solche zu sein, wenn sie sich schon damit zufrieden stellen und jede weitere Analyse als leere Abstraction zurückweisen wollte.

Zudem hängt der Preis (ch. XX), der dem Grundeigenthümer eine Rente gewährt, nicht allein von der Ausdehnung der Nachfrage, sondern auch von der Ausdehnbarkeit des Angebots ab. Wird aber die Beachtung dieses letzteren Moments bis zu der Frage missverstanden: „Kann man mit Recht sagen, dass die schlechteren Grundstücke einer Gegend die Ursache seien, deretwegen die guten eine Rente geben?“, so lässt sich nur mit St. Mill darauf erwidern: „Nicht der Anbau schlechteren Bodens

---

\*) Wir sehen davon ab, dass auch hier der im Zusammenhange durchaus klare Satz: „die Rente sei kein Element des Preises,“ wie auch weiter unten (V. 20) missverstanden worden ist. S. S. 249.

ist Grund der Rente des besseren, sondern die Nothwendigkeit dieses Anbaus“. „Dies ist aber kein geringerer Unterschied als zwischen Angebot und Nachfrage“ \*).

Es verräth endlich nur jene falsche Auffassung der Produktivität, wenn Say in einer Anmerkung zu Smith (L. I ch. V) der Natur bloss in gewissen Productionen einen Antheil, aber dafür auch in dem Sinne einräumt, dass ihre Arbeit auch einen additionellen Werth der des Menschen gebe. Das Beispiel, das er dazu anführt, ist natürlich die Bodenrente.

Joseph  
Garnier.

Rei Garnier ist es uns aus dem bekannten Grunde nur möglich bloss auf den einen Ausfall gegen Ricardo einzugehen, der in jener sonst richtigen Anmerkung (S. oben S. 69) zu Smith' Ansicht über die Preisbestimmung enthalten ist. Man kann mit ihm hier einverstanden sein, wenn er behauptet, dass, während bei den Manufacturwaaren der Gewinn die stete Tendenz habe, sich bis auf dasselbe Niveau auszugleichen, bei Steinkohlenlagern und Bergwerken eine natürliche Ungleichheit diese Ausgleichung hindere und die Gewinne beständig auf verschiedener Höhe halte. Er ist aber zugleich der Meinung, dass es ein schwerer Irrthum Ricardo's sei, den Grundsatz des Preisminimums auch auf die Getreidefelder angewandt und angenommen zu haben, dass er ebenfalls den (Geld-) Preis des Getreides regle. Zweifelt er auch nicht daran, dass die bestehenden Bedürfnisse der Consumtion das Minimum von Erzeugniss bestimmen, welches die Production von Nahrungsmitteln noch lohnend mache, so will er andererseits nicht zugeben, dass der mittlere Kornpreis auch nur im Mindesten durch das Mehr oder Weniger an Fruchtbarkeit der Grundstücke afficirt werde. Allein dies kann kein besonderer Einwand gegen Ricardo's Lehre sein, denn das Geld ist ihm nur in so fern Regulator des Getreidepreises, als es der Maassstab und Ausdruck der Tauschwerthverhältnisse ist. Ob der Ertrag in edlem Metall oder in andern Gütern gemessen wird, ist hier gleich und daraus allein, dass unter gewissen Beschränkungen die Kornfrüchte Werthzeichen des Geldes sein können \*\*) oder, wie Garnier sogar ganz abso-

\*) S. unten S. 235 Quart. Rev. 36.

\*\*) Cnf. Hermann a. a. O. 120 fl. und unten.

lut sagt, der Werth des Geldes durch das Getreide gemessen wird, ergibt sich doch nimmer ein Grund, wesswegen die Preise im Ackerbau nicht gleich wie im Bergbau durch die Nachfrage einerseits und die Bedingungen des entsprechenden Angebots andererseits bestimmt werden sollte. Hier, wie dort, muss er, so bald das Bedürfniss über die vorhandene Gütermenge hinauswächst, so lange steigen, bis er die Höhe erreicht, welche die nothwendige Erweiterung des Angebots gerade möglich macht: das Preisminimum ist auf diese Weise in beiden Fällen durch die relativ grössten, aber doch nothwendigen Produktionskosten angegeben.

Bedeutender könnte, wenn er wirklich begründet wäre, der Einwand sein, den Sismondi (L. III ch. 13 s. Nouv. princ. d'É. P.) gegen Ricardo erhebt, indem er eine der Grundlagen zu dessen Ansichten, d. h. das Gleichgewicht der Gewinne in allen Wirthschaftszweigen nicht anerkennen will. Er ist nämlich der Meinung, dass die Schwierigkeit, die stehenden Kapitalien zu realisiren und anderwärts zu verwenden, so wie auch die erlangte Geschicklichkeit fahren zu lassen, diese Ausgleichung verhindern müsse. Allein es wären hier, zumal für das umlaufende Kapital, nur zu sehr die praktischen Hemmnisse auf Kosten des herrschenden Princips hervorgehoben, „denn die allgemeine wirksame Triebfeder des Erwerbs, der Eigennutz, wird nicht gestatten, dass die Vergeltung in den verschiedenen Erwerbszweigen verschieden sei, sondern verlangen, dass sie sich wie das angewendete Vermögen selbst verhalte“ (Hermann p. 146 f.) \*). Auch ist jener Process selbst wenigstens für die gewöhnlichen Schwankungen keineswegs so schwierig, da schon zumeist das unbeschäftigte, das schwebende (floating) Kapital hinreicht, um ihn dadurch zu bewerkstelligen, dass es durch die zahlreichen und vielfachen Kanäle des Credits den niederen Stätten des Anlagefeldes zufließt (S. St. Mill a. a. O. I p. 500 f.). Aber selbst wenn Ausnahmefälle einen vollständigen Wechsel der Kapitalbestimmung erheischen, wird die Ausgleichung trotz der grossen Opfer, die sie alsdann fordern kann, zuletzt dennoch vollzogen werden müssen. Die Zahl der Berufsgenossen giebt hier nur einen geringen Aus-

Sis-  
mondi.

\*) Cnf. Canard. S. oben S. 124 Anm.

schlag und der Verlauf der Compensation kann unmöglich dadurch vereitelt werden, dass, während einige Arbeiter der Entmuthigung weichen und ihre Beschäftigung aufgeben, in den entstehenden Generationen andere, neue erwachsen, die sie ersetzen. Die Volksvermehrung macht sich in allen Zweigen geltend und wird zudem in den übrigen noch in dem Maasse verstärkt, als sich ihnen aus diesem einen nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder zuwenden. Gilt jedoch das Gesagte allerdings schon weniger von Productionsarten, die das Kapital nur langsam umsetzen, so lässt das fixe Kapital, das seiner Natur nach auf einen bestimmten Kreis von Erwerbsarten, oft sogar auf einzelne beschränkt ist, im letzten Falle gar keine, im ersten nur innerhalb gewisser Grenzen anderweitige Anwendung zu. (Hermann p. 149.) Diese Erscheinung ist aber so wenig ein Beweis gegen die Rententheorie, dass sie vielmehr, wie wir (S. 187 f.) gesehen haben, mit in ihren wichtigsten Formen dieser letzteren zur allgemeinen Begründung dient und die Rente gleich allen renteähnlichen Verhältnissen als besondere Unterabtheilung in sich schliesst.

Nicht viel mehr will es gegen die Richtigkeit jener Lehre besagen, wenn Sismondi dagegen protestirt, dass die Pächter dem Grundeigner gewöhnlich die Gesetze vorschrieben und ihm gerade das Umgekehrte aus dem Grunde stattzufinden scheint, weil der verpachtbare Boden beschränkt wäre, das Kapital aber und die Menge der angebotenen Arbeitskraft fortwährend wüchsen. Wenn die unangebauten und schlechten Grundstücke, meint er, ohne Eigenthümer wären, hätte Ricardo Recht, so aber könne sie Niemand verwerthen, ohne die Einwilligung der Eigenthümer zu erkaufen. Ricardo habe die unterste Stufe seiner Vergleichungsskala 0 genannt, er hätte aber dort, wo er die 0 hingestellt, wenigstens eine 1 verzeichnen sollen. Es kann nun in der That nicht geleugnet werden, dass in einzelnen Ausnahmefällen, namentlich bei starker Parcellirung der Pächter so weit auf die Bedingungen des Eigenthümers eingehen muss, dass der Miethpreis noch mehr, als die Rente sammt dem Kapitalzins beträgt, aber es findet auch andererseits das Entgegengesetzte statt, wo dieser Betrag von dem Pachte noch nicht erreicht wird. Dieser wird also meistens um seine Norm oscilliren, allein das ist auch die

ganze Bestätigung, welche solche wissenschaftliche Bestimmungen von der Wirklichkeit zu fordern haben. Falls man aber endlich selbst die Möglichkeit zugiebt, dass mit der Zeit auch auf die unterste Bodenstufe eine Rente, eine 1 käme, so wäre dies dennoch keine Abänderung der Theorie, so lange man den Beweis schuldig bliebe, dass keine landwirthschaftliche Kapitalanlage nur den üblichen Gewinn eintrage. (Cnf. oben S. 112 f.) \*)

Heftiger und viel interessanter sind die Angriffe, die bald nach der Publikation der Ricardo'schen Schriften in der ihm feindlichen Quarterly Review erschienen \*\*). Sie basiren auf den verschiedensten Ansichten, bald solchen, die noch der älteren Lehre angehören, bald solchen, die schon bedeutende Keime zu der modernen in sich tragen: fast alle zeugen sie aber von Missverständniss oder parteiischer Uebertreibung.

Der erste dieser polemischen Artikel ist im 30. Vol p. 297—334 enthalten und knüpft seine kritischen Ausfälle an eine Recension des „Essay's on P. E.“, der im Supplement zur Encyclopaedia Brit. (Vol. VI. P. 1. 1823) veröffentlicht worden war. Seine Hauptaufgabe scheint mit in der Vertheidigung der Auffassung Smith' gegen die Ricardo's zu bestehen. Dass sie ihm hinsichtlich jenes Passus von der grösseren Produktivität des Ackerbaus in dem erwähnten Sinne gelungen ist, haben wir bereits (S. 92 Anm.) angegeben, aber es ist nur um so auffallender, wie der Recensent mit A. Smith auch die Meinung theilen kann, dass durch jenen Ueberschuss das Einkommen aller Einwohner gesteigert werde. Denn soll die Restauration jenes Satzes richtig sein, so kann die Rente nur als eine Uebertragung des Reichthums angesehen werden.

Hierin liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Theorien, den der Verfasser wohl völlig verkennt, wenn er

\*) Auch S. 244. 216.

\*\*\*) „In England wurde Widerspruch gegen Ricardo's Lehre, wie zu erwarten, vorzugsweise von der Partei der nobility und gentry, des grossen und kleinen grundbesitzenden Adels, kurz um mich einer etwas veralteten Bezeichnung zu bedienen, der Tory's erhoben; in Journalen, die als Organ dieser Partei betrachtet werden müssen, in Schriften, die von ihr in Schutz genommen wurden.“ Bernhardi.

glaubt, dass die Ricardo'sche Erklärung der Rente aus der Differenz mit der Smith'schen aus der Mitarbeit der Natur zu einander in keinem Widerspruche stehen. Selbst wenn man zugiebt, sagt er, dass die Rente aus dem Ueberschusse des Ertrages der besseren Grundstücke über den der schlechtesten herrühre, bliebe es denn nicht wahr, dass dieser Ueberschuss aus der natürlichen Fruchtbarkeit oder dem Werke der Natur entspringt? Allein es leuchtet ein, dass dieses in solcher Weise auch dem Kapitalgewinne zu Grunde gelegt werden mag, den der fruchtbarste Boden noch vor dem Anbau des anderen ergiebt, somit nicht die Ursache der Rente sein kann.

Wenn der Rec. aber auch ferner anerkennt, dass diese letztere so gut wie von keinem (weshalb nicht gerade heraus von keinem?) Einflusse auf den Werth ist, so versteht er nicht, wie man ihn auch dem Kapitalgewinne absprechen könne und polemisiert als Anhänger der älteren Ansicht gegen die Lehre, dass die Gewinnhöhe von der Productionsschwierigkeit auf dem Grund und Boden regulirt werde. Für ein begrenztes Gebiet giebt er es allerdings völlig zu, im Allgemeinen glaubt er es jedoch durch die Erfahrung widerlegt zu sehen. Die beiden Beispiele aber, die er hierfür anführt: dass nämlich seit der Thronbesteigung Georg II. (1727) bis zum Jahre 1757 und 1816—24 trotz der Wohlfeilheit des Korn's der Gewinn ein geringer gewesen sei, verlieren ihre Beweiskraft, wenn man zu ihrer Erklärung nicht, wie er es thut, allein das grössere Angebot von Kapital, sondern auch die anderen einwirkenden Momente, so namentlich die Bevölkerungsverhältnisse berücksichtigt. Tooke constatirt in seiner Geschichte der Preise, dass in dem ersten Zeitraum die Weizenpreise in Folge glücklicher Verschonung von Theuerungsjahren so gefallen und die Löhne so gestiegen waren, dass man mit einem Tagelohn statt  $\frac{2}{3}$  eines Peck \*), wie früher, ein ganzes Peck kaufen konnte, der Zuwachs der Bevölkerung aber trotzdem viel langsamer als später war, wo die arbeitenden Klassen weniger reichlich zu leben hatten. Genuss grösserer bürgerlicher und politi-

\*) 1 Peck = 2 gallons =  $\frac{1}{4}$  bushel =  $\frac{1}{3\frac{1}{2}}$  quarter = 458,134 pariser Kubikzoll.

scher Freiheit, eine geachtetere Stellung trieb die Volksklassen, anstatt zu einer blossen Vermehrung, zu einer Verbesserung ihrer Lage. Dies durfte nicht übersehen werden. In der zweiten Periode aber, wo die Ernten gleichfalls sehr reich gewesen waren und noch zudem die Einfuhr aus Irland zunahm, so dass der Weizenpreis auf 38 sh. sank (I. p. 228 der Asher'schen Uebersetzung) muss Vieles der Beendigung des grossen Krieges zugeschrieben werden. Es bleibt somit der Smith'sche Satz, dass die Anhäufung des Kapitals die Verminderung seines Gewinnes hervorrufe nur dann richtig, wenn die „difficulty to find within the country a profitable method of employing any new capital“ eben in die abnehmende Fruchtbarkeit, die von der Natur gezogenen Schranken, verlegt wird. Dies hat Ricardo gethan, ohne den anderen Grundsätzen der Wissenschaft, die hier einfließen, entgegen zu treten. Nur betont er als gewöhnlicher den Fall, wo die Löhne nicht in Folge eines erhöhten „standard of life“, sondern in Folge einer Vertheuerung der Nahrungsmittel steigen.

Der gleichfalls anonyme Verfasser des zweiten, bei weitem gehässigeren Artikels (Vol. XXXVI. Art. III. p. 391—437) führt nach einer, den vorgeblich zu wenig berücksichtigten Ackerbau in Schutz nehmenden Lobrede desselben zunächst die verschiedenen Verbesserungen und Veränderungen vor, welche namentlich seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts so grosse Fortschritte auf seinem Gebiete haben hervorrufen können. Allein alle die energischen Maassregeln, die er aufzählt, können, und mögen sie von einem noch so grossen Erfolge gekrönt worden sein, der Ricardo'schen Rententheorie eben so wenig als seine directe Kritik Etwas anthun, die auf völligem Missverständnisse beruht. Die Behauptung, dass alle Districte eine Rente geben, ist noch keine Widerlegung, falls diese Rente in dem Sinne von Pacht aus Capitalzins, Arbeitskosten und Monopolgewinn des damals noch im Kornzoll begünstigten englischen Grundeigenthümers zusammengesetzt sein konnte. Es hört aber auf Ernst zu sein, wenn jene Lehre dahin ausgelegt wird, dass der schlechtere Boden mit der speciellen Absicht in Anbau genommen werde, um dem besseren eine Rente zu gewähren. Es ist von Ricardo und seinen Anhängern weder je-

mals eine solche „paradiesische Uneigennützigkeit“ vorausgesetzt, noch der fortschreitende Ackerbauer als „Uebelthäter an der Gesellschaft“ hingestellt worden. Auf gleich irriger Auffassung beruht auch ferner der Versuch darzulegen, dass die Rente des fruchtbarsten Bodens auch ohne Anbau des weniger fruchtbaren und zwar nicht nur in demselben, sondern noch in einem grösseren Betrage existiren würde. Der Gegner geht hier von der an Malthus erinnernden Vorstellung aus, dass das mit der blossen Volksvermehrung erfolgende Fallen der Löhne die Rente erzeuge und stufenweise steigere und kommt im Zusammenhange damit zu dem Fl. Estrada'schen Schlusse, dass dieselbe nicht die Folge, sondern die Ursache der Kulturausdehnung sei. Ist aber schon genugsam betont worden, dass eine Veränderung im Lohne nur auf den Kapitalgewinn einwirken könne, so liesse sich noch hier erwähnen, dass auch von unserem Standpunkte die, wenn auch erschwerte, Möglichkeit die Production zu vermehren der absoluten Unmöglichkeit durchaus vorgezogen und als wohlthätig angesehen werden muss. Nur könnte unter Voraussetzung der letzteren nicht nur von keiner Rente, sondern auch von keiner ökonomischen Entwicklung die Rede sein.

Es theilt aber unser Kritiker seine Ansichten mit dem gleichgesinnten Verfasser der „Remarks on certain modern theories resp. Rents and Prices“ (1827), der ihn übrigens an Feindseligkeit noch zu übertreffen scheint. Nicht genug, dass er gleichfalls nicht begreifen zu können vorgiebt, wie ein additionaler Kapitalaufwand die Preise steigern könne, da doch das Angebot jedenfalls vermehrt würde, — Missverständniss und Begriffsverwechslung sind in seinem „excellent pamphlet“ so weit gediehen, dass es in demselben u. A. heissen kann: „It has been reserved for the political economists to show us, that what removes the natural sterility of the earth is a general evil, and a public curse! . . . The less we cultivate, and the less we improve and fertilize that which is cultivated, so much the better for the poor man, who because he has less to eat, will fare the better, and pay the less for what he eats! . . .“ Solch' eine Deutung und Verdrehung der Ricardo'schen Lehre, die gerade das Entgegengesetzte von dem

anstrebt, rühmt aber unser Autor in der Qu. Rev., als hätte sie deren ganze Absurdität auf das Bewundernswertheste blossgelegt.

Hiernach wäre es vielleicht überflüssig, noch länger bei seiner eigenen Abhandlung zu verweilen, sie ist jedoch noch insofern interessant, als wir schon in ihr einen Gedanken ganz deutlich ausgesprochen finden, der nunmehr einen Bestandtheil der jetzt „most fashionable“ Doctrin bildet. Wir übergehen hier alle die Vorwürfe der Böswilligkeit, die den Ricardianern gemacht werden, da sie auf einer solchen Kenntniss ihrer Lehre beruhen, dass ihr Gegner nicht anders, als gegen sie zu kämpfen wähnt, wenn er ihren eigenen Satz aufrecht erhält, dass die Rente keinen Einfluss auf den Preis ausübe! Wichtiger ist es für uns, dass er mit der Erklärung, der Unterschied zwischen den beiden Begriffen „Rente“ und „Kapitalgewinn“ sei indifferent, sich schon theilweise des Rechtes zu jener Behauptung begeben hatte. Denn kann auch der Gewinn den Preis nicht bestimmen, so steht er doch in einem ganz anderen Verhältniss als die Rente zu ihm, bildet im Gegensatze zu dieser eines seiner integrirenden Elemente. Allein dieser Unterschied scheint dem Verfasser zu entgehen und ihm die Identificirung der beiden Distributionsformen viel näher zu liegen. Konnte man diese Neigung schon in seiner Ansicht von der Entstehung der Rente durch das Sinken der Löhne angedeutet sehen, so tritt sie im Folgenden ganz offenkundig an den Tag. Denn es soll hier der Vergleich der ganzen auf den Boden verwandten Kapitalmasse mit dem Einkommen des Grundeigenthümers nicht nur, wie bei Scrope und Mac Culloch einen verhältnissmässig bloss unbedeutenden, sondern so gut wie gar keinen Ueberschuss über den üblichen Zins ergeben. Aber selbst wenn dies keine Uebertreibung wäre, so könnte eine solche Durchschnittsberechnung die einzelne Rente eben so wenig zum Zinse, als die statistisch ermittelte Lebensdauer alle Menschen gleichalterig machen. Die Gleichstellung geht jedoch viel tiefer und wird eine principielle, wenn es ferner heisst, dass die Rente natürlich und unvermeidlich aus dem Kapitalaufwande entspringe und noch durch alle Verbesserungen vermehrt werde, welche die Produktivität des Bodens erhöhen. Ist aber hier ab-

gesehen von allem Anderen des Autors eigener Einwand anzubringen, dass das vermehrte Angebot die Preise doch jedenfalls erniedrigen müsse, so bleibt es weiter hin zu begründen, weshalb bei der Rentensteigerung, die durch arbeitsparende Meliorationen und die damit zusammenhängende Lohnersparniß hervorgerufen wird, der Vortheil, der Ueberschuss, nicht sogleich, sondern erst „zuletzt“ dem Eigenthümer zufallen soll. Eine Verminderung der Löhne müsste doch dem Kapitalisten unmittelbar zu Gute kommen. Es fehlen hier alle Zwischenglieder, die bei Ricardo folgerichtig zu dem gleichen Schlusse führen, dass Verbesserungen eine Wohlthat für die Gesellschaft, für die Grundeigenthümer auf die Dauer ein Vortheil sind. Seiner Lehre widerspricht es keineswegs, dass arbeitsparende Verbesserungen den Uebergang zu schlechterem Boden erleichtern und es ist unerklärlich, wie man ihm hier die Ansicht zuschieben konnte, „that the saving effected in the expense of cultivating the best land was caused by the tillage of inferior land“ \*). Denn es ist dies in keinem übertragenen Sinne, wie wenn die Nothwendigkeit des letzteren als ein Sporn zur Kostenverminderung bezeichnet würde, sondern durchaus buchstäblich aufzufassen. So verlangt es die Erwiderung: „the cause of this saving was the employment of machinery etc.“

Allein das Auffallendste in diesem Artikel ist die seltene Verbindung der verschiedensten Richtungen. Während zum Beginne die Rente wenigstens noch Etwas von ihrem eigenen Character wahrte, wurde sie später, der Mitte zu, völlig mit dem Kapitalgewinne identificirt und nun zum Schlusse erhält sie fast eine physio-kratische Deutung. Sie soll nämlich den ganzen Ueberschuss der Ernte über den Consum während des Anbaues umfassen — „money-rent is merely the measure of this surplus“, — und daher weit entfernt davon, durch ihr Bestehen oder Steigen den Interessen der Fabrikation und des Handels entgegenzustehen, vielmehr

---

\*) Nur etwa in dem Sinne wäre das noch aufrecht zu erhalten, wenn man die Ersparung darin sähe, dass auf dem besseren Lande der gestiegene Preis die gleichen Kosten im Verhältnisse zum höheren Ertrage geringer erscheinen lässt.

die wahre Basis sein, auf die sie gegründet seien. Ja in seiner Vorliebe für den Ackerbau geht der Autor so weit, dass er die alte Lehre wieder auffrischt, dass die Industrie keinen neuen Reichthum schaffe, sondern nur den umgestalte, den der Ackerbau producirt habe. Mit Recht dagegen macht er auf den engen Zusammenhang der Interessen der gewerb- und der ackerbautreibenden Klassen und die Wechselwirkung aufmerksam, in welcher die Fortschritte des einen Zweiges zu dem anderen stehen. Das widerspricht aber auch der Ricardo'schen Lehre nicht und sind laut ihr erst recht „alle die Verbesserungen, welche eine Vermehrung der Bodenproducte erzielen, die wirksamsten Mittel um das Gedeihen von Handel und Gewerbe zu fördern.“

Gemässiger ist der Artikel im 44. Bande (Art. I p. 1—52), der zum Theil noch dieselben Punkte hervorhebt, welche schon in dem 30sten Gegenstand des Streites waren. So unternimmt auch er die alte Ansicht zu vertheidigen, dass schon die blosse Kapitalansammlung genüge, um den Zins herabzudrücken. Wir halten uns jedoch für berechtigt über diese Polemik hinwegzugehen, da ihre Angriffe leicht abzuwehren sind und häufig genug, wie z. B. der wiederholte Hinweis auf die Möglichkeit einer Kapitalauswanderung, keinen anderen als ihren Urheber treffen. Auch interessirt uns ja vor Allem die Erörterung über die Rente selbst und die wird nach einer erbitterten Kritik der Lehre vom Arbeitslohn mit der Apposition eingeleitet: „a subject no less confused and mistaken by the modern school of pol. econ. than those we have already discussed.“ Die Worte scheinen bedeutsam, allein der weitere Verlauf stellt heraus, dass des Verfassers Ansicht von der Rente gar nicht so sehr von der dieser missachteten Schule verschieden ist. Statt nämlich auf die Theorie selbst einzugehen, hängt er sich vornehmlich an jene missverständliche Definition, dass die Rente der Miethpreis für die ursprünglichen und unzerstörbaren Bodenkräfte sei, und meint, dass sie gerade das auslasse, was in Wirklichkeit den bei weitem grössten Theil jeder Rente ausmache, nämlich: 1) den Zins des stehenden Kapitals und 2) den Werth der Lage. Dass dieser letztere ausserhalb jener engen Erklärung mitaufgenommen ist, haben wir (S. 176) gesehen, wesshalb aber die Rente, der relativ „unbedeutende“ (M' Culloch)

und nicht der bedeutende Theil, der für (locale Vorzüge und) kostbare Meliorationen gezahlt wird, die „eigentliche“ Rente genannt werde? ist eine Frage, die der Antwort entbehrt und nur die entgegengesetzte hervorrufen kann, wesswegen denn gerade der bedeutendere Betrag, d. h. der Zins durchaus Rente und etwa die Rente umgekehrt Zins heissen soll? Das ist auch Alles, was er gegen Ricardo's Theorie vorzubringen hat, denn es entspricht ihr vollkommen, wenn für die Fruchtbarkeit, doch nur mit gehöriger Ausscheidung des Gewinnes, günstige Umstände jeder Art gesetzt werden und nicht allein die Zunahme der Bevölkerung, sondern auch ihre Concentration an einem begrenzten Orte beachtet wird. Gleich einem Anhänger eifert endlich dieser Gegner Ricardo's mit Recht auch für freie Einfuhr.

Noch war die Rentenfrage als brennende Tagesfrage bloss im Bereiche der Journalistik, aber eben desshalb nur um so leidenschaftlicher verhandelt worden, ja selbst Thomson's „wahre Theorie der Bodenrente“ scheint einer ähnlich tendenziösen Richtung zu huldigen. Als das erste grössere Werk, das die Polemik auch auf das Gebiet der rein theoretischen Wissenschaft hinübertrug, kann wohl erst R. Jones „Essay on the distribution of wealth“ (Lond. 1831) bezeichnet werden, der trotz des umfassenderen Titels doch nur darauf ausgeht, die Unhaltbarkeit, zum mindesten die Beschränktheit der Ricardo'schen Lehre nachzuweisen.

Auf seinen eigenthümlichen Character deutet schon die so verschiedene Beurtheilung, die er erfahren hat, denn es giebt in der That nur wenige Leistungen, deren Werth in demselben Maasse, wie der seinige, von dem Gesichtspunkt der Kritik abhängen könnte. „Es wäre vielleicht kaum nothwendig dieses Werk anzuführen, das hauptsächlich aus einer Reihe unhaltbarer Einwürfe gegen die von Ricardo dargelegte Bodenrententheorie enthält“, so lautet sein Urtheil aus M'Culloch's Feder. Viel günstiger ist schon das von Blanqui und Kautz sagt, dass in ihm, der gründlichen und tiefgehenden Untersuchung, Ricardo's Rentenlehre mit einem grossen Aufwande von Wissen und Scharfsinn angegriffen und einer herben Kritik unterzogen wird. Selbst diese Aussprüche kann man, so schwer vereinbar sie scheinen, dennoch

beide als richtig anerkennen, wenn man nur den ersten bloss auf den Erfolg, den zweiten auf die Durchführung der Angriffe beziehen will. An sich verdienen diese das ihnen zuertheilte Lob, mit Bezug aber auf die Ricardo'sche Theorie sind sie werthlos, da sie auf einer so wesentlich anderen Begriffsdefinition beruhen, dass sie dieselbe zumeist nicht einmal treffen \*). „Wir spenden,“ sagt der Recensent im LIV Vol, der Edinb. Rev. „unseren aufrichtigen Beifall der Mühe, die Hr. Jones in seinen ausgedehnten Untersuchungen über die Natur der in verschiedenen Gegenden und Zuständen der Gesellschaft bestehenden „Renten“ (?) auf sich genommen hat . . . Wir können aber dennoch nicht behaupten, dass er in seinen Forschungen sehr erfolgreich gewesen sei, . . . seine Bemühungen die Rententheorie umzustürzen sind gänzlich verunglückt: er hat die Autorität nicht eines einzigen darin enthaltenen Princip's, nicht einer einzigen Lehre erschüttert.“

Jones ist eigentlich nur ein äusserst gemässigter Gegner Ricardo's, denn wie es sich schon aus seiner Vorrede ergibt, ficht er das Princip seiner Lehre nur wenig an. Er macht es ihm nur zum Vorwurfe, dass er ihre Gültigkeit zu der absoluten eines allgemeinen Gesetzes erhoben und nicht, wie Malthus, bloss auf den speciellen Fall beschränkt hat, wo das Land von Kapitalisten angebaut wird, die von ihrem Gewinne leben und ihr Kapital beliebig anlegen können. Daraus und aus dem Tadel, den er allen seinen Vorgängern wegen ihrer vorherrschend deductiven Methode zuertheilt, lässt sich bereits der Plan zu seinem Werke ersehen, das man füglich in zwei gesonderte Theile theilen kann. Der erste behandelt die „peasant“ oder „primary rents“ und führt in ihren wichtigsten Gestaltungen: den Labor-, Metayer-, Ryots- und Cottier-Rents, Verhältnisse vor, welche die Gültigkeit der Ricardoschen Theorie schmälern sollen, mit ihr aber durchaus Nichts zu schaffen haben. Der zweite erörtert die „secondary“ oder „farmer's rents“ und ist für uns der interessantere, da erst in ihm die eigentliche Pole-

---

\*) S. oben S. 161 Buckle's Urtheil. Was aber die hohe Rente in Indien betrifft, scheint Buckle selbst in den Irrthum zu verfallen, die factische Rente mit der natürlichen ohne Weiteres zu identificiren. Cnf. a. a. O. Vol. I p. 68. 69 u. 70 rem. 74.

mik anhebt und des Verfassers Stellung zu Ricardo's Doctrin erkannt werden kann.

Unter den „primary rents“ versteht er, wie es schon der Name besagt, solche, die an den Grundeigenthümer ohne Vermittlung des Kapitalisten direct aus der Hand des Anbauers entrichtet werden (ch. I sect. 1). Dehnt man nun den Begriff „Rente“, wie Jones es thut, auf alle Abgaben, Tribute etc., überhaupt auf jedes Einkommen aus, das, in welcher Form es auch sei, dem Eigenthümer von Grund und Boden im Laufe der Zeit zugeflossen ist, so muss man ihm allerdings darin beipflichten, dass Ricardo's Theorie allen diesen Erscheinungen nicht gerecht wird, viel zu eng gefasst ist. Allein es würden alsdann in der That Begriffe verwechselt, „die so verschieden wie Gewicht und Farbe sind“, denn es ist und zwar nicht allein bei der Erforschung des Rentengesetzes selbstverständlich, dass die Herrschaft und das Walten der gegenseitigen Interessen, der freien Concurrenz die stete Voraussetzung sein muss \*). Die widerspenstige Arbeit des Sklaven, die „extorsion brutale“ kann eben so wenig Quelle der Rente sein als die Unterhaltskosten des Sklaven Maassstab für den Lohn der freien Arbeit. Es kommt also darauf an, ob Ricardo's Lehre unter jener nothwendigen Voraussetzung richtig ist, und da sagt der Kritiker selbst: „wenn es wahr wäre, dass die Grundstücke ursprünglich zuerst von den Anbauern angeeignet werden würden und un-

---

\*) J. G. Hoffmann „Die Lehre von den Steuern“ (1840) leitet (p. 43 ff.) die Ansicht der Physiocraten von der Bodenrente aus der historischen Entstehung des Grundeigenthums durch Eroberung her, indem dem Grundherrn, als dem mächtigeren es zu seinem Vortheil gelungen wäre, dem Anbauer nur so viel zu lassen, als es erforderlich war, ihn im leistungsfähigen Zustande zu erhalten . . . „die Renten, welche der Grundherr im Mittelalter bezog, waren nicht das Ergebniss freier Verträge, . . . sondern Lasten, welche zu mindern der Verpflichtete keine Mittel, die zu mehren aber der Grundherr jedenfalls die Macht und oft auch das Interesse besass.“

Auch Schüz: „Ueber die Renten“ etc. (in der Tübing. Zeitschr. 11. Bd 1855 [p. 171. 221]) macht keinen Unterschied zwischen der eigentlichen und der mit Abgaben etc. verbundenen Rente in Ländern, wo Leibeigenschaft herrscht u. s. w. Dies ist eben keine Rente mehr, wenn: „vermöge dieser rechtlichen Gewalt (persönliche Abhängigkeit der arbeitenden Klassen) und der Macht des daraus entspringenden Kapitalbesitzes die Grundeigenthümer alle Ueberschüsse über den nothwendigsten Bedarf der Bebauer für sich ziehen.“

bestelltes Land der Occupation frei stände, so könnten allerdings die Renten erst nach geraumer Zeit und auch dann nur im Verhältniss der Superiorität des bereits angebauten zum unangebauten Boden gezahlt werden“. Mag man ihm also auch zugeben, dass die Geschichte für eine so unbehinderte, freie Entwicklung keine Beispiele kenne, solch ein Hergang bloss eine abstracte Möglichkeit, eine Fiction sei, so ist damit doch nur der Beweis geliefert, dass in dem wirklichen Verlaufe die Erscheinung der Rente unter den vielfach störenden Verhältnissen von Eroberung, Gewalt, Bedrängniss u. s. w. nicht in ihrer ganzen Deutlichkeit zu Tage treten konnte. Das zwingt aber eben zu der Abstraction, zu der Ausscheidung aller Momente, welche die Spuren des zu erforschenden Princip's verwischen konnten, und die Induction verfehlt vollkommen ihren Zweck, wenn sie sich von diesem Hilfsmittel lossagt und, wie hier z. B., Erscheinungen zusammenfasst, die ganz verschiedene Ursachen haben.

Wenn man demnach für andere Zwecke auch noch näher auf diesen Theil des vorliegenden Werkes eingehen könnte, so genügt hier dieser kurze Nachweis, dass der Haupteinwand Jones' gegen die Ricardo'sche Lehre auf einem Irrthume, auf einer unstatthafter Erweiterung des Begriffes „Rente“ beruht und es keine „blosse Täuschung“ war, wenn Ricardo jene selbstverständliche Voraussetzung zur Basis seines System's machte. Zudem haben wir schon Gelegenheit zu der Bemerkung gehabt, dass selbst dort, wo diese Bedingungen fehlen, das Rentenprincip, wie es nicht anders sein kann, sich dennoch immer geltend mache (Boutowsky und Andere). Ja unser Autor kommt p. 324 noch selbst darauf zurück, wo er den mit Recht erwarteten Einwand: seine Geschichte von der Natur und dem Ursprung der „peasants' rents“ sei durchaus keine Widerlegung „of their narrow system“, folgenderweise zu entkräften sucht. „There often exists unquestionably,“ sagt er, „among the labor or produce rents, paid by every class of peasant tenantry, a portion of the payment, which may be traced to the superior quality of some parts of the soil. The landlord of a serf peasantry gets more labor from the same space when the land is good, than he does when it is bad . . . We have already seen, however, that such a difference has nothing to do

with the origin, or with the form of such rents, and exists as a quantity unknown or unobserved by those who pay, or those who receive them" . . . Dieser Passus entschuldigt aber offenbar weniger, als er beschuldigt und berechtigt uns eigentlich vollkommen, diesen Abschnitt ganz zu übergehen. Der Zweite ist für uns und zwar nicht aus dem Grunde wichtiger, den der Verfasser angiebt \*), sondern weil er eben allein von der „Rente“ handelt, die peasants' rents bei aller ihrer sonstigen Bedeutung hier zum grössten Theile gar nicht in Betracht kommen.

Als Charakteristikon nun für die „secondary“ oder „farmers' rents“ führt er das Dazwischentreten des Kapitalisten an, der nicht, wie der Arbeiter, der peasant, in Ermangelung anderer Unterhaltsmittel allein auf den Boden angewiesen und an diesen gebunden ist, sondern frei dasteht und den Ackerbau auch aufgeben kann, sobald die Arbeit, über die er gebietet, in anderen Zweigen besser zu verwerthen ist. Hier ist die Analyse überflüssig, die Mühe der Abstraction gleichsam von den reellen Verhältnissen selbst übernommen worden und so spricht denn Jones, da er nur das Factum zu constatiren hat, unumwunden aus: „Rent in such a case, necessarily consists merely of surplus profits! (Cnf. VII sect. 1). Dieser eine Ausspruch, die Anerkennung des einen Grundgedanken der Ricardo'schen Theorie genügt, um seiner weiteren Polemik gegen sie die Spitze abzubrechen. Innerhalb der so gezogenen Schranken finden sich allerdings noch vielfache Meinungsverschiedenheiten, allein sie reichen nicht hin um jene Uebereinstimmung zu verwischen und Jones zu einem Antagonisten der Ricardo'schen Grundsätze zu machen. Es ist hier z. B. unwesentlich, dass er (p. 191 f.) gleich vielen Anderen glaubt, dass die Getreidepreise eine solche Monopolhöhe erreichen können, dass auch der schlechteste Boden eine Rente gewähre, und er erklärt es hinterdrein selbst für einen ganz ungewöhnlichen Ausnahmefall. (S. oben S. 232). Der wichtigste Punkt ist seine Ansicht von der Produktivität der Kapitalanlagen und erst mit den Worten: „the opinion that the powers of agricultural capital

---

\*) „As a scientific problem, the main interest of which consists in the exercise it affords to the powers of analysis and combination!“

necessarily decrease, as the quantity employed increases, is the one of which, perhaps, it is the most important to see the unsoundness“ . . . beginnt auch erst die wahre Fehde mit Ricardo, J. Mill und Allen, welche das Bodengesetz lehren. Er giebt es nämlich von vornherein zu, dass es einen gewissen Punkt gebe, über den hinaus die menschliche Arbeit nicht auf denselben begrenzten Raum verwandt werden könne ohne stets abnehmenden Erfolg zu haben (p. 199). Aber gleich darauf weist er auf das entgegenwirkende „Gesetz“ der wachsenden Kunst und Kenntniss und hält dasselbe für so mächtig, dass er weiter unten (VII. 4 p. 246 f.) die Abnahme der Wirksamkeit der landwirthschaftlichen Kapitale geradezu für eine grundlose Voraussetzung erklärt. Ja p. 299 ist er der Meinung, dass sich West und Malthus nur durch den Entdeckungseifer hätten verleiten lassen von der verschiedenen Ertragsfähigkeit des auf verschiedene Bodenarten angewandten Kapitals auch auf die geringere Ertragsfähigkeit jedes additionalen Kapitalquantums zu schliessen. „A distinct and very different proposition; entirely without foundation, when viewed relatively to capital employed in developing the powers of the old soils; and which, when confined to the case of capital laid out upon new and inferior soils allows nothing for the progress of human power.“

Hier weichen also die Ansichten am meisten auseinander, allein, wie sehr sich auch Jones in Gegensatz zu Ricardo stellt, der Gegensatz ist, wie leicht zu ersehen, dennoch nicht vorhanden. Beide erkennen sowohl das retrograde Natur- als das progressive Geistesgesetz an und was sie trennt, ist nur das Maass der Macht, das sie jedem von diesen zutheilen. Während Ricardo das erstere betont, hebt Jones das zweite hervor und ist darin ein Vorgänger der neuesten Richtung. Es ist jedoch offenbar, dass er in seiner Einseitigkeit unvergleichlich weiter als jener geht, der doch der Gegentendenz ihre Rolle nicht vorenthält, — denn gerade die Facta, das Bestehende, auf das er so viel Gewicht legt, sprechen wider ihn und seine optimistische Annahme. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass wohl in jedem Lande verschiedene Bodenarten angebaut werden, so ist es z. B. speciell für England von den Landwirthen, die noch 1821 vor einem Comitée

über die Korngesetze befragt wurden, erwiesen worden, dass, während der beste angebaute Boden 36—40 bushels auf den acre gebe, der schlechteste nur 8—9 ertrage (Edinb. Rev. 54.) \*). Auch ist es eine bekannte Thatsache, dass gutes Land stets mit geringeren Kosten als schlechtes bewirthschaftet wird. „Daher ist es klar wie die Sonne um Mittag, dass, wenn nicht die productiven Kräfte der auf die besseren Grundstücke successive angewandten Kapital-quantia abgenommen hätten, die schlechteren nimmer bepflanzt worden wären“. . . Ja da er jenen Grenzpunkt für so unerreichbar hält, so darf man ihm wirklich den beliebten Beweis entgegenhalten, dass, wenn das Bodengesetz nicht existirte, ganz England z. B. von der Insel Wight, einer [ ] Meile etc. etc. ernährt werden könnte. Er widerspricht sich endlich bis zu einem gewissen Grade selbst, wenn er weiter unten mit Anderen die Ansicht theilt, dass Preis und Rente unendlich steigen könnten, wenn eine Zuflucht zum schlechteren Boden unmöglich wäre. Recht bezeichnend für seine Stellung ist aber die Lehre, dass die Vertheuerung der Rohstoffe nicht von der Abnahme der Produktivität im Ackerbau, sondern vielmehr von deren relativ rascheren Zunahme in der Industrie herrühre.

So erscheint auch hier in diesem Theile der Haupteinwand unbegründet; alles Uebrige, was noch vorgebracht wird, ist der Rententheorie noch weniger gefährlich. Vieles ist darunter richtig, aber kein Angriff, sondern steht wie die Betrachtungen über den Einfluss der Meliorationen, die Harmonie der wohlverstandenen Interessen (p. 287 f.) und die Wichtigkeit der Nachfrage (Cnf. VII. S. 3. p. 237 f. 244 u. a.) im wesentlichen Einklang mit der bekämpften Doctrin. Und da Jones in anderen wichtigen Fragen, wie denen der Preisbestimmung, des Rentenmaasses etc. auch vollständig mit Ricardo übereinstimmt, so fiel es schwer, ihn zu den Gegnern zu zählen, wenn er sich nicht selbst durchaus für einen solchen halten wollte. Eine genauere Erörterung der weniger hervorragenden Punkte liegt ausserhalb unserer Aufgabe, hier genügt bloss die gewonnene Einsicht, dass sein Werk jedenfalls keine Widerlegung der Ricardo'schen Theorie, sondern eher

\*) S. unten Anhang.

nur eine übertriebene Milderung derselben sei \*). Das Gesetz, das sie lehrt, wird nicht angefochten, bloss für unwirksam befunden und der ganze Gegensatz, der zwischen den beiden Schriftstellern besteht, liesse sich vielleicht in schroffer Form so lassen: Was bei Ricardo eher Ausnahme ist, erhebt Jones zur Regel, was dort Regel ist, wird hier zur seltenen Ausnahme.

Der geistreiche Th. Chalmers ist gleichfalls ein Gegner Ricardo's, aber ein Anhänger Malthus' und das ist ein Beweis dafür, dass seine Gründe zu diesem Antagonismus nicht in einer principiell verschiedenen Auffassung der Weltordnung, sondern in engeren, formelleren Meinungsdivergenzen zu suchen sind. Er muss es schon in der letzten Eigenschaft, als Bekenner der Malthus'schen Bevölkerungstheorie, zu seiner Lehre machen, dass es für die Vermehrung der Unterhaltsmittel nothwendigerweise eine Grenze gebe, die, wenn sie auch nicht fest sei, so doch nur immer langsamer zurückweiche. („*On pol. Econ.*“ 2. ed. 1832 ch. I). Ja er lehrt, dass auf die Dauer von den beiden Auswegen, dem zwischen Bevölkerung und Nahrung möglicherweise eintretenden Missverhältnisse vorzubeugen, die Vermehrung des Angebots nicht genügen, wirksam nur die Abnahme der Nachfrage sein könne. Und: „*the impotency of the one expedient and efficacy of the other are nowhere more convincingly exhibited than along what may be termed, the extreme margin of cultivation. It is there where the land pays no rent, . . .*“ Hier also herrscht zwischen ihm und Ricardo eine wesentliche Uebereinstimmung und, wenn in dem 2. ch. die Rente als der Ueberschuss über die Produktionskosten und als ihr Maass die Differenz der Erträge angesehen wird, so sollte man auch annehmen, dass sie eine durchgängige sei. Allein der Appendix A, der speciell von der „*Rent of Land*“ handelt, berichtet Anderes. Die Differenz, heisst es nämlich hier, sei nicht die Ursache, sondern bloss das Maass der Rente

Chal-  
mers.

\*) Diesen mildernden Einwänden Jones' ist auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Anerkennung zuzuschreiben, die ihm Th. Bernhardt zukommen lässt, indem er § 14 seines Versuchs sagt: „Es lässt sich nicht leugnen, dass unter den Widersachern besonders einer, R. Jones, auf manches Wichtige mit Glück aufmerksam gemacht hat, so dass nur entschiedene Befangenheit die Nothwendigkeit leugnen konnte, in Beziehung auf Ricardo's System wenigstens einige Einschränkungen gelten zu lassen.“

und zu deren Begründung nur das Eine nothwendig, dass der Preis des Ertrages eines Grundstückes über die Deckung der Productionskosten gehe. Es muss nun hier sofort auffallen, dass, wenn auch die Verschiedenheit der Productionsverhältnisse nur den Betrag der Rente bestimmen sollte, dieser doch folgerichtig auf 0 herabsinken müsste, wenn jene schwände; die nothwendige Bedingung aber des Preisüberschusses logisch unstatthaft ist, da sie eben noch selbst in ihrer Möglichkeit der Erklärung bedarf. Diese erhalten wir auch allerdings aus der Vorstellung, die sich Chalmers von dem ganzen Vorgange hierbei macht. Im stricten Gegensatze zu Jones meint er nämlich, dass sich anfangs gerade nur der Kapitalist mit dem Arbeiter in das ganze Erzeugniss des Bodens getheilt und erst die Neigung des einen zur Verehelichung und des andern zum Sparen eine Kapital- und Volksvermehrung verursacht habe, welche es nicht mehr gestatte, dass das ganze Product, wie bisher, von Lohn und Gewinn absorbirt werde, sondern noch einen Antheil dem Grundeigenthümer sichere. Es wird also mit anderen Worten auch in diesem Werke die Abnahme von Lohn und Gewinn als Ursache sowohl der Rente, als auch im Zusammenhange damit der Kulturausdehnung gedacht und solche Ansicht haben wir an anderm Orte bereits bei Malthus (S. 112 f.) erwägen müssen.

Eben so wenig neu ist die Betonung des Eigenthums als eines so wesentlichen Moments für die Rentenentstehung, dass laut unserem Autor selbst unter der Voraussetzung, dass die Nahrungsmittel in unbegrenzter Masse aus der Atmosphäre gewonnen werden könnten, die Appropriation der letzteren auch ohne jeglichen Qualitätsunterschied zu einer Rente führen müsste. Zwar sagt er darauf: „Rent is not a creation by the will of the landlords, but a creation by the collective will of the capitalists and labourers“, — aber andererseits meint er doch: „it can only be done away with by the abolition of the property in land, . . . it is inseparable from property in land, and can only be abolished by all the fences and landmarks of property being swept away from our borders“ . . . . Und gegen eine solche Behauptung können seine nachträglichen Beschönigungen des Eigenthums nur ohnmächtig sein.

Wird Chalmers also hier dem Eigenthum ungerecht, so nimmt er weiter unten ganz ohne Grund die Bodenkräfte gegen die Beschuldigung in Schutz, dass es eher einem Mangel als einem Vorzuge an ihnen zuzuschreiben sei, dass sie eine Rente gewähren. Wenn wir, so heisst es, auch begrenzte Räume annähmen, wo der Luftdruck mächtiger und wirksamer in den Maschinen wäre, so würden sie bei gehöriger Anzahl und Vertheilung keine Rente geben, so verschieden auch die Qualitäten der übrigen Atmosphäre sein möchten. Den Grund dafür, der höchst einfach in der Bedingung der „gehörigen Anzahl und Vertheilung“ zu sehen ist, verlegt er aber dahin, dass der Art Waaren die Nachfrage bald befriedigen, die Nahrungsmittel eine solche auf die Dauer noch selbst hervorrufen. Es ist über die Unhaltbarkeit einer solchen Motivirung genügend gesprochen worden und bedarf daher keiner wiederholten Widerlegung, wenn Chalmers auf diesem Wege gerade im Gegentheil die Superiorität der „land machines“ vor allen Andern darlegen will. Stützt er aber diesen Vorrang noch in zweiter Reihe auf die eben in dieser Hinsicht noch nicht erläuterte Fähigkeit eine Rente zu gewähren, so wird die Debatte nur fruchtlos erneuert. Ueberdiess lässt er sich hier endlich noch den andern Fehler zu Schulden kommen, dass er die Rente mit dem „surplus“ identificirt, „by which the industry is upheld that works off a thousand blessings to society.“

Nicht weniger erfolglos und oberflächlicher scheint die Polemik zu sein, die in seiner „Neuen Untersuchung der National-Oekonomie“ etc. (1835) Joh. Schön gegen Ricardo führt. Er selbst leitet (I, 2. Kap. 3 § 3) den Ursprung der Grundrente aus „der Quantität der Früchte her, die noch nach Abschlag der Vergeltung von Kapital und Arbeit übrig bleiben“ und dieser Ueberschuss ist ihm „nicht nur ihre Quelle, sondern auch ihr ursprüngliches Maass.“ Erst später, „wenn der Erdbau ganz oder doch zum Theil für den Umsatz betrieben werde, mache dieses letztere, das Maass, der Preis des Grundproductes aus \*), so dass alsdann die Rente von dessen Höhe und Verhältniss zu den Kosten

Joh.  
Schön

\*) „Der Preis der Grundproducte,“ sagt Schön, „sei eine Ziffer,“ die im Allgemeinen den Fortschritt bezeichne.

abhänge. Dem Eigenthum schreibt er keinen, der Lage zum Markte dagegen, der Nachfrage nach dem Producte und seinem Vorrath in der Umgebung des Consumenten den höchsten Einfluss zu \*).

Geht schon aus dieser positiven Darlegung hervor, dass seinen eigenen Ansichten über die Grundrente die letzte befriedigende Motivirung derselben fehlt und, wie es scheint, die Annahme eines festen Gewinnsatzes, eines festen Kostenbetrages zu Grunde liegt, so wird ihre ganze Irrthümlichkeit doch erst durch die direkten Ausfälle gegen Ricardo manifestirt. Es ist nicht zu leugnen, dass Schön mit diesem in manchen wesentlichen Punkten übereinstimmt, allein, wie wenig er trotzdem seine Lehre genau geprüft hat, sieht man daraus, dass er sie mit „der Erfahrung“ (?) widerlegen will, dass man keinen Boden fände, der ganz unentgeltlich in Nutzung gegeben werde! An jener einen Definition hält hingegen auch er so fest, dass er, um darzuthun, wie wenig sich die Grundrente nach den ursprünglichen Bodenkräften richte, — auf die künstlichen Bodenverbesserungen hinweist! Gleich unbegründet und nichtssagend ist seine Erklärung, dass Ricardo wiederum mit seinen Erfahrungen nicht übereinstimme, „wenn er das Verhältniss der Ernte und der Population auf eine blosse Erweiterung des Anbaus einwirken lasse.“ „England's Beispiel“, sagt er, „zeigt, dass man bei der dichtesten Bevölkerung es vorziehen kann, den Aeckern höhere Cultur statt grösseren Umfang zu geben.“ Erst müsste er den Beweiss liefern, dass das, was er angreift, auch wirklich die Lehre des Gegner's sei \*\*).

Einwürfe solcher Art dürfen füglich unberücksichtigt bleiben und es ist nur interessant, wie Schön in Folgendem sich dennoch zu Aussprüchen genöthigt sieht, deren wahre Erläuterung doch nur in Ricardo's Theorie zu finden ist. „Kein Mensch“, so lautet

---

\*) Es bedeutet eine andere Auffassung des Wortes „Rente“, wenn er (Thl. I. II, Anm. 1 § 2) sagt: „Es ist klar, dass der Nationalerlös so viele eigenthümliche Renten absetzen müsse, als es Kategorien productiver Kräfte und Mittel giebt. Die Natur ist nur in einem gewissen Grundstücke besitzbar, folglich setzt sie nur Eine Rente, die Grundrente, ab.“

\*\*\*) Der Punkt der Preisbestimmung scheint uns genügend besprochen zu sein, um auf Schön's müssige Betrachtungen darüber einzugehen. (Cnf. übrigens *ibid.* 2 Kap. § 2.) S. oben S. 69.

es, „wird bei einer gewissen Auswahl von Boden ohne bestimmte Aussicht auf einen grösseren Unternehmungsprofit jemals ein Grundstück sich zur Pachtung erwählen, welches ihm gerade verhältnissmässig die meisten Kosten macht. Man findet daher häufig, dass die relative Grundrente sogar im umgekehrten Verhältniss zu den Kosten steht. Da die Kosten sich nach der Bodengüte richten, so muss aus diesem Grunde die Pachtrente für gute Grundstücke verhältnissmässig höher als für schlechtere sein“ . . . So richtig dies ist, so ungenügend muss es durch den ersten Satz begründet erscheinen, denn, da der Kostenbetrag eben nur in seiner „Verhältnissmässigkeit“ Bedeutung hat, so ist doch „ein grösserer Profit“ mit „grösseren Kosten“ unvereinbar. Die Kosten, wie der Gewinn müssen relativ nicht nur innerhalb des einen Erwerbszweiges, sondern innerhalb des ganzen Productionsgebietes gleich sein.

Dass ferner Grundeigenthum und Kapital an sich den Arbeitslohn nicht schmälern, die Productenpreise nicht monopolistisch steigern können (ib. Kap. I § 2), ist von Ricardo nie in Abrede gestellt worden; dass aber das Grundeigenthum gleich dem Kapital dahin wirke, „dass die Producte nicht mehr so gar sehr Resultat der Arbeit sind“, müsste doch noch genauer erörtert werden. Bekennt der Verfasser endlich, dass Ricardo nachgewiesen habe, wie wenig die Grundrente und der Profit eigentlich Bestimmgründe der Productenpreise genannt werden können, so bedauert er wiederum andererseits ohne jedoch den Grund klar anzugeben, „dass Ricardo die Sache nur noch mehr verwickelt habe, indem er sich bemühte zu zeigen, dass der Preis nur von der kostenden (unmittelbaren und aufgesammelten) Arbeit und zwar nach dem noch nothwendigen höchsten Satze bestimmt werde.“ Richtiger ist, was Schön (ib. Kap. IV § 1) über das Verhältniss von Lohn, Zins und Grundrente zu einander, von ihrer „Höhe“ und „Grösse“ sagt, aber bis auf den einen, schon berechtigteren Vorwurf, dass es scheine, als ob Ricardo diese beiden Begriffe verwechselt habe, findet man daselbst auch Nichts, was gegen dessen Theorie spräche.

Was Hoffmann's Ansichten über die Grundrente betrifft, J.G.Hoffmann, so lässt sich darüber nur schwer ein entscheidendes Urtheil fällen, ob er wirklich zu den Vorgängern der neuesten Richtung

oder gar zu Ricardo's Anhängern zu zählen sei. Noch am umfassendsten spricht er sich über diesen Gegenstand in dem in die Sammlung seiner kleinen Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts aufgenommenen Aufsätze „über die wahre Natur und Bestimmung der Renten aus Boden und Kapital-Eigenthum“ aus. Allein auch hier werden die für uns wichtigeren Fragen, namentlich Ricardo's Lehrsätze nur wenig erörtert. Der Verfasser giebt weniger eine Erklärung für den Ursprung der Rente, als er namentlich darauf hinweist (auch in seiner Lehre von den Steuern), dass deren Empfang zu freien Diensten verpflichte, gleichsam ein Lohn *praenumerando* sei. Ein Hinweis, der auch von Ricardo'schem Standpunkte gewiss nur zu billigen ist. Nicht umsonst lautet es: „noblesse oblige!“ und büsst der Adel, die vorzügliche Klasse der Grundeigenthümer, seine moralische Stellung ein, wenn ihm dieser Wahlspruch zur leeren Phrase wird. Dass aber Hoffmann solcher Anforderung gegenüber beide Rentenempfänger, sowohl die der Grund- als der Zinsrente gleichstellt, scheint nur dann vollkommen zulässig und gerecht zu sein, wenn das Kapital ein ererbtes ist. Sonst ist in der That die Lage jener beiden gleich günstig und, indem sie „Arbeiten zu übernehmen gestattet, welche auch keinen Ertrag für den Unterhalt abwerfen“, legt sie dem Grundadel, wie dem Geldadel in gleicher Weise „die Verpflichtung auf, neben den Abgaben, die sie, wie die übrigen, entrichten, zu dem Gesamteinkommen noch durch ihre persönlichen Bemühungen beizutragen.“ Allein es führt unser Autor diese Gleichstellung zu weit, wenn er sie von den Beziehern der beiden Renten auch auf diese selbst übertragen will. Wir haben bereits gesehen (S. 197), was dem entgegensteht und, wird hier der Miethe des Kapitals, den Zinsen, noch insofern die Natur der Bodenrente zugeeignet, „als sie gleich dieser dem Empfänger aus der Frucht fremder Arbeit fliesse“ (p. 576), so ist streng genommen, dieses Charakteristikon selbst nicht richtig. Denn das Einkommen, das das Kapital erträgt, der Boden ertragen kann, ist nicht eigentlich die „Frucht fremder Arbeit,“ sondern vielmehr das Maass der Förderung und Unterstützung, die dieser letzteren in dem einen Falle aus der Kapitalnutzung, in dem anderen aus der besseren Bodenqualität und Lage zu Theil

wird. Fehlte diese Hilfe, so könnte auch dieselbe Arbeit nicht die gleichen Gütermengen herstellen. Daher hat jene mitunter populäre Vorstellung nur den äusseren Schein für sich, der bloss einer oberflächlichen Anschauung genügen kann. Eine solche allein erklärt es aber auch, dass der Verfasser nicht auf die Entstehung und die Natur der genannten zwei „Vermögensstämme“ zurückgeht, um den wesentlichen Unterschied zwischen ihnen herauszufinden, sondern denselben, ähnlich wie Tracy \*) und Schäffle, nur darin sieht, „dass nämlich in Bezug auf den Ort der Benutzung der Boden unbedingt unbeweglich, das Kapital dagegen bedingt beweglich,“ der Zinsfuss daher merkwürdig gleich, die Verschiedenheiten des Rentensatzes aber ungeheuer seien. Und erklärt er ferner, dass der Unterschied, „dass die Masse des vorhandenen Bodens nicht vergrössert werden könne, während die Vermehrung der Kapitale grenzenlos sei, wo nicht bloss scheinbar, so doch ganz unwirksam sei,“ so scheint er die Tendenz der abnehmenden Productivität, von der freilich auch die Kapitalbildung abhängt, nur zu sehr zu Gunsten der Gegentendenzen zu übersehen. Denn er motivirt seine Ansicht damit, dass, „wenn auch der vorhandene Raum nicht vermehrt werden könne, die Benutzung seines Inhalts, seiner natürlichen Erzeugnisse und Kräfte eben so wenig als die Kraft des menschlichen Geistes begrenzt sei, welcher noch unaufhörlich die bekannten Nutzungen verbessere und neue finde.“ Bedeutsamer ist aber allerdings für die Sonderung jener beiden Begriffe der Umstand, dass mit dem Fortschritte der Entwicklung die eine Rente zuzunehmen, die andere abzunehmen strebt \*\*). Auch wo grundherrliche Verhältnisse nicht einwirken, bestätigte es sich durch Erfahrung, dass die Bodenrente, wenn sie auch selbst keineswegs unbedingt ein Förderungsmittel der Wohlhabenheit sei, mit der Zunahme derselben steige, der Zinsfuss hingegen sinke (p. 585.) Für die erste Erscheinung führt Hoffmann speciell keinen Grund an, allein er müsste mit

\*) „La seule différence de cet instrument (champ) à tout autre, c'est que, pour s'en servir, comme il ne peut pas se déplacer, il faut l'aller trouver, au lieu de le faire venir à soi.“ (Traité d'É. P. ch. IV.)

\*\*\*) Macleod „Elem.“ enf. p. 219 § 47 u. p. 223 § 54.

den Ricardo-Hermann'schen Ansichten übereinstimmen; die zweite aber stützt er darauf, dass das Angebot von Kapital noch rascher als seine Nachfrage wachse; eine Erklärung, die, wie gesagt, an sich allein nicht ausreicht.

Obschon also dieser Autor auf die Ricardo'sche Theorie kaum eingeht und die Meinungsverschiedenheiten nicht unmittelbar deren Grundsätze betreffen, so lässt sich aus dem Gesagten doch so viel ersehen, dass er bloss in dem Bestreben, die Zins- mit der Grundrente zu identificiren, als ein Vorgänger Carey's und Bastiat's angesehen werden könnte. Für einen solchen hält ihn wenigstens M. Wirth, allein der Passus, den wir in seiner Lehre von den Steuern finden, spräche namentlich dafür, ihn eher unter den Ricardianern zu nennen. „Es ist Arbeit,“ sagt er nämlich dort, „und nur Arbeit allein, obwohl mannigfaltig und unterstützt von den Gaben der Natur, was Einkommen erzeugt. Die Bodenrente ist derjenige Theil dieses Einkommens, welcher als Miethe für einen Naturfond gegeben wird, den der Arbeiter von dessen Eigenthümer entlich. Die Höhe dieser Miethe beruht wesentlich auf der Einträglichkeit des Gebrauches, der von dem entliehenen Naturfond eben gemacht werden kann. Es ist aber sehr viel minder die Beschaffenheit des entliehenen Naturfonds selbst, als ein davon ganz unabhängiges Verhältniss zum menschlichen Walten und Wirken, was den Grad dieser Einträglichkeit bestimmt .... Im Grössten wie im Kleinsten sind es Umstände, die ganz unabhängig sind von der Einsicht, dem Willen der Eigenthümer eines Naturfonds, welche die Rente daraus sehr viel stärker mehren oder mindern, als es ihre Bemühungen vermögen“ \*). Und das Beispiel, das er hierfür anführt, nämlich die Vortheile des Hauseigenthümers in der Stadt Wien selbst vor dem in den durch das Glacis von ihr getrennten Vorstädten zeigt deutlich genug, dass er wenigstens in Bezug auf die Lage das Rentenprincip durchaus anerkennt. Ganz unverständlich ist es dagegen, wenn er den Begriff der Rente überhaupt durch den der Verpachtung oder

\*) Er hält nur Einkommen solcher Art für sehr unsicher und daher für die Besteuerung wenig geeignet. Hierin äusserst sich nur wiederum die nicht genügende Anerkennung des Bodengesetzes.

Vermiethung bedingt sieht und meint, „dass die sehr gewöhnliche Vorstellung, dass auch die Kapitalisten und Grundeigenthümer, die ihr Kapital und ihren Grund und Boden selbst nutzen, „jene in ihrem Einkommen die Zinsen, diese die Renten erhalten, nur zu dem Wahne führe, dass in der todten Masse des Kapitals oder des Bodens erwerbende Kräfte wohnen“ \*) (p. 588 d. Aufs.). „Das Kapital kann ebensowohl zur Förderung eigener als fremder Arbeiten verwandt werden“ (p. 576) und der Unternehmergeinn ist doch vom Zinse sehr verschieden, die Rente aber hängt, wie er selbst lehrt, durchaus nicht von dem Eigenthümer, sondern von Umständen ab, die dessen Verfügung in keiner Weise unterworfen sind. Roscher bezeichnet es gerade als einen Vortheil für die Theorie, dass in England auch die Grundeigenthümer, wenn sie selbst wirthschaften, sich gewissermaassen als Farmers betrachteten, eine Grundrente berechneten etc. Solche Streitfragen, wie in Deutschland, ob die Landgüter 2 oder 15% ihres Kaufgeldes eintrügen, wären dort schon lange nicht möglich gewesen (Grundr. § 149 Anm. 1).

Blanqui's Urtheil kennen wir schon zum Theil und es ist hier Blanqui. nur noch zu erweisen, dass er in seiner „Hist. de l'É. P.“ 3 edit. II p. 217 fl. der Meinung ist, dass Malthus wie J. B. Say trotz ihrer heftigen Angriffe auf Ricardo's Lehre, wenn auch auf verschiedenem Wege, dennoch zu denselben Schlüssen gelangten. Dass dies in Wirklichkeit nicht so ganz der Fall ist, glauben wir oben erwiesen zu haben. Wenn er aber hinsichtlich der Ricardo'schen Theorie selbst sagt: „Dire que ce sont les mauvaises terres, qui sont la cause du profit que l'on fait sur les bonnes, c'était admettre en d'autres termes un principe déjà connu, que les frais de production ne sont pas la cause du prix des choses, mais que cette cause est dans les besoins que les produits peuvent satisfaire,“ so lässt sich hierüber zweierlei bemerken. Erstens, dass Ricardo's Rentenlehre, wenn sie auch hier nicht völlig erfasst ist, darnach dennoch gerechtfertigt dastände, und zweitens, dass es sich gerade aus ihr ergibt, dass die Produktionskosten der wesentliche Bestimmungsgrund des Preises seien.

\*) S. S. 253 u. conf. Macleod „Elem. of P. E.“ 1858 p. 190.

K. Arnd.

Da ist Karl Arnd ein ganz anderer Gegner. Er legt der Ricardo'schen Theorie solch' eine Bedeutung bei, dass er allein an ihre Widerlegung die Möglichkeit jedes Fortschrittes in unserer Wissenschaft knüpft. Ob es ihm aber selbst gelungen, den Bann zu lösen, in den sie alle Geister geschlagen habe, soll aus der folgenden kurzen Betrachtung seiner Kritik ersehen werden.

Die Aufgabe, die er sich im Vorwort zu seiner „naturgemässen Volkswirtschaft“ (2. Aufl. 1851) stellt, die Sonderinteressen der Personen und Genossenschaften auszuschneiden und das Bestandene einer gründlichen und rücksichtslosen Revision zu unterziehen, lässt allerdings und nach jenem Urtheil namentlich auch für unseren Gegenstand Vieles erwarten. Allein diese Erwartung wird völlig getäuscht, wenn man in seinem Werke auch keinen einzigen Einwand findet, der neu und triftig wäre.

Er lehrt nämlich (p. 47), „dass der Grad der Zunahme der Menschenmenge auch den Grad der Zunahme der Nahrungsmittel bestimme“ und dass in der Sache selbst keine Schranke, eine solche nur in der Beschränktheit der Bodenfläche anzutreffen, diese somit allein maassgebend sei \*). Das widerspricht aber schon der Thatsache des Anbaues verschiedener Bodenklassen, widerspricht aber auch zumeist seinen eigenen späteren Aussprüchen, ja derjenigen seiner Ansichten, die hier hauptsächlich in Betracht kommt. Denn bei der Annahme, dass bloss für die Ausdehnung der Kultur eine Schranke bestehe, muss die auch von ihm adoptirte Herleitung der Rente aus dem Sinken des Zinsfusses oder des Arbeitslohnes oder beider zugleich (§ 38 p. 128 f.) \*\*) nur um so haltloser erscheinen. Auch bringt er für dieselbe keine einzige Begründung bei, die nicht die Frage übrig liesse, wesswegen denn vorzüglich allein der Ackerbau jene Erscheinung aufweise? Das Einzige, was noch zu der Erläuterung dieser letzteren hätte führen können, ist sein Zugeständniss an Ricardo, dass die Differenz

---

\*) Die theilweise Meinungsverschiedenheit mit Liebig (p. 61) hat untergeordnetes Interesse.

\*\*) Nach Arnd's Meinung sind Kapitalrente und Arbeitslohn von einander unabhängig und weist er darauf hin, dass bei der Urproduction beide in demselben Verhältnisse steigen können (§ 50). Dieser Fall ist aber auch annehmbar, wenn man an der wohl allgemein anerkannten Abhängigkeit der beiden Quoten fest hält.

der Fruchtbarkeit wenigstens auf die Höhe der Rente von Einfluss sei. Allein auch das glaubt er (§ 99 \*) zurücknehmen zu müssen, da weder der Preis der gewonnenen Früchte, noch die Grösse des zu ihrer Erzielung anzuwendenden Kapitals durch die Qualitätsverschiedenheiten des Bodens bedingt würde! Was er dagegen vor Allem und zwar bis zu dem Maasse betont, dass er dadurch jede andere Theorie, als die seine, von vornherein für widerlegt hält, ist der Satz, dass seine vermeintlichen Rentefactoren, d. h. das Sinken des Lohnes und das des Zinses, auf unwandelbaren Gesetzen beruhen und von der Rente aller übrigen Grundstücke desselben Landes vollkommen unabhängig seien. Eine solche Abhängigkeit ist aber nimmer behauptet worden und würde auch nur dann bedeutsam sein, wenn in der angegriffenen, wie in des Verfassers eigener Lehre, auch umgekehrt als die Factoren der Rente Gewinn und Lohn hingestellt wären. Allein in der Ricardo'schen Theorie sind die Verhältnisse dieser letzteren und die Rentenentstehung auf ein und dasselbe sie bedingende Princip reducirt, so dass im Grunde genommen keines dieser Momente auf das andere einfließen kann, unter ihnen bloss ein Nebeneinander und kein Nacheinander besteht. Und dieses Princip ist das der abnehmenden Produktivität, das doch auch unser Autor anerkennen muss, wenn jene „unwandelbaren Gesetze,“ welche Lohn und Zins bestimmen, einfach auf den Preis der Subsistenzmittel und die Concurrenz hinauslaufen. Denn diese beiden sind in letzter Folge von der factischen Wirksamkeit jenes Naturgesetzes abhängig, da nur bei dessen Herrschaft sowohl eine Preissteigerung der Rohproducte als eine Verminderung des Zinses durch die Kapitalanhäufung möglich ist.

Es wäre zu weitläufig alle die Irrthümer, die hier vorliegen, einzeln aufzudecken und wir führen nur noch Einzelnes zum Belege an, dass sie insgesamt bloss aus einer ungenügenden, wenn nicht falschen Einsicht in Ricardo's Theorie herzuleiten sind. Man kann ja zugeben, dass es, buchstäblich gefasst, durchaus zu verneinen ist, dass die „Differenz“ an sich die Einflüsse ausübe, die ihr hier zugeschrieben werden. Allein es ist eben auch nicht statt-

\*) S. oben S. 114.

haft, den Zusammenhang einer Lehre zu zerreißen, um aus ihr einzelne Sätze willkürlich zusammenzustellen. Die Lehre selbst wird auf diese Weise nicht getroffen und, was uns hier von der Ricardo'schen begegnet, könnte fast nur als eine vage Reminiscenz an sie erscheinen. Sollte aber der Verfasser nur den concreten Fall im Auge haben und dann etwa gleich Say die That-sachen nehmen, wie sie sind, ohne weiter nach einer Erklärung zu forschen, so hört seine Untersuchung auf, eine wissenschaftliche zu sein. Die Differenz vermag sicherlich nicht für die absolute Grösse der Kosten maassgebend zu sein, dass sie es aber für die relative ist, gesteht er doch selbst, wenn er nach § 38 auch nur so viel einräumt, dass auch in cultivirten Ländern die Rente vom Waldboden in Folge einer sehr grossen Ausdehnung desselben, in Folge einer übermässigen Entfernung und unverhältnissmässigen Kostspieligkeit des Transports völlig schwinden könne. Es geschehe dies, meint er allerdings, äusserst selten, da „die Holzzucht das letzte Mittel sei von Flächen eine Rente zu erzielen, welche alle anderen Benützungsarten nicht lohnen, der Baumwuchs aber nur wenig von der Beschaffenheit des Bodens abhängt und auf dem ungünstigsten Boden beinahe denselben Ertrag wie auf dem besten bringe.“ (! ?) Allein abgesehen von dem Werthe dieser Behauptung selbst — das Princip der Ricardo'schen Lehre leuchtet in diesen Sätzen zweifelsohne dennoch durch und es ist nur um so unverständlicher, dass Arnd auch solche Erscheinung zu ihrer Widerlegung dienlich hält. Dass ein zu einer Benutzung ungünstiger Grund zu einer anderen wohl geeignet sein, die Art der Bewirthschaftung in's Gewicht fallen könne, ist eine Thatsache, die nicht angezweifelt zu werden braucht, um jene aufrecht zu erhalten \*). Es ist daher nicht wenig überraschend, dass er, der Gegner Ricardo's, 'Thünen für den einzigen Nachfolger Smith' erklärt, der die Natur der Bodenrente richtig aufgefasst habe. (§ 101). Das Inconsequente, das hierin liegt, spiegelt sich aber auch in seiner ganzen Polemik ab und liefert nur wiederum den Beweis, dass seine Revision und Prüfung der angefochtenen Renten-

---

\*) Das gilt zumeist auch gegen Fontenay's Polemik, wie sie in seinem „Du Rev. fonc.“ L. I Ch. VII von p. 120 an enthalten ist.

theorie hätte gründlicher sein können. Es ist das ein harter Vorwurf, aber wie sollte er sonst Ricardo z. B. die Lehre zuschreiben, dass die Besteuerung der Bodenrente stets auf den Consumen ten zurückfalle (p. 474)? wie stiesse man sonst auch bei ihm auf jenen Einwand, dass „abgesehen von obiger sehr seltenen Ausnahme (beim Waldboden) im kultivirten Theile von Europa doch jeder Boden eine Rente ertrage“ (§ 38)? „Ricardo,“ sagt er, „hat ferner sein Gebäude auf die Voraussetzung gegründet, dass überall Getreideland, das keine Bodenrente trage, zwischsen anderem vorkomme, das Bodenrente trägt: — wie aber dann, wenn sich in einer Dorfmarkung, in einem Amtsbezirk, in einer Provinz, oder in einem Staatsgebiete gar kein solches Land vorfände“ (p. 471)?! . . . — Von den Kapitalanlagen und dem Zinse, der neben der Rente im Pachtpreise („Rente“) entrichtet wird, scheint er demnach Nichts wissen zu wollen. Sonst liesse sich auch seine Argumentation nicht begreifen, wenn er daraus, dass alles Getreideland von seinen Eigenthümern geschätzt wird, zunächst auf dessen Tauschwerth und von diesem auf die Rente schliesst! Bloss unterhaltend ist es endlich, wenn unser Autor so fortfährt: „sollte aber ausnahmsweise ein Getreideland vorkommen, welches weder Tauschwerth hätte, noch eine Rente trüge, so würde sich diese Ausnahme, als solche, nicht dazu eignen, selbe zur Grundlage der Grössenbestimmung aller allenthalben vorkommenden Bodenrente zu benutzen!“ Die Ironie aber, mit der er eingesteht, „dass die Bodenrente in der That dem Unterschiede gleich sei, welcher zwischen dem „Reinertrage“ jedes fraglichen Grundstücks und demjenigen bestehe, das keinen „Reinertrag“ liefere“ — wendet sich unzweifelhaft gegen ihn selbst, wenn man das Moment dieses Vergleiches richtig erfasst hat. Denn es wird die Rente nicht in der Weise mit der Nichtrente verglichen, „wie auch in der ganzen Natur jede Grösse als der Unterschied angesehen werden kann, welcher zwischen ihr und dem Nichts besteht,“ — sondern wie auch bei aufeinander gelegten Schichten oder aufeinander folgenden Stufen die relativen Höhen derselben durch ihre Differenzen gemessen werden können. Bei seiner Auffassung darf es auch gar nicht heissen: „es ist aber diess Nichts in cultivirten Ländern gar nicht vorhanden“!! Man kann dem Wortgefecht hier unmöglich

entgehen und, um zu schliessen, führen wir noch zur Erhärtung unseres Vorwurfs Folgendes an. „Der Tauschwerth aller Dinge,“ sagt Arnd, „soll von der zu ihrer Hervorbringung verwendeten Arbeit abhängen; — woher rührt aber der Tauschwerth des auf natürlichen Wiesen erzielten Heus? — hat das Maass Getreide, von magerem Boden, zu dessen Erzielung eine dreifache Arbeit erforderlich war, einen höheren Tauschwerth, als jenes von fruchtbarem Boden, dessen Erzielung nur  $\frac{1}{3}$  jener Arbeit forderte?“!

Aehnlich wie gegen Ricardo, ist die Polemik gegen den gleich gesinnten Hermann (§ 102), gegen C. W. Schütz (§ 104), allein wir brauchen nicht auch auf sie einzugehen, um uns zu denen zu bekennen, die, wie sich der Verfasser im Vorwort beklagt, seine tiefere Begründung und weitere Entwicklung der Bodenrente nicht begriffen haben \*).

Bern-  
hardi.

Th. Bernhardi, der als Antagonist schon viel gefährlicher wäre, greift die Lehre selbst eigentlich nicht an, sondern tritt nur gegen einzelne Punkte derselben, gegen vermeintliche Uebertreibungen und die grosse Bedeutung auf, die man ihr beigelegt hat. Allein auch diese Aussetzungen sind keineswegs alle begründet und verrathen, dass sogar auch dieser Kritiker *κατ' ἐξοχήν* nicht frei von jedem Missverständnisse war. Denn auf ein solches läuft es doch z. B. hinaus, wenn er (a. a. O. § 14) Ricardo den Vorwurf macht, „dass er die Erscheinungen, wenn nicht in umgekehrter Ordnung gedacht, doch dargestellt habe“ und so bei ihm der Anbau geringeren Bodens für die Ursache und nicht die Folge des hohen Preises gehalten werden könnte. „Unredlichen Verdrehungen“ kann schwerlich auch die klarste Darstellung entgehen, bei vorurtheilsfreier Betrachtung aber dürften auch Ricardo's Sätze in ihrem richtigen Zusammenhange kaum misszuverstehen sein. Gleiches gilt von der Lehre, „dass die Grundrente kein Theil des Preises der Producte sei“. Wenn aber Bernhardi — und dies ist der Hauptpunkt seiner Kritik — es an Ricardo rügt, dass er den Ein-

\*) Auch Arnd's bekannte Erneuerung des physiokratischen Vorschlags einer einzigen Steuer, der directen Belastung der Bodenrente, dürfen wir füglich unerörtert lassen, da er nicht unmittelbar in unsere Aufgabe schlägt und in seiner Unhaltbarkeit bereits genügend erwiesen ist.

fluss, welche die erweiterte Herrschaft des Menschen über die Kräfte der Natur, die der Landbau in Anspruch nimmt, weder allseitig noch erschöpfend erörtert habe“, — so haben wir die Gründe schon oben angegeben, welche den Meister entschuldigen, wenn nicht rechtfertigen. Seine Schule aber, der man es eher vorwerfen dürfte, hatte bereits 1847 in J. St. Mill einen Vertreter, der sie auch gegen diese so allgemeine Beschuldigung in Schutz nimmt.

Noch weniger und selbst, wenn sie durchweg stichhaltig wären, können die einzelnen Aussetzungen, die der Autor an den von Ricardo (der allerdings kein gewiegter Landwirth war) angeführten landwirthschaftlichen Verbesserungen macht, für die Theorie selbst von irgend einem Belange sein. So dünkt es mir natürlich zuzutreffen, wenn er der Ansicht, dass auf alle Bodenklassen anwendbare Verbesserungen den Ertrag von 100, 90, 80, 70 etc. auf 110, 99, 88 etc. und nicht, wie Ricardo lehrt, auf 110, 100, 90 etc. steigern, mehr Wahrheit und Wahrscheinlichkeit zuerkennt; aber M'Culloch ist der Schriftsteller, von dem diese Ansicht ausgegangen ist. Müssig dagegen, wenn gleich an sich wahr ist die Bemerkung, „dass die Arbeit auch in den Gewerken nur unter der Bedingung, dass sie mit vermehrter Einsicht verwendet werde, eine wachsende Gütermenge erzeugen könne und unter dieser Bedingung doch wahrlich auch im Ackerbau nicht nothwendiger Weise von stets abnehmender Wirksamkeit sein müsse“. Von einer absoluten Nothwendigkeit dafür ist so wenig, wie von der Wirksamkeit der gleichen Arbeit die Rede gewesen, dass aber *caeteris paribus* eine Vermehrung derselben in der Industrie eher eine Zunahme, im Ackerbau jedoch eine Abnahme des Erfolgs hervorzurufen die Tendenz habe, kann, zumal diess Letztere, auch Bernhardi, der das Bodengesetz immerhin anerkennt, nicht in Abrede stellen.

Wenn es ferner auch zugegeben werden mag, so hat es doch nicht die Wahrscheinlichkeit für sich, dass „bei einem rasch fortschreitenden Zustande der Gesellschaft steigende Nachfrage den Preis des Getreides beständig so hoch erhalten könnte, dass der Grund und Boden eine Rente abwürfe, wiewohl die Ländereien der fruchtbarsten Klasse noch nicht in ihrem ganzen Umfange an-

gebaut wären“ \*). Auch meint der Verfasser nur, dass Solches „wenigstens möglicher Weise“ geschehen könnte. Sollte aber das wirthschaftliche Leben der Gesellschaft in der That ein derartiges Stadium durchlaufen, so ist es allerdings auch richtig, „dass die Rente von dem Boden erster Klasse unmittelbar vor der Erweiterung des Landbaus, die so herbeigeführt würde, sogar etwas über den Stand hinaus gestiegen sein müsste, auf dem sie sich nach dem Anbau neuer, wenn auch minder fruchtbarer Felder erhalten könnte“. Dies hat nicht nur Senior, sondern auch Hermann behauptet und vermag gleichfalls nicht die Gültigkeit zu schmälern, auf welche die Theorie selbst Ansprüche macht.

Inwiefern aber diese endlich auch wirklich eine Bereicherung und Ausbildung der A. Smith'schen Lehre genannt werden mag, darf nachträglich nicht allein nach der Einfachheit des gewonnenen Resultats gewürdigt werden. Zumal nicht, wenn es wohl ganz getreu, aber doch so eng gefasst wird, als hätte jene Theorie nur nachgewiesen, „dass in jedem gegebenen Moment die Fruchtbarkeit des nächst besten, noch nicht bestellten Ackerbodens, oder vielmehr der mögliche Ertrag, den neues Kapital unter den bestehenden Bedingungen dem Boden abgewinnen könne, das Maass an die Hand gebe, über das hinaus der Preis des Getreides und mit ihm die Grundrente nicht bleibend steigen könne“. Muss man einerseits die vergebliche Mühe berücksichtigen, die sich alle die Vorgänger gegeben hatten, um das Rentenverhältniss zu erklären und unter die anerkannten Grundsätze zu bringen, so hat man auch andererseits die ganze Wichtigkeit sowohl des Grundprinzips, das der Theorie zur Basis dient, als auch der Rolle zu beachten, die sie der Rente in der Oekonomie der Distribution anweist. Nur wenn man so alle die irrigen Ansichten der älteren Autoren, die Inconsequenz selbst eines A. Smith' im Auge behält und die Tragweite der Frage erkennt, auf die besonders J. St. Mill die Lehre hinausführte: — nur dann wird man über die Bedeutung genannter Doctrin gerechter Richter, gegen die „Jubelreden“ nachsichtiger sein. Eine naheliegende Wahrheit ist eben so schwer zu

\*) Hier käme vorzüglich die Differenz der Entfernung in Betracht.

entdecken, als sie später in ihrer Selbstverständlichkeit trivial erscheint.

Fonteyraud sucht in seiner „Notice sur la vie et les écrits de D. Ric.“ (Collect.) \*) die Ursache der Rente vornehmlich in dem Moment des Eigenthums und thut es insofern nicht vergeblich, als auch ihm der Boden von vornherein und zwar nicht nur „ein Kapital, wie alle anderen“, sondern „ein Kapital ist, in dem noch ein wichtiges und bedeutendes Monopol stecke“. Das Irrige und Gefährliche solch' einer Ansicht ist aber bereits erörtert worden und mehr als es ihrem Kritiker obliegt, sie anzugreifen, fällt es ihrem Bekenner zur Pflicht, auch wirklich darzutun, dass jedes Grundstück ohne Ausnahme schon als den ihm eigenen Zins, oder mit andern Worten ausser dem üblichen Zins, eine stete Rente ertragen müsse! \*\*).

Fontey-  
raud.

Dürfen wir uns hier bloss auf früher Gesagtes berufen, so verweisen wir hinsichtlich des einzigen neuen Einwand's: „ist es auch sicher, dass die Menschengeschlechter gerade die besseren Ländereien haben wählen können, um von Stufe zu Stufe bis auf die am wenigsten fruchtbaren hinabzusteigen?“ — auf den folgenden Abschnitt, da diese Frage bereits ein wichtiger Punkt aus der Carey'schen Theorie ist. Was aber der Verfasser noch sonst vorbringt, lässt ihn nur an der Schuld vieler seiner Gesinnungsgenossen Theil nehmen: die Lehre, die er zu kritisiren unternimmt, entweder missdeutet oder missverstanden zu haben. Er fasst sie z. B. so eng, dass er damit, dass auch bei gleicher Fruchtbarkeit der Grundstücke (ja aber bei ungleicher Entfernung und Kapitalanlage) zugestander Maassen eine Rente möglich sei, es widerlegt zu haben wähnt, „dass der Grundeigenthümer mit der Erhebung der Rente so lange warte, bis aus Gehorsam für ein System Boden № 2 und 3 mit ungeheueren Kosten geurbar worden wäre“. Gibt er aber auch nur so viel und noch so ungern zu, dass der Ueberfluss an Land die Rentenbildung verhindere, so hätte er nur richtig folgern müssen, um zu dem Schlusse zu ge-

\*) Cnf. namentlich XXXVIII, XXXIX, XLI u. XLIII.

\*\*\*) Hier wäre die glühende Beredsamkeit am Platze, welche Bastiat und Fontenay gegen Ricardo verschwenden.

langen, dass auch die jeweilig ungünstigste Kapitalanlage in ihrem auch durch die besten Grundstücke durchgehenden Niveau aus demselben Grunde kein monopolistisches Einkommen ertragen könne. Es ist wahr, „dass der Eigenthümer eines Bodens, dessen Anbau vortheilhaft oder nothwendig scheint, — und mag dieser Boden von Dürre getroffen sein, — suchen wird, aus ihm ein Einkommen zu ziehen, das den Werth des Monopols darstelle“. Allein das Gelingen dieser Bestrebung hängt doch ausschliesslich davon ab, ob das Werkzeug, das er anbietet, vor den übrigen solch' einen Vortheil gewähre, dass man auch ohne Einbusse an dem eigenen Gewinn auf seine Anforderung eingehen kann. Mag jedoch das Monopol partiell oder absolut sein, es ist nur zu selbstverständlich, dass Alles, was seine Ursache entkräftet, es auch selbst mildern und ihm entgegenwirken muss. Es überrascht daher, wenn auch dieser Schriftsteller gleich den Anderen sich berechtigt glaubt, zum Einwand gegen die Ricardo'sche Lehre auf den Einfluss der landwirthschaftlichen Verbesserungen hinzuweisen; denn, wie jene Carey'sche Frage, steht auch dieser Einfluss seiner eigenen entgegen.

Die übrigen Angriffe dieses Gegners, die meistens die Grundsätze der Preisbestimmung betreffen, sind aber vollends nicht einmal erwähnenswerth. Bekennt er doch u. A. nicht zu verstehen, „wie sich namentlich das Sinken des Preises der Bodenerzeugnisse und ferner der Rente im Falle einer sperrweiten Eröffnung (unserer) der Landesgrenzen“ erklären liesse, „wenn es wahr wäre, dass die Preise sich immer nach den Productionskosten auf dem ärmsten Boden richten?“! u. a. m. Da wäre es denn am Ende wünschenswerther gewesen, wenn der Verfasser statt eines solchen Eingehens auf die Theorie, die er angreift, sich vor den „mikroskopischen Untersuchungen und Analysen mit der Lupe“ nicht geschenkt hätte.

H. D.  
Macleod.

Wenn schon solche Fragen, wie die letzterwähnte Fonteyraud's, Bernhardi darin Recht geben (S. 260 oben), dass Ricardo's Lehre selbst bis zur Verwechslung von Ursache und Folge in ihr missverstanden werden konnte, so liefert ein Macleod womöglich noch einen besseren Beleg dafür. Sein ganzer Antagonismus beruht nur auf demselben kaum verständlichen Irrthume. Davon

ausgehend, dass das Verhältniss von Angebot und Nachfrage das einzige allgemeingültige Gesetz für die Preisbestimmung sei, eifert er dagegen, dass jener Denker die letztere auch von den Productionskosten, resp. den ungünstigsten Productionsverhältnissen abhängen lässt (a. a. O. p. 197 f.) \*). Die Erklärung dafür suchte man fürwahr vergeblich, wenn sie uns der Autor nicht mit den Worten gäbe: „Now, if Ricardo's rule be true, it means that, if we want to change the value of a commodity, we have only to change the cost of its production“ (p. 108) „and it is akin to this fundamental fallacy, that people buy because other people produce“ (p. 126). Er meint damit nichts Anderes, als dass man nach Ricardo's System auf diese Weise den Tauschwerth auch willkürlich bestimmen könnte und nichts Anderes, als dass auf diese Weise dasselbe System eine Belohnung für jede Art von schlechter Wirthschaft verheisse (p. 201)!

Mit einem Hinweis auf Garnier's schlichte Bemerkung (s. oben S. 69) zu dieser Frage, weisen wir aber solche Auffassung kurz damit ab, dass Macleod sich schon mit jenem früh erkannten, so allgemeinen Gesetze begnügt, Ricardo, wie in Allem, auch hier tiefer gehen wollte. Sind Angebot und Nachfrage die beiden Momente, welche thatsächlich den Markt beherrschen, so liegt nichts näher, als nach deren eigener Natur und den Bedingungen zu forschen, von denen sie ihrerseits selbst abhängen. Für die Nachfrage kommt hier, als ihr Grund, vor Allem das Bedürfniss in Betracht und entzieht sich dasselbe auch für viele Güter einem berechnenden Ueberblicke, so ist es doch für die nothwendigen Subsistenzmittel wesentlich an die Volksvermehrung gebunden und daher der Forschung zugänglicher. Wir haben es hier eben mit der physischen Seite des Menschen, mit dem Naturfactor zu thun und in dem Maasse, als dieser auch bei dem Angebot, d. h. in der Production hervortritt, kann man auch diese letztere einer mehr oder weniger richtigen Spekulation unterwerfen. Hätte sich nur Macleod in der uns hier interessirenden Frage die Sache z. B. so gedacht, dass die erweiterte Nachfrage selbstverständlich eine

\*) „The Elements of Pol. Econ. Lond. 1858.

Ausdehnung des Angebots verlange, so wäre es ihm klar gewesen, dass für das Endergebniss auch die Ausdehnbarkeit desselben maassgebend ist. Ist diese gleich der der Nachfrage, so bleibt der Preis unveränderlich, ist sie geringer, so steigt er, ist sie endlich grösser, so sinkt er. Das allein hat aber auch Ricardo gelehrt, wenn er den *Productionskosten* jene Rolle zuwies und ihnen ganz logisch und ohne jeglichen Verstoss gegen irgend welches Denkgesetz in dem marktbestimmenden Conflict der Befriedigungsmöglichkeit allein den Einfluss auf das Resultat zuerkannte; sobald der Bedarf als stetig wachsend gedacht werden darf. Er beging damit nicht den Fehler, der einem Astronomen vorzuwerfen wäre, wenn er neben dem Copernikanischen auch noch das Ptolemäische System gelten liesse u. v. dgl. m. (p. 107 f.); er handelte vielmehr bloss, wie jeder vernünftige Naturforscher, der bei vorausgesetzt gleicher ausdehnender Kraft den verschiedenen Erfolg der verschiedenen Elasticität der Körper zuschreibt. Er liess sich nicht den Irrthum der Annahme zu Schulden kommen, dass der Stand des Quecksilbers im Thermometer die Temperatur bedinge etc., er ging nur von der blossen Wahrnehmung des Umgekehrten auf die Ursache zurück, wesswegen dies geschehe, und aus dem ähnlichen Grunde, aus dem ein Diamant hier das Quecksilber nicht vertreten kann, lässt sich auf ihn auch jene weitere Regel der Preisbestimmung nicht anwenden. Die Naturgesetze, die sich auf die Wärme beziehen, bleiben aber dort trotzdem eben so anerkannt, wie in dem letzteren Falle das ökonomische Gesetz, dass Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen. Es ist jedoch dieses ein Vergehen vieler Epigonen, dass sie statt weiter in die Tiefe zu dringen, von den störenden Einflüssen immer mehr zu abstrahiren und aus den Erscheinungen die allgemeinen Durchschnittsgesetze herauszulösen, lieber an die Oberfläche zurückgehen und meinen, dass, weil diese dem faktisch Bestehenden ähnlicher sieht, sie die wahre Wissenschaft fördern.

So allgemein wir uns gefasst haben, so hoffen wir, dass bei richtigem Verständniss auch das Falsche der Macleod'schen Entstellung der Ricardo'schen Sätze, wo sie sich auf die Löhne etc. bezieht (p. 204 f.), leicht zu ersehen sein wird. Heisst es doch p. 206, dass die Lehre von der Preisbestimmung durch die Pro-

ductionskosten, durch die Arbeit, -- den strikes der Arbeiter mit zur Veranlassung gedient habe: „The workmen thought that by combining to raise the price of labor (?) they could force up the price of the article“!! Bei richtiger Auffassung der angefochtenen Doctrin hat man es auch hier und zwar im besten Falle dennoch mit einer „logomachy“ zu thun, wie es jener französische Gelehrte schon längst erkannt hatte und der Verfasser selbst geahnt zu haben scheint.

Es ist aber nur dieselbe Einseitigkeit daran schuld, wenn Macleod den zum Zinsfusse verhältnissmässig niedrigen Rentensatz dadurch erklären will, dass dem Eigenthümer ausgedehnter Ländereien die eigene Bewirthschaftung derselben schwer, wenn nicht unmöglich ist und diese Schwierigkeit dem Pächter den Vortheil des Käufers, des Mächtigeren einräumt! \*). Als ob es mehr jener Eigenthümer, als Pächter giebt. Dass die Rente (insgesammt) niedriger scheint und auch mitunter ist, liegt nicht an ihr selbst, sondern darin, dass der Tauschwerth eines Grundeigenthums namentlich in der Aussicht auf ihr Steigen höher angeschlagen wird \*\*). Aus jener Stellung der beiden Contrahenten soll dann endlich auch die Abhängigkeit der Rente vom Preise hergeleitet werden, da die Rente, als der Antheil des Schwächeren, vor dem Gewinne des mächtigeren Pächters weichen müsse!

Bloss dieses radikale Missverständniss hat uns aber bewogen, Macleod nicht schon im vorigen Abschnitte anzuführen, denn er selbst stellt sich auf Grund desselben in einen solchen Gegensatz zu Ricardo, dass er dessen ganzes System für falsch und, was er davon als wahr anerkennen muss, für eine Abweichung erklärt. Gerade in diesen Abweichungen ist jedoch das Wesen der besprochenen Rententheorie enthalten, die dadurch noch keineswegs leidet, dass unser Autor selbst „gleich bei der Schwelle stolpert“ und jene unglückliche Definition zum Ziele seiner Angriffe macht (p. 194 f.). Auch ist seine Ansicht, dass man die Miethe für die Gebäude etc. weil gleichen Namens „rent“ auch in die Rente

\*) Sieh' dagegen oben Sismondi S. 232.

\*) „The rent of land rarely exceeds  $2\frac{1}{2}$  or 3% of the value of the land, and is often less than that.“ (p. 200.)

einschliessen müsse, ebenso bedeutungslos und irrig, wie die andere, dass das Versagen dieser Bezeichnung für das andere landwirthschaftliche Kapital auf dasselbe hinausliefe, als wenn sie hinsichtlich eines Hauses nur auf die nackten Mauern bezogen, für den weiteren Ausbau und Schmuck aber das Wort „Zins“ gebraucht werden sollte. Nur daraus, aus solcher mangelhaften Begriffsunterscheidung und der engherzigen Betonung jener Definition, erklärt sich aber auch sein Ausspruch, dass die Scheidung von Rente und Gewinn nichts mehr als ein Spiel mit Worten sei. Denn wäre es schwer den Entgelt für „die ursprünglichen und unzerstörbaren Bodenkräfte“ aus dem Pachte herauszuschälen, wenn man so wie Macleod an dem Buchstaben klebt, so wird es ein Leichtes bei der echt Ricardo'schen Auffassung: „that there is a regular series of gradation of the cost of production of agricultural produce in different places“ und „there must be a descending scale of rents payable out of the price realized till the quantity of rent vanishes, or no rent can be paid“ (s. o. S. 158, 193, auch 87). Und wo Ricardo die Rentenentstehung darlegt, meint er, wäre es schwer einen Einwand zu finden, nur dass in keiner Weise eine Rente entstehen könne, wenn das Land nicht verpachtet wird! „The first indispensable condition of rent arising is, that one person is the owner of more land than he can conveniently cultivate himself.“ Auf jener untersten Stufe, wo die Rente schwindet, kann Einer noch so viel Land haben und es auch Anderen überlassen: die Rente fehlt. —

Blicken wir nun auf diese ganze Reihe von Schriftstellern zurück, so finden wir keinen einzigen Gegner, dem es auch nur im mindesten gelungen wäre, das Princip der Ricardo'schen Lehre zu erschüttern. Die Meisten haben es sogar nicht einmal unternommen, dasselbe ernstlich anzugreifen, sondern beschränkten sich, wenn sie nicht offenbares Missverständniss \*) leitete, bloss auf

\*) Es ist wohl nicht übertrieben, wenn J. St. Mill (Princ. B. II ch. 16 § 5) sagt: „the theory of rent may be called the „pons asinorum“ of pol. economy, for there are, I am inclined to think, few persons who have refused

eine Polemik gegen die praktische Gültigkeit des in ihr gelehrten Naturgesetzes. Der Haupteinwand konnte hier kein anderer als der Hinweis auf das Moment des Fortschritts sein, Ricardo selbst war aber der erste, der dieses berücksichtigt hatte. Dass er es zu wenig gethan, mag zugestanden werden: für seine Theorie ist dies von keiner Bedeutung: sie bleibt unwiderlegt und unwiderleglich, so lange es nicht erwiesen wird, dass es entweder gar keine Rente gebe oder diese auf eine andere Weise als durch die Differenz der Productionskosten bei gleichbleibendem Preise gebildet werde.

their assent to it, except from not having thoroughly understood it. The loose and inaccurate way in which it is often apprehended by those who affect to refute it, is very remarkable" etc.

---

## Abschnitt VII.

### Würdigung der Bastiat-Carey'schen Kritik.

C. Herrschender Grundgedanke: Alles in Allem der Mensch, Nichts die Natur, abgesehen von ihrer selbstverständlichen passiven Mitwirkung. Es giebt keine Rente, es giebt nur Gewinn.

Ban-  
field.

Wir glauben diesen Abschnitt mit T. C. Banfield und zwar daher einleiten zu müssen, weil in der That die diese dritte Periode characterisirenden Hauptansichten in seiner „Organization of Industry“ (2 Edit. 1848) fast insgesamt embryonisch angedeutet sind. Vornehmlich ist in dieser Hinsicht die Einleitung zu dem genannten Werke zu beachten, die schon gleich zu Anfang mit den Worten: „in no modern system is the radical error of gross materialism so conspicuous as in that of MrRicardo . . . where this system defensible on any practical ground, the destiny of man would be grovellingly low“ . . . uns über den Standpunkt orientiren kann, von dem aus diese letzte Gegnerschaar die kampfbewährte Rententheorie zu vernichten denkt. Wir übersehen hier die, mild gesagt, unbegründete Ansicht des Verfassers, als ob diese Theorie das Korngesetz habe stützen können und die Erschöpfung an Nahrungsmitteln zur Basis der politischen Macht einer Klasse oder gar einer ganzen Nation, die zunehmende Kargheit und Armuth zu einer Quelle des Reichthums gemacht habe. Dasselbe und vieles Aehnliche werden wir in Folgendem zur Genüge zu hören bekommen. Aus demselben Grunde erscheint es aber nicht

nur zulässig, sondern der Kürze halber geboten, auch die Einwände, die sich wiederholen, nicht hier, sondern unter blosser Verweisung auf Banfield dort abzuwehren, wo sie doch wenigstens durch grössere Ausführlichkeit gestützt werden.

Zunächst ist es nur zu beachten, dass dieser Autor in seiner reactionären Einseitigkeit selbst über Carey hinausgeht, indem er sich mit dessen Betonung des Kulturganges von schlechtem zu besserem Boden für eben so wenig einverstanden erklärt, als mit dem „ursprünglichen Irrthum.“ Es gebe, meint er, keinen Unterschied in der Güte des Bodens, der diesem inhärent wäre, es hänge vielmehr Alles bloss von unserer Kenntniss und Einsicht, von der Wahl der zu erzeugenden Frucht und der Art der Bewirthschaftung ab. Dies führt er nun in seiner zweiten Vorlesung weiter dahin aus, dass jedes Grundstück auch für eine besondere Kultur, wie etwa Gartenbau und Blumenzucht, Weide und Meierei (dairy farm) u. s. w. vorzüglich geeignet sei und auch darnach entschieden benutzt werden würde, sobald ein grösserer Theil des Einkommens auf höhere Bedürfnisse, als die allernothwendigsten verwandt werden könnte, d. h. das Getreide möglichst wohlfeil wäre! Das ist ihm die Hauptbedingung für alles Gedeihen. Er sieht aber ein, dass sie unter der Herrschaft eines Korngesetzes oder gar bei der Isolirung des Staates nicht zu verwirklichen ist, bei einer solchen das Ricardo'sche System zur Wahrheit werde und was er daher als letztes und ersehntes Ziel angiebt, ist die Zuweisung des ganzen Getreidebaues an die Colonien oder überhaupt an Länder, die denselben noch „on a large scale,“ also extensiv betreiben können. Dass er aber damit nicht nur nicht die weitreichende Bedeutung, sondern nicht einmal das Wesen der vollständig verkannten Lehre trifft, folgt schon daraus, dass auch deren Anhänger auf den von ihm angerathenen Ausweg hinweisen können, ja müssen und hingewiesen haben. Allein es ist eben so klar, dass die Frage dadurch nicht gelöst, sondern bloss zu einer Zeitfrage wird und eine solche exceptionelle Stellung Altenglands (oder etwa ganz West-Europas) als der Stadt der Welt auf die Dauer schwer haltbar wäre. Die Kornkammern werden sich auch mit der Zeit bevölkern und die Vortheile geniessen wollen, welche mit der dichterem Bevölkerung die „Association“

mit sich führt. Schon jetzt wird z. B. jener echt englische Gedanke Banfield's bei uns in Russland nur leider zu Gunsten der Schutzzölle zu Tode gehetzt \*).

Im Uebrigen aber stimmen wir dem Verfasser nur bei, wenn er der Macht des Unternehmungsgestes, dem wohlthätigen Sporn der Concurrrenz und dem Segen der guten Gesetzgebung, kurz der Tüchtigkeit der Bewohner eines Landes, das Hauptgewicht beilegt. Denn, wie wir es bereits mehrfach angedeutet haben und noch betonen werden, ist Keiner mehr, als der Ricardianer darauf angewiesen, im geistigen Moment und dessen Machtentwicklung den Anker aller Hoffnung zu sehen. Es treibt ihn die Consequenz seiner Lehre dazu, was sich von der ihrer Verächter nicht sagen lässt und es ist auffallend, wenn sie, obwohl ähnlich gerüstet und gegen einen und denselben Gegner verbunden, gerade in den entscheidendsten Punkten nach diametral entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen. (S. unten).

Nehmen wir jedoch auch an, dass sich die Verhältnisse vollständig nach Banfield's Wunsch gestalten und Englands ganzer Kornbedarf auf dem Wege der Einfuhr befriedigt werde, könnte dieses Ergebniss des Thünen'schen Gesetzes — denn das ist es wesentlich — wirklich gegen Ricardo sprechen? Zunächst leuchtet es ein, dass die nicht unbedeutenden Transportkosten, die der Verfasser allerdings nicht erwähnt, den Preis des Getreides dennoch so hoch stellen würden, dass dessen Anbau zum mindesten auf den dazu best geeigneten einheimischen Grundstücken schwerlich unvortheilhaft wäre. Aber man abstrahire auch davon und beachte bloss das Verhältniss von Kapital und Arbeit, Zins und Lohn. Banfield's Ideal setzt voraus, dass der Arbeiter trotz der leichten Beschaffung der Nahrung seinen Lohn, wo nicht vermehre, dennoch unbedingt beibehalte, um nur seine Ansprüche an's Leben zu erhöhen: Dessen ungeachtet soll aber auch die „rate of profit“ und zwar nach folgendem Diagramme steigen:

10.	20.	30.	40.
-----	-----	-----	-----

\*) Cnf. Roscher II § 21 über Gleichgewicht zwischen Ackerbau und Gewerbfleiss.

Dies steht zwar der allgemeinen Einsicht entgegen, dass mit der Intensivität der Bewirthschaftung wohl der Roh-, aber nicht auch der Reinertrag zunehme \*) und grade, im Gegensatze zu des Autors Annahme, mit der ökonomischen Entwicklung wohl der absolute Betrag („amount“) des Zinses wachse, der Zinssatz („rate“) dagegen geringer werde \*\*). Jedoch es sei selbst das Umgekehrte der Fall, wie liesse sich alsdann die Rente erklären? Die Behauptung, „dass, da die Rente ein Theil der landwirthschaftlichen Gewinne sei, den der Pächter für die Nutzniessung des Landes geben wolle, die Gewinne vernünftiger Weise als hoch vorausgesetzt werden müssen, wo hohe Renten bezahlt werden,“ — diese Behauptung, die bei Ricardo's Deutung für den einzelnen Fall wahr wäre, vermag es nicht. Denn glaubt man eine Ausgleichung des Kapitalgewinnes, so bliebe jene Bereitwilligkeit der Pächter, auf einen Theil des ihrigen zu verzichten, immerhin ein Räthsel. Wohl könnte der Grundeigenthümer unter solchen Bedingungen als Kapitalist einen höheren Miethzins erhalten, — aber die „Rente“ wäre undenkbar, wenn nicht entweder eine dem Boden inhärente Productivität oder das Bodengesetz zugegeben wird, das sowohl für die Extensivität als auch für die Intensivität des Anbaus eine Verschiedenheit in den Productionskosten begründet. Unser Autor thut das letztere und ahnet nicht, dass er damit den Hauptgedanken der verhassten Theorie anerkennt, weil er dieselbe bis zu dem Ausspruche missverstanden hat: „to make this theory true, the cost of cultivation, even of wheat, must be the same upon all the soils, which is not the case!“

Er verweist mehrfach auf Thünen, als Gewährsmann, spricht sich gegen alle festen Auflagen, wie Zehnten u. s. w. aus, weil sie die verschieden gelegenen Grundstücke verschieden belasten,

\*) Cnf. Roscher „Nationalökonomik des Ackerbaues“. 3. Aufl. §§ 30–35.

\*\*\*) So heisst es u. A. auch p. 53: „Rent, like farming profits, follows the law laid down, and both must often, where land abounds, be reduced in rate that they may be increased in amount.“ Richtig dagegen p. 46: „The market for produce being very limited in Austria and Russia, the whole endeavour of the farmer is in those countries directed, not to produce the most he can, but to obtain everything at the least possible cost.“ Der Autor nennt hier auch ganz allgemein „Germany!“ Uns scheint es, dass er die Begriffe „amount“ und „rate“, das Absolute mit dem Relativen verwechselt.

und führt beispielsweise die hohen Renten an, welche in der Nähe volkreicher Städte, wie London etc. gezahlt werden. Indem er aber Mc.Culloch's Bemerkung, dass unter der Voraussetzung einer gleich bleibenden oder gar steigenden Productivität selbst ein einziger Acker zur Befriedigung des grössten Nahrungsbedarfs hinreichen würde, augenscheinlich billigend citirt, — ja, indem er den Getreidebau grade den wenig bevölkerten Ländern zuweisen will, macht er ein Zugeständniss, das seiner ganzen Anschauung den letzten Halt nimmt. Wenn er von den Anfängen der Gesellschaft spricht, wo der Boden freiwillig mehr ertrug, als consumirt werden konnte, dann erklärt, dass, wo derselbe noch im Ueberflusse vorhanden sei, man ihn wegen der häufig wiederholbaren Brache mit dem geringsten Kostenaufwande bestellen könne und endlich selbst bis zur Aeusserung geht, dass bei der Absperrung der Grenzen die Volksvermehrung nur zum allgemeinen Verderben führen müsste, so giebt er eben zu, dass auch der Naturfactor bei aller seiner Passivität, als Object der Wirthschaft, sich in derselben dennoch und zwar beeinflussend geltend macht. Aber selbst dort, wo er oben den Nachweis versucht, dass durch die Bewirthschaftungsart der vermeintliche Unterschied zwischen gutem und schlechtem Boden schwinde, fiele es ihm zur schweren Aufgabe darzutun, dass auch für die ungünstigst gelegenen und unfruchtbarsten Grundstücke irgend eine Benutzung denkbar sei, die bei gleichen Kosten den gleichen Erfolg sicherte \*). Die Energie eines Holländers etc. kann in der That Vieles leisten (p. 50 fl.), allein es ist neben dem erforderlichen Kapital- und Arbeitsaufwande auch zu berücksichtigen, dass es seinen guten Grund hat, wenn man in England den schweren Thonboden (heavy clay) doch noch lieber zur Waizenerzeugung und nicht, wie in Frankreich und Deutschland zum Weinbau verwendet (p. 51). Ist es aber schon schwer möglich, dass für die weniger unumgänglichen Rohstoffe alle gegebenen Productionsverhältnisse die geeignetsten, d. h. alle gleich sind, so ist dies für die Erzeugung der Nahrungsmit-

\*) Nur die letzte Kapitalanlage der intensiveren Bewirthschaftung des besseren Bodens wird in ihrem Erfolge dem Anbau des schlechteren gleich sein können.

tel (food) vollends undenkbar. Desshalb und nur desshalb, weil diese ein so wichtiger Artikel sind und nicht, weil er meinte, dass der Getreidebau allein eine Rente gewähren könne, hat aber auch Ricardo an diesem letzteren seine Theorie andemonstrirt.

Darnach kann unser allgemeines Urtheil über Banfield nur folgendermassen lauten: so weit er darlegt, dass für ein Land, wie England die intensiveren Wirthschaften zweckmässiger sind — und das ist bei weitem die Hauptsache in seiner Vorlesung, — enthält sein Angriff Wahrheit, weil er kein Angriff mehr ist. Die übrigen Einwände sind aber richtig, wenn es die Ansicht ist, dass Ricardo die Vertheuerung der ersten Nahrungsmittel als Wohlthat angesehen und angerathen hat.

„Mr. Carey's objection has at least thought and originality and in that respect differs from the arguments commonly met with against the theory of rent.“ Aber dies ist auch das Einzige, was man zugeben mag, denn hinsichtlich des Erfolgs kann über die Polemik, die von ihm und Bastiat gegen Ricardo's Rententheorie ausgegangen ist, wohl kaum ein günstigeres Urtheil als über die der übrigen Gegner gefällt werden. Ja der Unterschied zwischen beiden schwindet selbst in der Hinsicht, als hier, wie dort, die Angriffe sich mehr an den Wortlaut halten, ein gewissenhaftes Eingehen aber auf den echten Sinn der verurtheilten Lehre meistens vermisst werden muss. Es werden allerdings von den genannten Autoren gegen dieselbe nicht nur neue Einwände vorgebracht, sondern auch ihren Gesetzen Gesetze entgegenstellt, allein auch diese letzteren vermögen die Thatsachen, auf die sich jene stützt, nicht aufzuheben. Solche Thatsachen werden daher entweder sehr gewandt übergangen oder auf eine um so gezwungere Weise erklärt, je genauer die Berücksichtigung ist, die ihnen zu Theil wird. Und da M. Wirth es in der ersten Kunst seinen Meistern nicht gleich thun, den Charakter seines Volkes nicht ganz ablegen kann, so zeigt sich auch gerade bei ihm die auffallendste Verlegenheit, wo er solche entscheidende Punkte zu erörtern versucht. Je gerechter die Gegner der verfolgten Doctrin werden, je mehr sie wirklich die Grundsätze derselben beachten

Carey,  
Bastiat  
und  
Wirth.

wollen, desto deutlicher kommt auch das Unzureichende ihrer eigenen Lehre zum Vorschein. Die Einseitigkeit dieser letzteren muss aber auch schon von vornherein daraus hervorgehen, dass sie eine Erscheinung, welche lange genug selbst dem Wahne einer besonderen Produktivität der Naturkraft Vorschub geleistet hat, nunmehr so gut, wie völlig leugnen will. Bilden die Physiokraten, ja Smith und Say das eine Extrem, so stellen diese modernen Forscher unter Carey und Bastiat's Banner das andere dar. Es genügte ihnen nicht, dass jene veraltete Auffassung bereits zu Boden lag und einer anderen gewichen war, welche es verstand, sowohl jener Erscheinung Rechenschaft zu tragen, als auch das Princip hoch zu halten, dass bloss die Arbeit Werth erzeuge. Sie wollten, dass dieses Princip auch gar keine, nicht einmal eine scheinbare Ausnahme erführe und die Distribution durch keine andere Form, als die des Lohnes und Gewinnes zu Stande käme. Der Weg, den sie zu diesem Ziele einschlugen, war neu, aber, wie wir gesehen haben, keine völlig unerwartete Entdeckung, da schon viele ihrer Vorgänger ihn angedeutet hatten. Es ist vielmehr nur eine Vereinigung all der kleinen Pfade, die diese eingeschlagen hatten, um das Ricardo'sche Lehrgebäude, wenn nicht zu schleifen, so doch zu untergeben. Scheiterten jedoch ihre Angriffe an der Sicherheit des Fundaments, das dasselbe in der Unleugbarkeit eines Naturgesetzes und der Beweiskraft der Facta hatte, so sollten jetzt auch diese Stützen fallen, wenigstens wankend gemacht werden. Nunmehr durfte die Macht des Geistes, auf die jene mit Recht gewiesen hatten, nicht mehr allein ein Bollwerk, nicht allein ein siegreicher Schutz gegen die Gewalt der Materie sein, sondern musste diese selbst so unbedingt beherrschen und durchdringen, dass diese Gewalt so gut wie verneint ward. Das Princip des Dualismus, das, mag es auch in der Philosophie nicht den besten Klang haben, sich in der Wirklichkeit und im Leben dennoch fortwährend kund thut, ward vollständig aufgehoben und die Natur von vornherein bestimmt, auf jede Selbständigkeit zu verzichten. Der organische Gegensatz, dieses Moment des Lebens, das in der jedesmaligen Schlichtung das Bestehende ergibt, brauchte nicht mehr zu Gunsten des Fortschrittes ausgelegt zu werden, er hörte auf, ein solcher zu sein, seitdem für beide Elemente nur das eine

und dasselbe Gesetz bestehen sollte. So verlangt es im Wesen diese idealistische und schwungvolle Lehre, welche die nüchterne Ricardo's, die doch beide widerstrebenden Tendenzen wenigstens anerkennt, von Grund aus bekämpft haben will.

Dass sie ein Kind ihrer Zeit, der Zeit ist, wo eine Erfindung, eine Errungenschaft die andere jagt, kann schon daraus ersehen werden, dass sich ihre Urheber wohl um die Priorität des Bekenntnisses stritten \*), aber auf einen Anhang nicht lange zu warten hatten. Ob aber dieser, oder jene Anzahl Schriftsteller Recht hat, die ihr bei aller Anerkennung einer gewissen Genialität dennoch nicht huldigen zu dürfen glauben, wird definitiv erst die Folge entscheiden. Aber auch schon jetzt scheint aus einer genaueren Prüfung dieser Ansichten wenigstens so viel zu resultiren, dass von jenen beiden Pfeilern der angefochtenen Theorie keiner eigentlich zum Wanken gebracht ist, ja, wenn der eine von ihnen gar modificirt würde, sie selbst dennoch gültig bleibt. Diese Polemik ist auch daher um so interessanter, als sich in ihr all die vorhergehenden Angriffe zu einem ganzen System gipfeln und das Ricardo'sche, wenn es auch diesem Stand hält, gleichsam durch die letzte Feuerprobe gegangen ist.

Um nun bei der Beurtheilung dieser, alle übrigen in sich schliessenden, eng zusammenhängenden Kritik uns keine Widerholungen zu Schulden kommen zu lassen, wollen wir sie auch als ein Ganzes in Betracht ziehen. Da Carey aber die ihr zu Grunde liegenden Gedanken am umfassendsten ausgeführt hat, so sollen seine „Grundlagen der Socialwissenschaft“ (deutsche Uebers. von Adler) \*\*) den leitenden Anhaltspunkt geben, Bastiat aber, der bloss Fragmente geliefert hat, und M. Wirth, der bloss beider

---

\*) Bluntschli's Staatswörterb. I p. 675. Dühring hält das Plagiat des schon als Franzosen gering geschätzten Bastiat's für ausgemacht. (a. a. O. p. 114 f.) Fontenay geht dagegen in der Vertheidigung des Letzteren fast bis zu einer Verdächtigung Carey's (a. a. O. Préf. p. XII.) An diesem Amerikaner rühmt Dühring die Macht der Synthese; Fontenay nimmt sie im Gegensatze zu Carey für seine Landsleute Bastiat und Dunoyer in Anspruch!

\*\*) Das andere Werk „The past, the present and the future“ (1848) lag uns nicht vor. So viel wir aber davon aus fremdem Urtheil kennen, glauben wir nicht, dass uns dadurch irgend eine Ansicht Carey's fremd geblieben ist. Cnf. Dühring a. a. O. p. 32.

Anhänger ist, nur so weit besonders beachtet und angeführt werden, als sie von jenem in Ansicht oder Beweisführung abweichen. Dühring, Fontenay und Löll sollen aber auch noch nachträglich, als Ausläufer besondere Berücksichtigung finden. Dürfen wir uns ferner einerseits in vielen Punkten auf früher Gesagtes berufen und namentlich unsere Auslegung der Ricardo'schen Theorie als bekannt voraussetzen, so werden wir uns andererseits nicht allein auf die Erörterungen über die Rente beschränken können, sondern um des Zusammenhangs willen auch noch andere Lehren mit hineinziehen müssen. Die bedeutendste unter diesen ist die von der Bevölkerung, deren Connex mit dem Gegenstande unserer Betrachtung vornehmlich auch hier so deutlich zu Tage tritt, dass schon mit ihrer Besprechung ein Theil der Aufgabe gelöst erscheint. Die Stellung, die der Autor zu Malthus einnimmt, characterisirt auch die, welche er Ricardo gegenüber behauptet, denn es sind dieselben Principien, die in beiden Fällen in Erwägung kommen.

Da Carey so weit Optimist ist, dass er von der Annahme ausgeht, dass der Entwicklung und Herrschaft des Menschen nicht nur keine Schranken gesetzt sind, sondern auch keine Hindernisse im Wege stehen, so kann er folgerichtig nur dann ein Gegner des einen jener beiden Meister sein, wenn er zugleich auch der des anderen ist und der Erfolg des einen Antagonismus ist maassgebend für den anderen. Daher strebt er nicht weniger, als die Rententheorie Ricardo's auch die Bevölkerungslehre Malthus' zu bekämpfen, der er namentlich folgende Ansicht entgegenhält. „Mit der Entwicklung,“ sagt er I, 3 p. 104. „der latenten Kräfte der Erde entsteht eine täglich zunehmende Tendenz zur Zunahme der Bewegung des Stoffes und der Verbesserung der Form des Stoffes, indem er von dem Anorganischen zu dem Organischen übergeht und im Höchsten des Organischen, dem Menschen, endet. Je mehr der Stoff diese höchste Form anzunehmen strebt, desto schneller wächst die Associationskraft und die Kraft des Menschen, die grossen Naturkräfte zu beherrschen, begleitet von einer ebenso raschen Zunahme der Individualität oder Kraft der Selbstbeherrschung, die uns dann berechtigt, eine stets zunehmende Responsabilität von ihm zu verlangen.“ Dieser eine Satz kann als

Stern und Kern seiner ganzen Doctrin angesehen werden, denn das Hauptthema derselben, das auch aus den verschiedensten Variationen hervorblickt, ist eben der Grundgedanke, dass schon in der höchsten Formvollendung des Stoffes selbst auch die Ohnmacht und Niederlage desselben besiegelt sei.

Dass mit der Association und einer gesunden Entwicklung der Gesellschaft die Kraft des Menschen wachse, ist sicherlich von Niemand in Abrede gestellt worden, aber die Frage lautet, ob auch jene nothwendigen Bedingungen nur eine selbstverständliche Folge der blossen Menschenvermehrung sind? Die Malthusische Lehre, sowohl als die Ricardo'sche, so antwortet der Verfasser selbst, zeigen sich unverhüllt in ihrer „unheimlichen Wahrheit“ in Gegenden, wie vor Kurzem noch Irland, die Türkei und Portugal. Hier herrscht die Tendenz zur Entfaltung der höchsten Form, d. h. der Kindererzeugung in vielleicht noch höherem Maasse als anderwärts, allein sie findet die Schranke in der mangelnden Nahrung. P. 101 heisst es aber, dass in diesen Ländern eine bedeutende Abnahme der productiven Kräfte des Bodens zu sehen sei, weil sie wenig oder keinen Gewerbfleiss haben. „Daher komme es auch, dass mit der Abnahme der Bevölkerung und der Verminderung der Bewegung in der Gesellschaft die Schwierigkeit Nahrung zu erlangen zunehme mit der Verminderung der zu ernährenden Menge!“ „Der Gewerbfleiss, die Bewegung in der Gesellschaft“ das sind also die wesentlichen Momente, Momente des Fortschritts, von denen die Möglichkeit einer weiteren Entwicklung abhängt und weil die fehlen, so leidet auch der Ackerbau, tritt der Mangel an Nahrungsmitteln ein und muss die Bevölkerung abnehmen. Dies ist die richtige Reihenfolge, in der diese Erscheinungen sich gegenseitig bedingen, und wenn es auch anerkannt wahr ist, dass eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung, eine rege Industrie und eine blühende Landwirthschaft in Wechselwirkung stehen, so ist es doch grundfalsch, den Schluss daraus zu ziehen, dass diese beiden letzteren ausschliesslich in der erstären ihre Ursache hätten. Wäre dies der Fall, so dürfte nur die Bevölkerung, die doch an sich die Tendenz zur schrankenlosen Vermehrung hat, derselben freien Lauf lassen, um sich wieder besserer Zustände zu erfreuen. Es leuchtet aber nur zu sehr ein und

Carey bekennt es im Grunde selbst, dass die Macht des Menschen durchaus noch nicht in der Vermehrung desselben gegeben, sondern von einem ganz anderen Factor, dem der geistigen und sittlichen Tüchtigkeit abhängig sei. Wo es an dieser mangelt, da macht sich eben sofort das Naturgesetz geltend, das also dennoch als fortwährend wirksam gedacht werden muss und nur zurückweicht, wenn sich auch die Mittel finden es zurückzudrängen. Damit ist aber sowohl der Kampf als die Bedingtheit des Satzes zugestanden, dass, je mehr der Stoff die höchste Form anzunehmen strebe, desto mehr auch die Macht des Menschen wachse, dass, „je rascher die Bewegung des Stoffes, desto grösser auch die Tendenz zu Formveränderungen, zur Zunahme der Kraft und der dem Menschen zu Gebote stehenden Macht sei“. Während in ersterer Hinsicht sich diese Tendenz unbedingt zu bethätigen sucht, braucht sie keineswegs zugleich auch in den beiden letzteren zur Geltung zu kommen und es giebt Stadien der menschlichen Entwicklung, in denen es schwer zu beweisen wäre, dass, je mehr es Menschen, es auch desto leichter und mehr Nahrungsmittel gebe. Aber selbst wenn das Gedeihen der Bevölkerung nur eine unausbleibliche Folge ihres Wachsens wäre, so ist in dieser ihrer absoluten Fassung die Behauptung dennoch falsch, dass „mit jeder Zunahme der Kraft auf der einen Seite auch die Verminderung des Widerstandes auf der anderen erfolge.“ Wie jene, so ist auch dieser keine feste Grösse und man erinnere sich nur des Turgot'schen Beispiels der Feder oder des Mill'schen der elastischen Wand. Je stärker und gewaltiger der Druck, desto grösser ist allerdings auch dessen Erfolg, aber, da sich die Reaction, der Gegendruck in demselben Maasse steigert, so muss jeder weitere Schritt an sich nicht leichter, sondern immer schwerer fallen. Mit jedem Gewicht, das auf die eine Wagschale geworfen wird, erhält auch die andere eine Last, so dass die Frage nur mit der allendlichen Entscheidung zu lösen ist, welcher von ihnen auf die Dauer das Uebergewicht bleibt.

Nach Carey soll es der Wagschale des Geistes, der menschlichen Macht bestimmt sein, allein selbst seine eigene Erörterung hierüber scheint bei einiger Prüfung diese Ansicht nicht unterstützen zu wollen. Schon dadurch, dass er den Menschen bloss

als eine, wenn auch die „complicirteste und höchste organische Form des Stoffes“ ansieht, unterstellt er ihm von vornherein den Gesetzen desselben und muss deshalb zum mindesten bekennen, dass seine Herrschaft über die Materie durchaus nicht absolut und schrankenlos sein kann. „Je einfacher“, sagt er, „die Formen sind, in welchen der Stoff auftritt, desto geringer ist die Widerstandskraft gegen die Gravitation, desto grösser die Tendenz zur Centralisation, desto schwächer die Bewegung und desto schwächer die Kraft“. „Je complicirter die Form ist, desto grösser wird die Widerstandskraft gegen die Gravitation, desto grösser die Tendenz zur Decentralisation, desto stärker die Bewegung, desto grösser die Kraft“. Gehen wir auf seine Terminologie ein, so können und müssen wir ihm ohne Weiteres darin beistimmen, „dass in der materiellen Welt der Widerstand gegen die Gravitation in geradem Verhältnisse mit der Organisation stehe“, d. h. mit anderen Worten, dass der Mensch das vollkommenste Geschöpf und der Naturnothwendigkeit am wenigsten unterworfen sei. Allein um zu diesem Resultate zu gelangen, bedurfte es wahrlich keiner breiten Auseinandersetzung, und da Carey nur von einem stärkeren „Widerstande“ spricht, so finden wir in ihr auch Nichts, was neu zu nennen wäre. Es liegt schon in diesem einen Begriffe die Anerkennung eines Widerstreites und da zugestander Maassen die bloss Formvollendung zur Bewältigung des Stoffes nicht hinreicht, sondern demselben um so eher verfällt, je stärker er in ihr, der einen, vertreten ist, so lehrt auch dieser Denker nichts Anderes, als dass der Mensch durch seinen Geist und seine Vergesellschaftung, wie kein anderes Gebild der Natur, zu einem Kampfe gegen dieselbe befähigt sei. Im Mineralreiche herrscht völlige Gebundenheit und giebt es in der Zeit kein Wachsthum. Im Pflanzenreiche nehmen wir bereits eine Bewegung wahr und, abgesehen davon, dass die Pflanze sich bei gegebenem Boden und Klima vermehren kann, vermag sie schon durch den Stoffwechsel sich selbst die Bedingungen ihrer Existenz zu schaffen. Im Thierreiche sehen wir eine noch höhere Stufe der Decentralisation, aber auch hier waltet noch grosse Abhängigkeit vor und sind die äusseren Verhältnisse von der grössten Bedeutung. Der Mensch endlich ragt allerdings nicht nur über alle diese Ordnungen hervor, son-

dern ist auch von ihnen im Wesen unterschieden, allein er kann, wenn er auch die Natur kraft seines Geistes beherrscht, dieselbe nicht aufheben, da er sich sodann selbst aufheben würde. Seine Vermehrung hängt nicht bloss von seinem Willen, sondern auch von seiner Macht ab, auch jene niederen Formen zu decentralisieren. Denn diese bieten ihm eben den Unterhalt, sind aber aus sich selbst heraus nicht im Stande die für ihre Vervielfältigung gezogenen Schranken zu erweitern \*). Zu Anfang, als diese Formen prävalirten, hatte er nur zuzugreifen, mit seiner Vermehrung aber, d. h., wenn die Menschheit insgesamt mehr Stoff absorbiert, als sie zurückgibt, bleibt von demselben weniger für die unteren Formen nach. Da aber nur der Mensch die Gabe und Macht hat, neue Elemente und Kräfte zu lösen, so muss er auch seiner Erhaltung wegen diese Mühe übernehmen, die nothwendigerweise eine wachsende ist: je grösser das Deficit in der „Bank“, desto dringender ist auch die Noth es zu decken, falls es nicht zur Krisis kommen soll. In dem bellum omnium contra omnia bleibt er der Sieger, aber, wie er im Beginne von der sog. Occupation zur Production fortschreiten musste, hat er auch innerhalb dieser letzteren immer schwerere, resp. künstlichere Hebel in Bewegung zu setzen, um für die Formen, auf deren Kosten er lebt, den nothwendigen Stoff zu gewinnen. Wie ein fest begrenzter Raum zunächst freiwillig die Nahrung bietet, sodann eine Vermehrung derselben sich bald leichter, bald schwerer abzwängen lässt und endlich ganz versagt, so muss, wengleich in anderen Dimensionen, auch ein bestimmtes Land seinem Volke, der Erdball dem ganzen Geschlechte ähnliche Schwierigkeiten in den Weg legen \*\*).

\*) Man vergleiche hier folgende Sätze aus Dr. Mithoff's genannter Dissertation (p. 11 Anm. 2): „Da der Mensch keinen neuen Stoff zu schaffen vermag, die Nahrungsmittel stets nur durch die Umformung des bereits vorhandenen erhalten werden, so ist die Möglichkeit ihrer Vermehrung bestimmt durch die gegebene Menge des Stoffs, der allein zur Bildung der Pflanzen brauchbar ist. Wäre aber auch der nöthige Stoff zu jeder Vermehrung der Pflanzen vorhanden, so handelt es sich doch weiter darum, ob die Bedingungen, durch die allein solche Umformung ermöglicht wird, in genügender Weise existiren und wie weit der Mensch im Stande ist, dieselben durch seine eigene Thätigkeit zu vermehren.“

\*\*\*) Geht Carey und seine Richtung nach der einen Seite in's Extrem, so übertreiben Liebig und einzelne seiner Anhänger nach der anderen. So

Das Ende dieses unermesslichen Processes, in dessen Verlaufe der Mensch die grössten Triumphe feiern kann, ist nicht zu ersehen, allein schon die gütige Fügung, dass er während desselben immer besser ausgerüstet wird, kann als ein Beleg dafür dienen, dass auch das gegnerische Moment nicht schwächer, sondern mächtiger wird. Das Gebot heisst eben: „seid fruchtbar und mehret Euch und unterwerft die Erde!“ Ist nun der Widerstand anfangs gross und später gering oder, wie es mit Gottes Idee vertraglicher ist, eher umgekehrt? (enf. III c. 49). Damit der Mensch seine Existenz auf keinen Raubbau stütze, wird ihm die Aufgabe stets schwerer, die Umwandlung des Anorganischen in Organisches zu befördern und mag auch daher im Fortschritt der Erfolg absolut wachsen, relativ kann er auf die Dauer dennoch nur abnehmen. Denn je grösser die centrifugale Kraft ist, die er anwendet, desto mächtiger wirkt auch die centripetale entgegen. Die Grenze ist nicht fest, aber denkbar der Punkt, wo auch der Mensch, als Naturproduct, der Gravitation pariren muss.

Dies und nichts Anderes scheint sich uns auch aus dieser Bevölkerungslehre zu ergeben, welche, indem sie den Antagonismus zwischen Form und Stoff bekennt, Malthus' Theorie weniger widerlegt, als bestätigt. Denn der ganze Unterschied, der zwischen den beiden besteht, läuft darauf hinaus, dass das, was in jener als selbstverständliche Folge, in dieser als eine nothwendige Bedingung der Vermehrung hingestellt wird. Unter der Voraussetzung, von der Carey ausgeht, dass die Zunahme der Bevölkerung jeden Fortschritt, ja gar das Moment der Selbstbeherrschung schon in sich trage, hört bei richtigem Verständniss auch die Malthus'sche Doctrin auf so pessimistisch zu sein. Wie wenig Carey aber zu jener Annahme berechtigt ist, er-

sagt Löll (a. a. O. p. 116): „die so hoch gepriesenen Fortschritte der Landwirtschaft, sie sind, wenn sie diesen Namen wirklich verdienen, im günstigsten Falle nichts anderes, als durch die Noth gebotene verzweifelte Anstrengungen, um der immer mehr zunehmenden, allmählichen Erschöpfung des Bodens zu begegnen und sie womöglich zu bewältigen“. Hier diesem Satze, so übertrieben pessimistisch er ist, liegt doch ein unwiderlegliches Resultat der Wissenschaft zu Grunde. Von Carey's Behauptungen aber lässt sich dasselbe nicht sagen.

weist das Beispiel jener Länder, wo trotz der gleichen, ja grösseren Tendenz zur Vermehrung eine solche dennoch unmöglich wird. Meint er jedoch, dass die Schuld hier nicht an einer göttlichen Bestimmung, sondern an den menschlichen Verhältnissen liege, so gesteht er eben damit, dass, sobald sich der Mensch dem Naturgesetze nicht entgegenstellt, es auch unbedingt walte; der Kampf und Erfolg gegen dasselbe keine Wirkung, sondern ein *ursachliches Moment* der Volksvermehrung sei. Wenn es wirklich wahr wäre, „dass die Schwierigkeit Nahrung zu erlangen zunehme mit der Verminderung der zu ernährenden Menge“, so müsste auch *caeteris paribus* die doppelte Bevölkerung in Irland besser, als die Hälfte der bestehenden fortkommen können. Es wäre hier also eher noch ein Antrieb zur Verehelichung und zum Kinderzeugen, als die Enthaltbarkeit am Platze. Oder es müsste denn diese mit dem allerdings eigenen Verständnisse Carey's ausgelegt werden, wenn er (B. III. c. 49. p. 476) dem Irländer die Antwort in den Mund legt, „dass eine wesentliche Ursache der Zunahme der Bevölkerung gerade in dem bereits so sehr herrschenden „moralischen Zwange“ zu suchen sei.“ „Aller Genüsse beraubt“, lässt er ihn weiter sagen, „mit Ausnahme der physischen finden die Frauen meines Vaterlandes im geschlechtlichen Verkehr das einzige Vergnügen, dem sie sich hingeben können. Sprüchwörtlich keusch sind sie sehr fruchtbar und in dieser Richtung liegt bei uns die Schwierigkeit!“ Wenn sich Carey sonst auch selbst rühmt, wie kein anderer Gegner den angefochtenen Theorien gerecht zu werden, so scheint er doch hier offenbar darin zu fehlen oder sich ein auffallendes Missverständnis zu Schulden kommen zu lassen. Aber eben so wenig, als er ihn durch eine solche unstatthafte Deutung jenes Rathschlags treffen kann, widerspricht er Malthus mit seiner Erklärung, dass gerade in der Ausdehnung des ununterschiedenen Geschlechtsverkehrs eine der grössten Hemmungen zu sehen sei.

Auch irrt er nicht wenig, wenn er meint, dass dessen Gesetz die Behauptung zu Grunde liegen müsse, dass der Satz: „die Vermehrung stehe in umgekehrtem Verhältnisse mit dem Grade der Entwicklung“ für den Menschen keine Gültigkeit habe (I, 3

und III, 49 \*). Es kommt nicht so sehr auf die Erzeugung, als auf die Erhaltung an und da soll eben der Mensch, obwohl ihn die Vernichtung wegen der geringeren Fruchtbarkeit auch in entsprechend geringerem Maasse ereilen würde, vor dem Geschieke gewahrt werden, das doch z. B. ohne Zweifel der Nachkommenschaft eines Kaninchenpaares zu Theil werden muss. Dieses Geschick scheint aber mächtig zu sein, da sonst die Erde voller Hasen wäre. Die Samen der Pflanzen sind die zahlreichste Nachkommenschaft, aber wie viel wird consumirt und verloren, wie viel erhalten und gross! Die Thiere des Waldes vermehren sich

\*) Dieser Satz giebt übrigens die Wahrheit mindestens nicht vollständig wieder. Produciert der Mensch ein Junges jährlich einmal, so thut es das Pferd erst alle 2, der Elephant selbst alle 3—4 Jahre. Cnf. Leuckart's interessante Tabelle darüber in Artikel: „Zzeugung“ in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie. Bd. IV p. 710, angegeben bei O. Funke „Lehrbuch der Physiologie“. 4. Aufl. 1866 2. Bd. p. 935. Vergl. p. 928 ff. Hier heisst es u. A. (p. 931): „Die kostspieligste Function des thierischen Organismus ist die Bewegung; die Ernährung der Muskeln, der Wiederersatz ihrer durch die Thätigkeit umgesetzten Bestandtheile beansprucht das meiste Material, und bestimmt mittelbar die Grösse der meisten übrigen Ausgaben. Je grösser die Last des fortzubewegenden Körpers, je umfangreicher, energischer, häufiger und anhaltender die durch die Lebensweise, Nahrungserwerb u. s. w. nothwendig gemachten Bewegungen, desto beträchtlicher ist der Consum an Ernährungsmaterial für die Muskeln. Es erklärt sich daher die geringere Menge des Zeugungsmaterials bei grösseren Thieren überhaupt aus dem ungünstigen Verhältniss zwischen der zu bewegenden Masse und der Grösse der Bewegungskraft, da mit der zunehmenden Grösse das Körpergewicht im Cubus, die Bewegungskraft, welche dem Querschnitt der Muskeln proportional ist, nur im Quadrat wächst.“ Es ist somit nicht die höhere Entwicklung des Organismus, sondern die Bilanz zwischen Einnahme und Ausgabe, welche für die Vermehrung maassgebend ist und jener Carey'sche Satz trifft nur insofern zu, als andererseits „die Grösse der embryonalen Bedürfnisse mit der Vereinfachung der Organisation abnimmt.“ (p. 933) Leuckart giebt für die Fruchtbarkeit folgende Formel an:

$$\text{die Fruchtbarkeit } f = \frac{m}{n} \begin{array}{l} \text{d. h. Menge des producirten Bildungsmaterials.} \\ \text{d. h. Grösse der embryonalen Bedürfnisse.} \end{array}$$

p. 934 wird eine teleologische Erklärung versucht, zu der wir die Frage hinzufügen möchten, ob nicht auch der mit der Grösse des Individuums verbundene grössere Bedarf an Nahrungsmitteln mit zu beachten wäre? Denn, dass kleinere Individuen, deren Oberfläche im Verhältniss zur Körpermasse grösser ist, relativ mehr Wärme ausgeben und sich daher mehr Heizungsstoff zuführen und bewegen, als grössere, ist hier selbstverständlich von untergeordneter Bedeutung. Cnf. Hermann „Grundr. d. Phys. d. Menschen.“ 2. Aufl. 1867 p. 201 u. 204.

rascher als der Mensch, aber kann dieser auf die Dauer seinen Unterhalt durch die Jagd bestreiten? ist nicht selbst eine Abnahme der Fischmenge zu beobachten? \*). „We may confidently assert“, sagt Darwin \*\*), that all plants and animals are tending to increase at a geometrical ratio, — that all would most rapidly stock every station in which they could any how exist, — and that the geometrical tendency to increase must be checked by destruction at some period of life. Our familiarity with the larger domestic animals tends, I think, to mislead us: we see no great destruction falling on them, and we forget that thousands are annually slaughtered for food, and that in a state of nature an equal number would have somehow to be disposed of.“ Und über seine ganze Lehre vom „Kampfe um's Dasein“ äussert er: „it is the doctrine of Malthus applied with manifold force to the whole animal and vegetable kingdoms; for in this case there can be no artificial increase of food and no prudential restraint from marriage“ \*\*\*). Darnach scheint doch Malthus' Lehre des Untersatzes vollständig entfallen zu können. „dass der Stoff seine höchste Form, die des Menschen in einem schnelleren Maasse als die niederen Formen der Kartoffeln und Rüben, Häringe und Austern annehmen müsse“ (I Kap. 8 § 13). Sie stempelt also den Schöpfer keineswegs zum „Pfuscher“ und verletzt auch seine Allwissenheit nicht, „nach der er zur Beherrschung desselben Stoffes nicht verschiedene Gesetze aufstellen

\*) Cnf. Roscher I § 131 einer- und § 238a. namentlich Anm. 1 andererseits.

\*\*\*) „On the origin of species etc. 4 Edit. Lond. 1866 p. 75. 76 heisst es: „the real importance of a large number of eggs or seeds is to make up for much destruction at some period of life; and this period in the great majority of cases is an early one ... So that, in all cases, the average number of any animal or plant depends indirectly on the number of its eggs or seeds.“ Cnf. p. 77 f. über Verwüstung der Samen etc. bei Pflanzen, p. 78 über Hasen und p. 89 allg. Dühring stösst sich a. a. O. p. 190 an das Wort „Kampf um's Dasein“ aber so fern hier schon von voruherein jedes Missverständniss liegt, — es wird vollends unerklärlich, wenn man Huxley's Erläuterung jener Worte und zwar gerade an einem Beispiel aus der Pflanzenwelt kennen lernt. Sechs Vorlesungen für Laien „über unsere Kenntniss von den Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur.“ Uebersetzt von C. Vogt 1865 p. 106 f.

\*\*\*\*) Darwin a. a. O. p. 73.

dürfte.“ Diese Gleichheit der Gesetze spräche aber gerade dafür, dass auch der Mensch im Grunde ihnen unterworfen sei, gegen sie wohl anstreben — sie aber nicht aufheben könne.

Dessen ungeachtet ist ihm aber durchaus noch nicht die Alternative gestellt (p. 110) zwischen der Enthaltung von jeder Association auf der einen und dem Hungertode auf der anderen Seite zu wählen. Im Gegentheile der durch die beschränkte Freigebigkeit der Natur hervorgerufene Kampf treibt ihn zur Vergesellschaftlichung und sichert ihm die menschliche Entwicklung. Nicht die üppigsten Länder sind die Träger der Kultur! „Der Gedanke, dass jeder menschliche Fortschritt zuletzt in Elend auslaufen müsse, rührt so wenig von Malthus her, dass er nur durch eine Ausführung von dessen eigenen Principien gründlich bekämpft werden kann.“ Während eben diese dem Menschen die bewusste Entwicklung seiner Kräfte und seiner specifisch menschlichen Gaben zur zwingenden Bedingung seiner Existenz machen, berechtigt ihn die moderne Lehre in dem Wahne, dass dies Alles nur die unausbleibliche Folge seiner Vermehrung sei, zu einer unbeschränkten Sorglosigkeit. Dühring meint, dass Malthus sich den Menschen als blossen Unterleib vorgestellt und von dem Obergestell nur Magen und Esswerkzeuge übrig gelassen habe. (a. a. O. p. 192). Mit demselben Rechte kann man behaupten, dass in dem Sinne seiner Gegner schon seinerseits der Rest des Körpers allein genüge, um einen Menschen abzubilden. Und dieses letztere Bild zieht auf den ersten Blick entschieden mehr an, als das andere, aber, während die erstere Anschauung den „Ehrwürdigen“ dazu führte die Unterwerfung des Fleisches unter Herz und Kopf zu predigen oder mit anderen Worten den Menschen vor Allem auf dessen höhere Natur anzuweisen, gestattet, ja empfiehlt die andere ein zuversichtliches Sich gehen lassen und Willfahren den Instinkten. Es ist jedoch die Vermehrung der Geister nicht nothwendigerweise auch die des Geistes, diese aber, die Steigerung der Humanität, die Bedingung für eine heilsame Ausbreitung derselben. So ist es auch nicht zu leugnen und bedarf keiner weitläufigen Erörterung, dass mittels neuer Entdeckungen, mittels zunehmender Erkenntniss und steigender Arbeitstheilung auch die Arbeit eine stets wachsende Wirksam-

keit erlangen und selbst „fruchtbarer“ Boden in Anbau genommen werden könne \*). Ja man kann sogar im Allgemeinen zugeben (p. 122), dass die Bevölkerung weiter zunehme und die Schnelligkeit (doch nicht relativ?) der Zunahme mit jeder wachsenden Generation grösser werde, während mit jeder auch die Kraft in naher Verbindung zu leben, die Kraft wachse, stets zunehmende Nahrungsvorräthe von derselben Strecke zu erhalten.

Aehnliches, wie Carey, hält auch Bastiat der Malthus'schen Lehre mit den Worten entgegen: „La supériorité des facultés sur les besoins, créant à chaque génération un excédant de richesse, lui permet d'élever une génération plus nombreuse. Une génération plus nombreuse, c'est une meilleur et plus profonde séparation d'occupations, c'est un nouveau degré de supériorité donné aux facultés sur les besoins“ (Harm. écon. T. IV d. oeuv. compl. Paris 1855. XVI. p. 471 Anm.). Allein dass bis auf bald verwischte Ausnahmen diese Macht nur absolut und nicht auch relativ steige, beweist gerade am schlagendsten die sorgfältige Kultur und Bewirthschaftung in hochentwickelten Ländern, denn sie ist bloss ein Symptom und eine Wirkung der ungünstigeren Bedingungen, unter denen der Ertrag des Bodens noch vermehrt werden kann. „Such elaborate cultivation“, sagt J. St. Mill (a. a. O. I. 12. 218), „costs much more in proportion and requires a higher price to render it profitable, than farming on a more superficial system, and would not be adopted, if access could be had to land of equal fertility, previously unoccupied“. Wäre dies nicht der Fall, so wäre auch der Begriff eines, sei es seiner Fruchtbarkeit oder seiner Lage nach, schlechteren Grundstückes vollkommen überflüssig, da die Möglichkeit, die wachsende Nachfrage auch ohne Kostenvermehrung von den Bessern allein zu befriedigen, jene ungünstige Erweiterung des Ackerbaus nie und nimmer gestattet hätte. Aber das ist eben der fundamentalste Irrthum, dessen sich auch Carey schuldig macht, dass er nicht

---

\*) Wolkoff bemerkt (a. a. O. p. 181), dass die dem Bodengesetz entgegenlaufende Fortschrittstendenz nicht nur in der geistigen Schöpfung der Kunst und Wissenschaft, sondern auch in jener der Kapitalien und zwar schon durch den maschinennässigen Act des Sparens selbst Unterbrechungen erleide-

einsicht, „wie unter den mehr oberflächlichen Wirkungen, auf die sich vorzüglich die Aufmerksamkeit richtet, das Naturgesetz beständig fortarbeitet und diese Wirkungen für die letzten Ursachen von Erscheinungen hält, deren Form und Modus sie wohl beeinflussen können, deren Wesen aber allein durch jenes bestimmt wird“. Ihm selbst gilt der Vorwurf, den er (III c. 46) Malthus macht, die Thatsachen und ihre scheinbaren Abhängigkeiten mit den Gesetzen verwechselt zu haben, welche die Thatsachen beherrschen. Gebe man auch zu, „dass selbst die Rohproducte vermittelst einer geschickteren Technik, und die Veredlungswerthe jederzeit in stärkerem Verhältnisse zunehmen können, als jenem der bloss arithmetischen Progression. Allein, dass auf die Dauer der Zuwachs der Unterhaltmittel mit dem äussersten sinnlichen Mögen und physiologischen Können der Volksvermehrung gleichen Schritt halten werde, ist doch vollkommen unglaublich“ \*). Aus demselben Grunde, aus dem die Völker sich im Laufe der Zeit genöthigt sahen vom Jäger- und Fischerleben zum Hirten- und Nomadenthum und endlich zum Ackerbau überzugehen, ist es anzunehmen, dass auch innerhalb dieses letzteren die Natur, wenn sie auch in unvergleichlich höherem Grade dienstbar gemacht worden ist, sich dennoch treu bleiben werde. Nur ist und bleibt der Ackerbau in jenem Hergang voraussichtlich auch die letzte grosse Stufe und muss daher der menschlichen Entwicklung den weitesten Spielraum bieten \*\*). Aber so gross auch die Erfolge sind, die seit dem Beginne seiner Verbreitung auf seinem oder den verwandten und ihn beeinflussenden Gebieten errungen wurden und noch werden, es lässt sich auch keiner mit dem grossartigen improvement seiner Begründung selbst vergleichen. Während in einer wilden Völkerschaft für den Unterhalt einer Familie noch 4 □ Kilometer nothwendig waren, bedurfte eine solche, wenn sie Ackerbau trieb, zunächst noch weniger, als den 100sten Theil davon (Passy). Der mächtige Erfindungsgeist, der in der Manufactur waltet, thut sich in der That auch ferner in der Landwirthschaft, allein mit dem Unterschiede, kund, dass dort der Mensch die Naturkräfte, über die er gebietet, vollständig, hier aber nur

\*) Roscher B. I § 242.

\*\*\*) Cnf. Roscher II § 18.

so weit in seiner Gewalt hat, als er überhaupt in den Schöpfungsprocess des Organischen gestaltend eingreifen kann. Das Feuer, der Luftdruck, die Dampfkraft sind stets und überall von der gleichen Wirksamkeit und der Erfolg ihrer Nutzung hängt einzig und allein von der grösseren oder geringeren Einsicht des Menschen ab; die Stoffverwandlung hingegen entzieht sich einem so souveränen Einflusse und folgt Gesetzen, die sich nur wenig modificiren lassen. Während das Feuer, so mächtig es ist, seinem Winke gehorcht, kann er den Holzwuchs nur wenig fördern, die Steinkohlenbildung gar nicht hervorrufen. Hier sind seiner Macht die Grenzen gesteckt und je mehr er auf ihre Erweiterung angewiesen ist, desto mühevoller muss ihm auch diese Aufgabe werden. Trotzdem kann es immerhin wahr sein, „dass mit dem Zuwachs der Bevölkerung die Nahrungsvorräthe reichlicher und regelmässiger werden, dass Kleidung und Wohnung leichter zu erlangen seien, dass Hungersnoth und Pest seltener werden, dass das menschliche Leben verlängert und der Mensch glücklicher und freier werde“ (I. 4 p. 166 enf. auch III. 42 p. 173, 46 p. 357 u. a.). Denn abgesehen davon, dass sowohl das materielle, als auch das geistige Kapital anwächst, fallen auch die so gut wie ungehemmten Fortschritte in den andern Zweigen so weit in's Gewicht, dass sie die wachsende Schwierigkeit den Rohstoff zu beschaffen selbst mehr als compensiren können \*). Desswegen braucht diese aber noch keineswegs in ihr Gegentheil umzuschlagen und zu einer zunehmenden Leichtigkeit zu werden. Der gravirende Unterschied bleibt immerhin fortbestehen, dass in der industriellen Arbeit die Naturkräfte in der Weise an des Menschen Werk gebunden sind, dass sie mindestens in demselben Maasse, als dasselbe vervollkommnet wird, auch mehr und mehr Dienste übernehmen, im

\*) So liefert z. B. nach M.'Culloch's „Stat. Account“ 2 ed. 1839 I p. 461 das Dreschen mit der Maschine 5% oder  $\frac{1}{20}$  mehr Product, als das mit dem Flegel und würde derselbe in Grossbritannien und Irland durchweg durch jene ersetzt, so gäbe dies einen additionellen Betrag von 2,500,000 Quarter. Noch bedeutender ist aber der Fortschritt im Mühlenwesen, der schon an und für sich eine Verdoppelung der Bevölkerung zugelassen hätte (Passy). Dieselbe Quantität Körner, die während des 16. sec. nur 100 Pfd. Mehl gewährte, liefert jetzt über 190! (Mouture écon.) Cuf. Roscher I § 157 Ann. 3. Bei der Gerste ist der Vortheil noch grösser: sonst 58, jetzt 115 Pfd. etc. etc.

Ackerbau aber sich neben die menschliche Einsicht und deren Werkzeug auch noch als wesentlich bedingend die Verschiedenheit und relative Beschränktheit der natürlichen Maschinen, der Grundstücke hinstellt. Dagegen sieht nun freilich M. Wirth in der Vorrede zu der genannten Ausgabe des Carey'schen Werkes diesen Unterschied zwischen Ackerbau und allen übrigen Berufsarten darin, „dass der Landwirth stets mit der Anfertigung einer Maschine beschäftigt sei, deren Kräfte von Jahr zu Jahr wachsen, während dagegen der Schiffer und der Fuhrmann stets Maschinen benützen, deren Kräfte ebenso regelmässig abnehmen“! (XXXIII). Es fällt nur zu sehr auf, dass er hierbei die Kapitalverwendungen gänzlich übersieht, durch die allein der Boden und zwar noch in abnehmendem Verhältnisse bereichert werden kann.

Wenngleich also die Tendenz zur Verminderung der Productivität auch unbedingt anerkannt werden muss, so folgt, wie gesagt, noch keineswegs daraus, dass der Mensch „absoluten und unumstösslichen Gesetzen unterworfen sei, kraft deren er unvermeidlich Sklave der Natur werden müsse“ (III. 46). Es mag vielmehr selbst zugegeben werden, dass „die positiven Hemmnisse nur Folge der menschlichen Unordnung und nicht Erforderniss der göttlichen Ordnung seien“. Denn es ist gewiss des Menschen Schuld, wenn er in seiner Entwicklung nicht fortschreitet und der Natur erliegt, ohne die Mittel, die ihm zum Widerstande geboten sind, gehörig auszubeuten \*). Insofern aber eben in der Benutzung derselben sein einziger Schutz, die einzige Möglichkeit seiner Vermehrung zu sehen ist, hat Carey Recht, „dass sich Noth, Armuth, Sterblichkeit, alle Uebel der Gesellschaft nicht auf eine grosse Kraft zurückführen lassen, sondern dem Zusammenhange verschiedene Kräfte, namentlich der Centralisation zuzuschreiben seien“. Allein es kann auch sein Vorwurf, dies verkannt zu haben, die „moderne Nationalökonomie“ so wenig treffen, als sie es grade ist, welche die Mängel bestehender Verhältnisse und Einrichtungen

\*) Buckle a. a. O. Vol. I p. 46 f.: „the only progress which is really effective depends not upon the bounty of nature, but upon the energy of man . . . For the powers of nature, notwithstanding their apparent magnitude, are limited and stationary; . . . but the powers of man, so far as experience and analogy can guide us, are unlimited“ etc. . . .

aufdeckt und in ihren Principien der fortschreitenden Reform die Richtschnur giebt. Dagegen liegt aber seinerseits in der Anerkennung der Nothwendigkeit solch' eines Fortschrittes das Zugeständniss, dass jene eine Kraft dennoch beständig in Thätigkeit sei.

Warum sollte er denn auch sonst den Nachweis versuchen, „dass die Reproductiv - Function, wie jeder andere Theil der menschlichen Organisation unter das Gesetz der Verhältnisse und der bezüglichen Zustände gestellt sei“, d. h., dass es schon die Entwicklung des Menschen mit sich führe, dass seiner Vermehrung nicht nur „moralische“, sondern selbst physische Hemmnisse in den Weg treten? In Hinsicht der ersteren meint er nämlich, dass, je mehr sich schlechtweg die Preise der Rohmaterialien und der fabricirten Lebensbedürfnisse einander nähern, indem die ersteren steigen und die letzteren fallen, der Mensch eo ipso desto freier und responsabler werde (p. 376); eine je grössere Macht er mit anderen Worten über die Naturkräfte gewönne, desto besser sei er auch zu dem Werke der Beherrschung seiner Leidenschaften und seiner selbst vorbereitet (p. 357). Wir wollen es nicht besonders hervorheben, wenn es auf dieser Seite heisst, dass die vollkommene Associationskraft ein „Sinken des Werthes der Bodenproducte“ herbeizuführen die Tendenz habe, es aber auf jener erstetirten und noch mehrfach anderwärts lautet, dass die nothwendige Bedingung einer hohen Entwicklungsstufe das Steigen der Preise der Rohmaterialien“ sei. Wir wollen auch erst später auf den Widerspruch zurückkommen, in dem diese letztere Ansicht mit Carey's Definition vom Werthe steht. Was uns hier zunächst interessirt, ist, dass auch in diesem Punkte die ganze Differenz zwischen seiner und der Malthus'schen Lehre darauf hinausläuft, dass in jener die vorbeugenden Hemmnisse als von selbst eintretend und das Gesetz der Bevölkerungszunahme in geometrischer Progression aufhebend, in dieser nur als Störungen desselben angesehen werden, die aber nicht bloss wünschenswerth, sondern die nothwendige Bedingung des Culturfortschritts sind \*). Denn es ist nicht das „gezwungene

\*) Gleiches gilt auch von Bastiat, wenn er mit derselben Beziehung sagt: „Il existe une différence radicale entre la puissance physiologi-

Cölibat“ oder Dühring's „Kastratenpolitik“, welche „unter dem Namen der moralischen Beschränkung“ von dem älteren Meister empfohlen worden ist, sondern gerade die Selbstbeherrschung, welche auch nach Carey in der Entwicklung des Menschen liegt, sowie in seiner wachsenden Selbstachtung und in seinem erhöhten Gefühle der Verantwortlichkeit. Es leuchtet aber ein, dass, wenn auch dieses gleich dem Erfindungsgeiste auf höheren Stufen der Civilisation mächtiger werde, es auch, wie jener, durchaus nicht als eine unausbleibliche Folge der blossen Volkszunahme, sondern nur als ein mitbedingendes Moment derselben betrachtet werden darf. Es ist der „moralische Zwang“ kein nothwendiges Ergebniss der Vermehrung, wohl aber eine ihrer nothwendigen Voraussetzungen, wenn nicht der raschere Nachwuchs durch eine grössere Sterblichkeit aufgewogen werden soll. Hierüber äussert sich Mangoldt sehr richtig, wenn er in seinem Artikel über Carey in Bluntschli's Staatswörterb. sagt: „Die Auffassung Carey's geht dahin, dass das den Menschen angeborene Streben nach Verbesserung ihrer äusseren Lage dieselben von selbst nicht nur zur Vermehrung ihres Reichthums, sondern auch zur Anerkennung und Beobachtung der Vorschriften des Sittengesetzes führe, ohne welche der Reichthum weder sich weiter entwickeln, noch genossen werden kann, mit anderen Worten dahin, dass ein wohlverstandener Egoismus die natürliche Grundlage für den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechts abgebe. Dagegen ist entschieden Verwahrung einzulegen. Wohl ist es richtig, dass der Wohlstand der Völker nur dann auf einer sicheren Basis beruht, wenn in den letzteren der Geist der Sittlichkeit lebendig ist; aber nimmer lässt sich annehmen, dass vermehrter Wohlstand diesen Geist ohne Weiteres hervorrufe und kräftige. Der sittliche Geist muss schon vorhanden und in sich befestigt sein, wenn der Reichthum einem Volke zum Segen gereichen soll (2. Bd. p. 364).

---

que de multiplier et la multiplication réelle.“ (Oeuv. XVI p. 455). Er erkennt das Malthus'sche Gesetz im Grunde an, glaubt aber, dass mit dem Fortschritte, „der doch der normale Zustand“ des Menschen sei, dieser von der präventiven Begrenzung „einen mehr und mehr aufgeklärten Gebrauch mache“: „donc les moyens d'existence s'accroissent plus vite que la population.“ (!)

Allein es sollen nicht bloss „die fürsorglichen Beschränkungen und der moralische Widerstand“ sein, „welche die wunderbaren Zwecke der providentiellen Ordnung zu sichern haben“ — „das Gesetz“, heisst es in materialistischer Mystik, „das Gesetz ist in die Structur der Organe selbst gewebt, welche den Process der Reproduction bedingen.“ Es sei nämlich dieser letztere auch aus physischen Gründen gezwungen sich den ewig wechselnden Zuständen und Erfordernissen der Race in der Weise anzubequemen, dass nach dem Antagonismus, der auch im Allgemeinen unter den Functionen des Körpers, speciell aber zwischen den nervösen und den reproductiven Kräften bestehe, diese in demselben Maasse, als jene mehr oder weniger angestrengt werden, auch ab- und zuzunehmen bestimmt seien. Je ausgebildeter und thätiger die Geisteskraft, je entwickelter das Cerebralsystem, desto schwächer sei auch der Geschlechtstrieb, so dass sich als das nothwendige Resultat der Kultur entweder die Abnahme der physischen Kraft oder die Ablitung der Energie von dem Muskel- auf das Nervensystem ergeben, wodurch in jedem Falle eine Verminderung der Fruchtbarkeit herbeigeführt werden müsse. Es lässt sich nun allerdings der Einfluss der Beschäftigung auf die Triebe und die Körperconstitution des Menschen nicht leugnen \*); aber nicht nur, dass die Physiologie die Annahme eines solchen Gegensatzes zwischen Cerebralsystem und Geschlechtstrieb, zwischen Muskel- und Nervensystem keineswegs zu stützen scheint, — selbst das Wenige, was sie uns hier lehrt, spricht eher gegen Carey's Hypothese. Wir haben gesehen (S. 285 Anm.), worauf die Fruchtbarkeit naturwissenschaftlich

---

\*) Cnf. Quetelet's bekannten „Versuch einer Physik der Gesellschaft.“ Die hier angeführten Messungen jedoch an Repräsentanten civilisirter und wilder Völker sind den ersteren entschieden günstig. Freilich kommt hier auch die Race und der Umstand in Betracht, dass meistens englische Matrosen etc. zum Vergleiche dienen. Allein da reichliche Nahrung und Uebung der Muskeln die Hauptbedingungen für die Körperstärke sind und die erstere nach Carey's Darstellung vollkommen gesichert ist, die zweite aber, wenn sie nicht durch die Noth gefordert wird, vom Willen abhängt, so dürfte unter solchen Voraussetzungen das Menschengeschlecht nicht schwächer werden, zumal alle Einsicht und Vernunft schon mit der Vermehrung desselben gegeben werden soll.

begründet wird und dass die Hauptausgabe im Budget der Lebensökonomie für die Muskeln verzeichnet ist. Sollen nun diese immer weniger in Anspruch genommen werden, so müsste sich unter der Voraussetzung, dass die Beschaffung der Nahrungsmittel stets leichter und reichlicher werde, die Bilanz, der Ueberschuss an Zeugungsmaterial immer günstiger gestalten. So wird z. B. auch „die Erfahrung erklärt, dass die Productivität unserer Haushiere mit der Reichlichkeit der Nahrung bis zu gewissen Graden gesteigert werden kann, dass caeteris paribus alle Thiere fruchtbarer sind, welche ihre Nahrungsmittel zu jeder Zeit in reicher Menge vorfinden, dieselben nicht erst unter Aufbietung beträchtlicher Muskelanstrengungen aufsuchen und sich aneignen müssen, dass demnach im Allgemeinen die Pflanzenfresser fruchtbarer als die Fleischfresser, unter letzteren die eigentlichen Raubthiere am wenigsten produktiv sind“ (Funke a. a. O. p. 932). Darnach müsste doch mindestens die Fähigkeit zur Vermehrung unter den gestellten Bedingungen nicht abnehmen und es käme daher in zweiter Linie nur auf den Trieb dazu an \*). Dass der aber bei geistig beschäftigten oder gar geistig bedeutenden Menschen geringer sei, als bei denen, die mehr körperlich thätig sind, ist schon wegen der hier gleichfalls zu beachtenden Mitwirkung der Phantasie sehr fraglich und müsste erst nachgewiesen werden. Noch liegt zwar für diese so geheimnissvolle Seite der Natur kein allgemeingültiges Gesetz vor, allein die Vermuthung und Analogie spräche dafür, dass, wo mehr Zeugungsmaterial und mehr Nahrung, auch die Zeugungslust grösser ist. Dagegen können jedenfalls die Belege, mit denen Carey seine Ansicht stützen will, schwerlich als solche gelten, da sie nur in dem Hinweise auf das Aussterben von Adelsgeschlechtern und der Nachkommen geistig hervorragender Männer

\*) Wenn auch vornehmlich von therapeutischem Interesse, ist hier dennoch der Satz zu beachten: „es ist eine bekannte Erfahrung, dass nicht bei den gesündesten und kräftigsten Individuen, sondern gerade bei angegriffenen und erschöpften Menschen die Erregbarkeit des Nervensystems (und zwar zur Sinnlichkeit hin) abnorm gesteigert ist.“ Niemeyer „Pathologie und Therapie II p. 91. Auch darnach scheint eine regelmässige stärkende Muskelanstrengung eher noch ein Präventiv zu sein. Unseres Wissens theilt übrigens auch die Medicin darüber Nichts mit, was sicher und allgemeingültig hingestellt werden könnte.

bestehen! Auch spielt er schon wiederum p. 398 von dem physischen auf den moralischen Einfluss über und citirt nicht gerade zu seinem Vortheil Engel's Erfahrung, „dass die industrielle Bevölkerung in einer gegebenen Zeit mehr Geburten erzeuge als die ackerbauende“. Besonders bemerkenswerth, meint er, erscheine dabei auch noch das Ergebniss, dass der vorwaltend gewerbliche Character der Bevölkerung eben so wohl die grössere Dichtigkeit, als auch unmittelbar die erhöhte Geburtsziffer bedinge. Dies kann jedoch nur eine Ausnahme von seinem Gesetze sein, die dasselbe noch nicht aufzuheben brauchte, scheint es doch, dass es sonst auch durch die Facta bestätigt werde. „Der natürliche Zuwachs“, sagt nämlich eine Autorität, wie Wappäus (Allgem. Bevölkerungsstat. 1859 Leipz.), „der natürliche Zuwachs der weissen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, der in der ersten Zeit nach der Freiwerdung doch noch nicht völlig 3% per Jahr erreichte, ist mit der Anhäufung der Bevölkerung stetig kleiner geworden, -- wie sich diess überall bei dem Dichterwerden der Bevölkerung zeigt.“ Interessant ist diese Regelmässigkeit im Kleinerwerden des natürlichen Zuwachses in den Vereinigten Staaten, derselbe betrug nämlich, nach den von Tucker mitgetheilten Daten berechnet, in den Jahren:

1790—1800	durchschnittlich	2,89	%	p. Jahr.
1800—1810	„	2,83	„	„
1810—1820	„	2,74	„	„
1820—1830	„	2,64	„	„
1830—1840	„	2,52	„	„
1840—1850	„	2,39	„	„

Aber auch in Europa lässt sich Aehnliches beobachten:

In Preussen fand jene Verminderung in folgendem Maasse statt:

1817—1828	— 1,71 %
1828—1840	— 1,35 „
1840—1846	— 1,27 „
1846—1849	— 0,45 „
1849—1852	— 1,08 „
1852—1855	— 0,53 „

In Frankreich:

1801—1821	— 0,59 %
1821—1831	— 0,67 „
1831—1841	— 0,50 „
1841—1851	— 0,44 „
1851—1856	— 0,14 „

u. s. w.

$\frac{2}{3} = 0,686 \%$

In Gr. Britannien:	In Irland allein (ohne die im	
1821—1831 — 1,40 %	} 1,33 % Dienste befindli-	
1831—1841 — 1,07 „		0,51 „ chen Soldaten und
1841—1851 — 0,23 „		— 2,26 „! ihre Familien.)
	räumen:	

Also durchweg dieselbe Erscheinung, dieselbe Abnahme des natürlichen Zuwachses und insofern es sich um die Feststellung dieser Thatsache handelt, hat Carey vollkommen Recht. Aber der ihm vorgeworfene Irrthum tritt auch hier zu Tage, sobald man nicht bloss auf, sondern auch hinter die Zahlen sehen will. Wenn man einerseits Irland's so auffallende Verhältnisse berücksichtigt und andererseits weiter unten liest, „dass besonders günstige Umstände, wie die Constituirung des Zollvereins dahin wirken können, dass selbst in einem schon so dicht bevölkerten Lande, wie das Königreich Sachsen bis 1852 ein stetiger bedeutender Zuwachs wahrzunehmen war“, so muss sich doch die Ueberzeugung aufdrängen, dass hier nicht sowohl jenes Carey'sche, als das Malthus'sche Gesetz in Wirkung sei. Wappäus selbst (p. 118) ist allerdings der anderen Ansicht und steht hierin auf des Ersteren Seite, indem er meint, „dass in civilisirten Staaten der jährliche Zuwachs abzunehmen pflege, auch wenn die Vermehrung der Subsistenzmittel gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung halte“. Es scheint jedoch nicht so sehr auf diese Bedingung selbst, als auf die Schwierigkeit ihrer Erfüllung anzukommen. Denn indem er selbst bekennt, dass günstige Verhältnisse dem Gesetze entgegenwirken können, indem es von allen Statistikern bezeugt wird, wie rasch plötzlich entstandene Lücken in der Population wieder ausgefüllt werden und die Bewegung derselben von der leichten Beschaffung der Subsistenzmittel abhängig sei, wird der untrügliche Beweis geliefert, dass die Energie der Reproductiv-Function nicht geschwächt, sondern nur unterdrückt werde \*) Allein, wenn wir auch darin irren mögen, — das steht fest, dass Carey sich in unlösbare Widersprüche verwickelt, wenn er von einem solchen „selbstregulirenden Bevölkerungsgesetze“ spricht.

\*) Roscher: „Wenn in Folge grosser Verbesserungen der Landwirthschaft die allgemeinen Productionskosten des Getreides um die Hälfte sinken, so wird eine bedeutende Zunahme der Bevölkerung schwerlich lange ausbleiben“ u. s. w. Syst. I § 129 enf. § 243, Anm. 8 und allg. B. V. Kap. 1 u. 2.

Wozu bedarf es denn überhaupt eines solchen, wenn sein Gesetz von der wachsenden Productivität wahr sein soll? Eine Lehre, wie die Sadler's oder Guillard's: „l'accroissement est en raison inverse de la densité“, passt höchstens nur zu dem entgegengesetzten. Oder lehrt er nicht damit, dass die Zunahme der Bevölkerung die Association, diese aber die Abnahme jener bedinge, dass das einzige Mittel des Gedeihens auch das Verderben in sich trage? Im dritten Kap. des I. Bds. variirt er nur meistens das eine Thema, dass, je rascher die Bewegung sei, je mehr der Stoff seine höchste Form anzunehmen strebe, auch desto schneller die Macht des Menschen wachse, — und hier stellt er diesem Fortschritte das unüberwindliche Hinderniss in den Weg, dass er selbst zum Rückschritte werde! Wo ist denn die Grenze dieser Umwandlung, wie weit kann denn die Associationskraft steigen, ohne sich selbst in ihrer Bedingung aufzuheben? In demselben Kapitel heisst es, dass die Bevölkerung weiter zunehme und die Schnelligkeit der Zunahme auch mit jeder nachfolgenden Generation grösser werde (122); dass je mehr Bewegung producirt werde (105), desto stärker auch die Tendenz zu weiterer Bewegung werden müsse, — und hier lautet es wiederum, dass die kommenden Geschlechter sich langsamer vermehren, dass die Bewegung zum Stillstand führe! Während man doch ferner voraussetzen dürfte, dass die Abnahme der Reproductionskraft, wenn auch sehr langsam, aber doch stetig fortschreiten müsste, bezeichnet unser Autor (III. 47) die letztere beim fleisshessenden Wilden, als „nur sehr gering“ im Vergleiche zu der des meist pflanzenessenden Civilisirten. Eben daselbst stellt er aber (p. 426) auch noch die Behauptung auf, dass, indem mit der Vervollkommnung der Maschinerie weniger Muskelkraft aufgewandt werde, die erforderliche Quantität der Nahrung in demselben Maasse abnehme, als die Beschaffung derselben leichter falle. Derselbe Grund also, — denn es giebt keinen anderen, als die geringere Muskelanstrengung, — der oben \*), wie wir gesehen haben, irrigerweise die Abnahme der Fruchtbarkeit erläutern sollte, wird hier und zwar

\*) S. oben S. 285 Anm. S. 294 u. 295.

richtig für deren Zunahme angeführt, aber nur um in demselben Athem wiederum durch die Erklärung negirt zu werden, dass die Ersparniss an der Ausgabe nicht einen Ueberschuss von Zeugungsmaterial, sondern bloss eine Einschränkung des Nahrungsbedarfes zur Folge habe. Und wäre dies Letztere wahr, so nähme es dennoch Wunder, dass die Vorräthe an Subsistenzmitteln gerade dann am reichsten sein sollen, wenn sie am unnützlichsten sind! Wo wäre denn hier die gesuchte Harmonie und wie verträge sich das mit der Güte des Schöpfers? Wahrlich, es ist Carey's Gesetz und kein anderes, dem das Kriterium eines wahren Naturgesetzes fehlt, sein Gesetz, das weder auf Einfachheit, noch auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen kann (I. 4 § 2).

Es ist ihm sein Versuch, Malthus' Theorie zu widerlegen, so wenig gelungen, dass er durch die Inconsequenzen, in die seine eigene ausläuft, noch zu ihrer Bestätigung beiträgt: die Erkenntniss des in ihr enthaltenen Gesetzes tritt ihm trotz allem Gegeneifer dennoch so nahe, dass er über dem Bestreben dasselbe zu bekämpfen die eigene Doctrin vergisst. Das einzige Neue, was er vorbringt und ihm, wenn es begründet wäre, unfehlbar den Sieg gesichert hätte, ist nie und nimmer zu erweisen. Es ist die Ansicht, dass es dem Menschen nicht nur trotz, sondern durch seine Vermehrung gelinge, fortschreitend einen auch relativ stets wachsenden Ertrag von derselben Fläche zu erzielen. Alles Uebrige kann das Gesetz nicht treffen und beschränkt sich im besten Falle auf Gegentendenzen und Störungen desselben, die zum Theil schon Malthus selbst, freilich nur mit dem Unterschiede beachtet hat, dass er sie nicht zum selbstverständlichen Correlat der Volksvermehrung machte. Die Widersprüche aber, die der Gegner (III. 49. § 3) in Malthus' Principle of Population entdeckt zu haben wähnt, beweisen nichts Anderes, als dass „die eine grosse Ursache von Laster und Elend, d. h. die Uebervölkerung nicht allein der Natur und ihrer Kargheit, sondern und zwar vornehmlich auch der Schuld des Menschen zuzuschreiben sei.“ Grade in der Fülle vorhandener Nahrungsmittel liegt jedoch ein Grund zur Indolenz: der Mensch muss in Gegensatz zu der Natur treten, um sie sich unterwerfen zu können. Auf welcher irrigen Auffassung aber überhaupt diese Polemik beruht, lässt sich

kurz aus folgender Parallele ersehen: gleich wie ein Vater, meint der Autor (III. 49), der seiner Familie einen gut gefüllten Kornspeicher, einen Ueberfluss an Brennmaterialien und Kleiderstoffen und alle zur Umwandlung derselben erforderlichen Kenntnisse gegeben, seine Pflicht gethan und Alles für sie „bereitet“ habe, so sei auch dem Menschen in der Natur ein grosser Vorrath von Rohmaterial geboten, den er nur auszunutzen brauche. Das Gleichniss trifft nur etwa hinsichtlich der Begrenztheit des in beiden Fällen Gegebenen zu, sonst hinkt es in der That nicht wenig. Denn, während dort das Rohmaterial vorliegt und auch die Kenntnisse es zu verwenden überkommen sind, muss es hier der Mensch, wiewohl dasselbe vorhanden, dennoch aufsuchen, kennen lernen und fehlen ihm die Kenntnisse, er hat bloss die Fähigkeit sich solche zu erwerben. Es heisst: „im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brodt essen!“

So scheint es uns nach allem Gesagten ein vielleicht zu scharfes, aber nicht unverdientes Urtheil zu sein, wenn R. Mohl mit Bezug auf die besprochene Bevölkerungstheorie sagt: „Hier ist denn offenbar nichts richtig, als der Vortheil einer zunehmenden Bevölkerung in einem unternölkerten Lande; aber geradezu unbegreiflich sind die Annahmen, dass Armuth und gegenseitige Plünderung bei einer jungen Ackerbau treibenden Bevölkerung vorkommen und dass der Bau auch schlechterer Länder die Lebensmittel für die gestiegene Bevölkerung wohlfeiler mache, als sie bei wenigen Menschen und bei der Bebauung nur der besten Felder kosten. Es mag dahingestellt sein, ob diese Wunderlichkeiten die Folgen eines Mangels an strenger Schule sind, oder ob sie absichtlich in die Welt geschleudert wurden, um etwas noch ganz Neues vorzubringen. Sicher ist aber jedenfalls, dass so weder etwas widerlegt, noch aufgebaut wird.“ Wenn wir gleich Carey übertreiben wollten, so dürften wir mindestens mit demselben Rechte, mit dem er die Malthusische Lehre als eine „unheimliche“ als eine „Doctrin der Sklaverei und des Todes“ bezeichnet, das Gleiche auch von der seinigen aussagen. Denn laut der verhängnissvollen Weltordnung, die dieser Doctrin zu Grunde liegt, hat der Mensch gerade im Beginne, wo er am isolirtesten und am schwächsten dasteht, gegen die grösste Kargheit der Natur anzu-

kämpfen und in dem Maasse, als es ihm durch seine Vermehrung leichter fällt, sich den Unterhalt zu sichern, wird dieser ihm immer entbehrlicher, bis endlich gerade in dem grössten Ueberflusse und in der grössten Uebermacht die Bevölkerung stehen bleibt, um all den Gefahren der Ueppigkeit ausgesetzt zu sein. Ja, da die Zunahme der Population doch die nothwendigste Bedingung von deren Associationskraft, von deren Gedeihen sein soll, so muss ihr Stillstand jeden Fortschritt unterbrechen, der Anfang vom Ende sein, zum Elend und zum Tode führen. Alle die Epitheta, die der Gegner so unermüdlich dem Malthusischen Gesetze beilegt, könnten auch eben so gut auf das seinige passen. Zudem macht er schon selbst so wenig Anspruch auf dessen Allgemeingültigkeit, dass er zum Schauplatze seiner Wirksamkeit nur diejenigen Länder designirt, welche Colbert's glücklichem Systeme treu geblieben seien, alle übrigen Völker aber, welche der verderblichen „brittischen Politik“ huldigen, zu den unglücklichen Opfern der anderen macht. So sei die „Uebervölkerungs-Theorie (!) nur eine Beschreibung des Standes der Dinge im Brittischen Reiche, in der Türkei und in Portugal und habe nur ihren Grund in der Befolgung einer Politik, welche die wünschenswerthe Annäherung der Preise der Rohmaterialien und der Fabrikate verzögere, einen zu grossen Verhältnissheil an Zeit und Geist den Handels- und Transportarbeiten zuwende, die Entfernung zwischen Consument und Producent vergrössere, den Verfall der Landwirthschaft, die Erschöpfung des Bodens, die Abnahme der Intelligenz, Trägheit der socialen Bewegung und Centralisation der Macht herbeiführe“ u. s. w. u. s. w. (A. a. O. III. c. 47, 46, 51, I c. 19).

Wie interessant es auch wäre, alle die Irrthümer und Widersprüche aufzudecken, die sich Carey bei der Durchführung dieser seiner Auffassung zu Schulden kommen lässt, so müssen wir hier dennoch darauf verzichten, da eine Kritik seiner Schutzzolltheorie über unsere Aufgabe geht. Recht bezeichnend für seine ganze Richtung ist namentlich die Ansicht, die er vom Handel und den übrigen Berufsarbeiten hegt, welche ihm von einem bereits überwundenen Standpunkt aus für unproduktiv gelten. Bloss zur Charakteristik sei hier z. B. die Anführung gestattet, dass der Freihandel laut seiner Doctrin eine starke Vermehrung des Pauperis-

mus und andere Zeichen der Uebervölkerung herbeiführe, der Schutzzoll hingegen sie verschwinden lasse \*) (III p. 405); dass es diesem allein zu verdanken sei, dass in Frankreich, trotz seiner erschreckenden Centralisation und fast unaufhörlicher Kriege Wohlstand herrsche (II. 2. p. 76); dass Colbert und Turgot dieselben Ansichten getheilt hätten (II. 46 § 5) und es ihr System (das der Association!) sei, das ganz nach den Ideen von A. Smith begründet demselben Frankreich zu seinem Wohlstande und Gedeihen verholfen habe etc. So wäre es denn wirklich dem neuen Meister gelungen, je den Hauptvertreter des Merkantilismus und Physiokratismus und den Stifter der neueren National-Oekonomie zu einem und demselben Bekenntniß zu zwingen, um nur des letzteren grosse Schüler bekämpfen zu können! Denn das ist das nothwendige Ziel seines Werkes, da er auf ihre Gesetze alle Uebel und alles Elend zurückführen will und es somit von dem Erfolge dieses Antagonismus, der Grundlage seines ganzen Lehrgebäudes, abhängt, wie weit dasselbe begründet, wie weit es haltlos ist. Insofern es dadurch ein eng zusammenhängendes Ganze bildet, könnte man allerdings auch eine Widerlegung desselben Satz für Satz noch immer als eine Vertheidigung von Ricardo und Malthus betrachten, aber gerade aus demselben Grunde genügt es, zumal für unseren speciellen Zweck, auch bloss den Nachweis zu versuchen, dass seiner direkt gegen diese beiden Autoren gerichteten Polemik die rechten Stützen fehlen.

Wir dürfen daher, nachdem wir seine Angriffe auf den Letzteren von ihnen bereits erörtert haben, uns um so eher seiner Kritik der Rententheorie des Ersteren zuwenden, als eben diese mit der Bevölkerungslehre in unzertrennbarem Connexe steht. Viele, ja alle Einwände, die Carey gegen das Malthus'sche Gesetz macht, haben auch auf das Ricardo's Bezug, so dass dessen Rechtfertigung um so leichter fallen muss, als jene schon dort nur wenig stichhaltig erschienen sind.

---

\*) In der Verherrlichung des Schutzzolles geht er sogar bis zu der Behauptung, dass, weil die Zeitung an sich keiner auswärtigen Concurrenz ausgesetzt, so auch kein Land so billig und reichlich mit Tag- und Wochenblättern versehen sei, wie Amerika! etc. (II p. 357 Anm.)

In dem einen, wie in dem anderen Streite ruht der Schwerpunkt in der Frage, ob der Ertrag, mit dem der Boden die gleiche Arbeit lohnt, mit der Zunahme der Bevölkerung im Durchschnitt grösser oder geringer werde? ob der Bevölkerung die Beschaffung ihrer Nahrung auf die Dauer relativ leichter oder schwerer falle?

„Mit dem Nachweis,“ sagt M. Wirth in seiner Vorrede IX, „dass der am leichtesten urbar zu machende Boden resp. der schlechteste Boden zuerst angebaut worden sei und die Kultur sich erst später fortschreitend den besseren zuwende, fällt das ganze künstliche Gebäude Ricardo's zusammen.“ Dieser Nachweis, sagt Dühring (a. a. O. p. 30 fl.) „leitet in dem materiellen Theil der Volkswirtschaftslehre eine Umwälzung ein, welche an die Consequenzen des Copernikanischen Grundgedankens erinnert“. „Es gebe ein Carey'sches System der Wirthschaftslehre, weil es einen Carey'schen Satz vom Gange der Bodenkultur gebe“ \*). Es ist also dieser Satz, auf den wir hier vor Allem unsere Aufmerksamkeit zu richten haben. Enthält er ein beständig wirksames Gesetz, so behalten Meister und Schule der Gegenpartei die Oberhand, ist er nur zum Theil richtig, so müssen wir prüfen, in wie fern die ältere Rententheorie durch ihn modificirt werden kann. Zunächst thut es Noth, sich über die vagen Begriffe „schlechter oder „guter“ Boden zu verständigen. Denn mag man zugeben, dass der später fruchtbarere Boden der ursprünglich unzugängliche ist, so ist doch die Behauptung, die Cultur beginne mit dem schlechteren, nicht richtig. „Ländereien, die mit ungeheueren Bäumen bewachsen, die der Ansiedler nicht fällen, oder mit Sümpfen bedeckt sind, die er nicht austrocknen kann“ (I. 4. p. 134), sind für ihn eben nicht „fruchtbar.“ Dies ist ein durchaus relativer Begriff und es wäre gleich zulässig zu behaupten, der Bewohner der Ostseeküste fange die Kultur mit schlechterem Boden an, da der Tschernosem jedenfalls der „bessere“ und „fruchtbarere“ ist. Wie hier, so ist auch dort dieser letztere merreichbar oder nur schwer erreichbar und muss daher aus dem Vergleiche wegfallen. Der Boden, wo ich

\*) Fontenay s. unten. Er legt kein grosses Gewicht auf dieses Gesetz und hält es für viel zu eng.

verhungere, ehe ich ihn cultivirt habe, wo ich Gesundheit und Leben auf's Spiel setze, hört auf, für mich „fruchtbar“ zu sein und ich gebe demjenigen den Vorzug, der, trotz seiner Kargheit für spätere Kultur, mir zur Zeit durch seine Gaben das Leben erhält. „Diese Dinge (Abschälen der Rinde und Anlegen von Feuer) auf besserem Lande zu versuchen, wäre verlorene Arbeit,“ — ist das Land denn „besser“ damit? Wie sehr, wie ausschliesslich hier nur das Verhältniss des Ertrages zur gleichen Arbeit in Betracht kommt, zeigen die paradoxen Sätze: „der Ansiedler zieht das schlechtere Land dem fruchtbaren vor, da die Klärung desselben mehr kosten würde, als es nach dieser Arbeit werth ist“. „Der fruchtbare Boden wird nicht cultivirt, da er die Kosten der einfachen Appropriation nicht bezahlt hätte“ (p. 140). Kein Mensch, der auf sich allein beschränkt ist, wird das Urbarmachen auf dem „fruchtbaren“ Boden beginnen, weil er dann gerade von diesem den geringsten Ertrag erhält. Der Ansiedler, der hohen leichten Boden suchte, gewinnt Nahrungsmittel, obwohl sein Arbeitsertrag sehr gering ist. Hätte er es unternommen, den fruchtbaren Boden der „Dismal Swamp“ trocken zu legen, so wäre er Hungers gestorben!

„Fruchtbar“ heisst demnach nach Carey nicht die Eigenschaft des Bodens, für wenig Arbeit wenn auch einen absolut kleinen Ertrag zu geben, sondern die Fähigkeit desselben, mit Hilfe grossen Kapitalaufwandes einen absolut grossen zu gewähren \*). So reducirt sich seine ganze Beweisführung im folgenden 5. Kap. darauf, dass Zerstörung von Kapital und Arbeitskraft den Menschen zwingt, die Cultur derjenigen Grundstücke aufzugeben, die nur mittels eines solchen Aufwandes reichen Ertrag versprechen und dass andererseits der Anbau derselben „einer zunehmenden Associationsgewohnheit bedürfe, die nur aus der Mannigfal-

\*) Fontenay a. a. O. p. 42: „La fertilité est, dans le sens économique (?) du mot, la propriété de donner des produits de grande valeur!“ Er denkt gleich Carey und lehrt, dass man zuerst die mageren, leichten und wenig productiven Ländereien anbaue, — car ce sont les seules qui peuvent produire sans un long travail de préparation, pour lequel manquent le savoir, les forces et les approvisionnements.“ (p. 47). Diese lange Arbeit bringt er nicht in Anschlag.

tigkeit der Beschäftigungen und der Entwicklung der verschiedenen Individualitäten hervorgehn.“ Damit kann man nur übereinstimmen, allein nicht mit der vagen Bezeichnung „fruchtbar“, die Carey hier zu seinem Vorthail anwendet. Daher auch dieser Widerspruch: „wo die Bevölkerung, der Reichthum und die Associationskraft abnehmen, wird der fruchtbare Boden von den Menschen verlassen, die nach dem schlechteren fliehen, in der Hoffnung durch den Anbau desselben Subsistenzmittel für sich und ihre Familie zu gewinnen!“ (p. 179). Der fruchtbare kann somit der unfruchtbare, der schlechte der gute Boden sein, — eine Ungenauigkeit, die sich mit einem präcisen Raisonement nur schwer verträgt. Entweder stellt man sich auf den Standpunkt des Naturforschers und beurtheilt die Qualität eines Grundstücks ganz absolut nach der in diesem ruhenden Fülle der Pflanzennährstoffe oder man beachtet auch zugleich den Arbeitsaufwand, welchen die Verwerthung der letzteren erforderlich macht, und denkt in diesem Falle, wie es einem Nationalökonomem allein geziemt, d. h. mit steter Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Zweck und Mittel. Was eben daher der Gegner darzuthun hätte, um den Sieg, den er davonzutragen wähnt, auch wirklich errungen zu haben, ist nichts Geringeres als die Existenz eines Gesetzes, laut dem die gleiche Arbeit entweder von demselben Boden oder auch durch den Uebergang auf anderen einen stets wachsenden Ertrag zu erzielen im Stande wäre. „If indeed Mr. Carey could show“, bemerkt J. St. Mill (a. a. O. I. p. 525), „that the return to labour from the land, agricultural skill and science being supposed the same, is not a diminishing return, he would overthrow a principle much more fundamental than any law of rent.“ Der Zumuthung, solch' einen Nachweis, zu führen hält nun allerdings unser Autor das entgegen, dass er eben den entwicklungs-fähigen Menschen und nicht „das Thier“ zum Objecte der Socialwissenschaft habe (III. c. 42). Allein es leuchtet ein, dass er damit wiederum das Geständniss ablegt, sich der Anerkennung des Bodengesetzes nicht entziehen zu können und nur demselben in der Entwicklung des menschlichen Geistes ein anderes entgegenstellt. Er giebt also im Grunde den Widerstreit zu, nur glaubt er ihn sofort wieder lösen zu müssen, indem er nicht, wie Ricardo,

dem Momente des Fortschritts bloss eine hemmende Macht einräumt, sondern dasselbe für befähigt hält, die Tendenz zur abnehmenden Productivität so vollständig aufzuheben, dass sie sogar zu der entgegengesetzten wird. Ricardo's Lehre will den Kampf des Geistes mit der Natur wiedergeben, Carey kennt nur die Herrschaft des Geistes. Wenn es aber auch keinem Zweifel unterliegt, dass es mit Hülfe der zunehmenden Kraft und Kenntniss möglich werde, sowohl von derselben Fläche als auch durch den Uebergang auf andere eine stets wachsende Menge von Producten zu erhalten, so handelt es sich doch nur um das Verhältniss, in dem der werthschaffende Factor in dieselben aufgegangen ist \*). Und dass dieses, selbst wenn man zeitweilige Abnahmen zugestehen will, auf die Dauer gestiegen sei und steigen muss, beweist nur zu deutlich der gleichzeitige Anbau von nach Lage und Qualität verschiedenen Grundstücken. Sobald man aber dieses unleugbare Factum statuirt, dass diese nicht alle gleich fruchtbar und gleich günstig gelegen sind, so folgt daraus, — und der Gang der Cultur ist hierbei keineswegs entscheidend, — mit zwingender Nothwendigkeit die Consequenz, dass der relativ „bessere„ Boden auch einen relativ grösseren Ertrag giebt, d. h. eine Rente abwirft.

Carey selbst liefert hierfür den Beleg, wenn er (III. 42) unter den vermeintlichen Täuschungen Ricardo's als zweite die folgende anführt: Ricardo betrachte als Rente die Differenz im Ertrage zu Gunsten des zuerst angebauten Bodens, „da aber die Cultur immer auf dem schlechteren beginne und von diesem zum besseren voranschreite, so müsse der umgekehrte Gang verfolgt

\*) Bezeichnend für den Character der Mehrzahl der Meliorationen ist folgende Angabe H. Passy's, die wir seinem „Agriculture“ überschriebenen Artikel im Dict. de l'É. P. I p. 38 entnehmen und bloss Beispiels halber anführen. „In den Departements,“ so lautet es dort, „die noch am weitesten zurück sind, betragen die Ausgaben für die Bodenkultur im Durchschnitte nicht über 30 fr. per Hektare und der ganze Ertrag beläuft sich ungefähr auf 70 fr. In den vorangeschrittenen Departements erhöhen sich die Ausgaben für die Hektare auf 200 fr. und darüber und um diesen Preis wird ein Ertrag von wenigstens 320 fr. erzielt, so dass dem Landwirth zur Bezahlung der Grundrente und als eigener Gewinn circa 120 fr. übrig bleiben. In den letzteren Departements ist der Ueberschuss des Ertrages über die Produktionskosten dreimal so gross, wie in den ersteren, allein man braucht auch den siebenfachen Betrag von Capitalvorschuss.“

werden, indem der Besitzer des zuerst angebauten Landes Zinsen erhalte minus der Differenz zwischen den Kräften desselben und den Kräften anderer Ländereien, die mit der Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums mittelst der Verwendung einer gleichen Summe von menschlicher Arbeit der Cultur unterworfen werden mögen.“ Allein es versteht sich von selbst, dass es für den Unterschied vollkommen einerlei ist, welche von zwei Grössen grösser oder kleiner, als die andere ist und ob das plus oder minus auf dieser oder jener Seite steht. So wird es den Gegnern unmöglich eine Rente in Abrede zu stellen und, wengleich sie dieselbe auf eine andere Weise zu begründen suchen, so liefern sie damit dennoch das Zeugniß, dass jenem Gesetze von der zunehmenden Productivität zum mindesten keine so allgemeine Gültigkeit zugestanden werden könne. Dass dieses „Gesetz“, wenn es sich auf die relativen Beträge, d. h. die Resultate einer und derselben Arbeit erstrecken sollte, nicht haltbar ist, ergiebt sich schon aus jener ohnmächtigen Antwort auf Mill's Bemerkung, und, wird es nur auf die absolute Productenmenge beschränkt, so ist dessen Richtigkeit auch ehemals, wie z. B. bei einer grösseren Intensivität des Anbaus nicht bestritten worden \*). Wie

\*) Cnf. Rau: „Grunds. 7 Ausg. § 212 Anm. c. und Roscher: I § 154 Anm. 8 p. 312. Wie Carey aus Amerika, so berichtet Blom („K. Norwegen“ 1843 I p. 121) aus Norwegen, dass sich die Kultur von dem trockenen und hochliegenden Boden den Morästen zuwende; allein dies ist ein Fortschritt, wie jeder andere und auch schon früher keineswegs unberücksichtigt geblieben. Für die Rententheorie kommt es aber nicht auf die absolute, sondern relative Fruchtbarkeit an. „Dank der fortgeschrittenen Wissenschaft“ ist es jedoch auch möglich, „dass Grundstücke, welche der Ackerbau noch Ende des vorigen Jahrhunderts aus Mangel an Einsicht missachtete, nunmehr in die Reihe der fruchtbarsten eingerückt sind und es giebt deren solche, welche, wie die früher in England als poor-lands und in Frankreich maigres und sèches bezeichneten, heutzutage für die zur Bearbeitung am geeignetsten gelten und zum höchsten Preise verpachtet werden.“ Passy „De l. rente fonc. im Dict. d. l'É. P.“ (Vgl. Roscher I § 157 Anm. 6 u. im Uebr. unter Anhang). Löll (a. a. O. p. 231) berichtet Aehnliches hinsichtlich der Gemeindegewidungen und Wüstungen, die trotz langer und höchst empfindlich fühlbarer Noth den- noch erst im vorigen und diesem Jahrhundert eingebrochen worden seien. Bis dahin hätte die erforderliche Kenntniss gefehlt. Ueber den Kulturgang spricht aber dieser Gegner seine Meinung dahin aus, dass der sandige Boden (in Amerika) als Urboden einen bedeutenden Grad von Fruchtbarkeit besitze, weshalb er Anfangs die Arbeit besser bezahle, als der schwerere, wengleich noch fruchtbarere Lehm- oder gar Thonboden. Mit der Erschö-

aber selbst für die Erfolge dieser letzteren eine Grenze und zwar nicht nur aus der Erfahrung, sondern auch nach der Erkenntniss anzunehmen ist, die wir der Agrikulturchemie verdanken (S. oben S. 133 fl.), so muss auch, zumal bei der vom Schutzzöllner Carey gewünschten Absperrung der Grenzen, der von ihm gelehrte Fortschritt in der Auswahl des Bodens einfach mit der Möglichkeit derselben ein Ende haben. Ja schon jetzt liesse sich wohl schwer behaupten, dass in irgend einem älteren Lande die wüst liegenden Strecken allgemein auch diejenigen sind, welche die eigentlich ertragsfähigsten wären \*).

Mit dem Nachweise also, dass der „schlechteste“ Boden zuerst angesiedelt werde, fällt noch das angefochtene System eben so wenig, als es durch ihn dargethan wird, dass das später bestellte Land auch durchweg das relativ fruchtbarere ist. Und wollte man selbst zugeben, dass das Factum Gesetzeskraft habe, so bleibt die alte Rententheorie dennoch wahr, so lange die Thatsache besteht, dass unter den angebauten Grundstücken die einen irgend welche Vorzüge vor den anderen haben \*\*). Richtig ist auch die Bemerkung, welche über dieses „grosse Gesetz“ Carey's in einer Recension von Dühring's „krit. Grundl. d. Volksw.“ in Zarnke's „Literärischem Centralblatte“ enthalten ist (1866 № 19). „Ist es eine Würdigung der quantitativen Seite der Frage“, heisst es daselbst, wenn Carey selbst und vollends sein Nachbeter Dühring immer darauf pochen, dass die Cultur von dem „schlechteren“ Boden auf den Bergen zum „guten“ Boden in der Ebene, an den Flüssen vorgedrungen sei? Sind nicht auch innerhalb der

pfung jenes ersteren ändere sich aber das Verhältniss zum Nachtheil desselben. In Deutschland aber sei überhaupt zuerst der fruchtbarste Boden geurbar worden. Und p. 116 heisst es auf Grund der Liebig'schen Lehre, dass es von der grössten Freigebigkeit der Natur stufenweise dahin komme, „dass endlich auch die möglichst stärkste Düngung nicht mehr im Stande sei, eine solche Vegetation zu erzeugen, wie sie der jungfräuliche Boden in der ersten Zeit nach seiner Urbarmg ohne alle Düngung hervorgebracht habe. Dies sei der gewöhnliche Verlauf der Sache, wie er sich heute noch im grossartigsten Maassstabe in Amerika tagtäglich beobachten lasse und dieser Verlauf, er sei bei uns in Europa durchaus kein anderer gewesen.“ So der Anhänger Bastiat's und zum Theil auch Carey's.

\*) Cnf. z. B. Rau I § 216 A. b.

\*\*\*) S. unten Anhang.

grossen classenweisen Unterschiede zahlreiche absolut kleinere, relativ sehr bedeutende vorhanden, die hier in ihrer quantitativen Bedeutung, recht eigentlich gemäss dem abgewiesenen Raisonnement in vagen Begriffen — mit Verschiebung der Beweislast — gänzlich ignorirt werden?“

Das Naturgesetz aber, „nach dem der Mensch von dem schlechteren zum besseren Stoffe übergehe“, kann in der Lehre Ricardo's gar keinen Widerspruch finden, denn es involvirt schon seine Anwendung selbst auf die Wahl der Grundstücke einen Fehler im Denkverfahren. Wie der Mensch seine erste Axt aus Stein verfertigt hat, dann zum Kupfer, Bronze, Eisen und endlich Stahl gekommen ist, so hat er auch im Ackerbau stets neue Kenntnisse erworben und bessere Culturarten und Werkzeuge angewandt. Nur diese Verbesserungen dürfen aber eben füglich mit jenem Fortschritte verglichen werden, der in der wachsenden Einsicht in die Zweckmässigkeit der Dinge besteht. Denn wird man etwa sagen können, dass Stahl absolut besser, als Eisen und dieses besser als Stein sei? Etwas anderes wäre es, wenn jenes Naturgesetz lautete, dass der Mensch, wenn ihm gutes und schlechtes Kupfer zur Wahl stände, zuerst zum letzteren greifen würde. So besagt es aber nur, dass die Erkenntniss des Menschen einen progressiven und keinen retrograden Werdegang nehme, ein Moment, das stets berücksichtigt und nie in Frage gestellt ward. Es ist in Betreff der Werkzeuge sehr wahr, dass (I. 4 p. 167) der Mensch mit den schlechtesten beginne und zu den besten fortschreite: sie sind gleichsam nur ein Product des fortschreitenden Geistes, indem in ihnen nicht so sehr der Stoff, als der in ihm verkörperte Gedanke die Hauptrolle spielt. Anders steht es dagegen mit dem Boden und den Stoffen, die in demselben ruhen. Soweit ihre Nutzung von den Mitteln und Maassregeln abhängt, die der Mensch anwendet, macht sich allerdings auch hier der gleiche Fortschritt geltend, allein er stösst in der Urproduction auf ein um so schwereres Gegengewicht, als in derselben die einmal gegebene Materie von überwiegender Bedeutung ist. Wohl kann der Zufall oder auch bessere Einsicht neue wirksamere Kräfte, neue reichere Quellen finden, aber es lässt sich nicht als Gesetz aufstellen, dass der Mensch sich zuerst der ärmeren Gold-

grube, zuerst dem ärmeren Steinkohlenlager, zuerst dem fischärmeren Wasser zuwende \*). In einer Hinsicht ist es daher unbestritten, dass es nur ein Gesetz giebt für Nahrung, Licht, Luft, Kleidung und Brennmaterial, dass der Mensch in allen Fällen mit dem schlechtesten Werkzeuge beginne, — aber es ist eine unstatthafte Verwechslung, wenn man die vom Menschen verfertigten Werkzeuge mit dem von der Natur gegebenen Gebiete ihrer Anwendung dem einen und demselben Gesetze unterordnen will. Für dieses herrscht ein anderes \*\*) und die Annahme zweier zugleich wirkender Tendenzen ist so wenig ein Widerspruch, als die Trennung von Natur und Geist, Aussen- und Innenwelt. Das eine Gesetz dient zur Compensation des anderen und es ist um des Gleichgewichts willen dafür gesorgt, „dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen!“

Ricardo's Lehre hat nie und nimmer gelaunet: „je wirksamer die Landwirthschaftsmaschinerie ist, um so geringer muss der Ertrag der auf die Entwicklung der Hilfsquellen der Erde verwendeten Arbeit sein“! (I c. 17). Um zu schlagen muss man auch treffen. Es ist ein unverkennbar gewaltiger Unterschied zwischen dem Uebergange von einem Stoffe zu dem anderen und der Ausbeute eines und desselben, und dem Verfasser müsste der Beweis schwer fallen, dass der Regel nach zuerst nicht die ergiebigsten, sondern die kargsten Bergwerke angelegt oder gar ihre Erträge beständig lohnender werden. Hier gerade, wo die gewonnenen Stoffe nicht wieder ersetzt werden können, äussert sich auch das Bodengesetz, das Gesetz am crassesten, welches in dieser Frage allein zur Sprache kommt. Es beruht auf festen und leicht erklärlichen Gründen und thut sich nicht allein im Ackerbau, sondern auch in jeder Urproduction

---

\*) „Es kann freilich die Auffindung neuer, besonders reicher Naturvorräthe den unberechenbarsten Einfluss üben; und dergleichen „Zufälle“ unterliegen menschlichen Entwicklungsgesetzen nur insofern, als die geistig belebtesten Zeitalter gewöhnlich auch in der vollständigen Aufdeckung ihrer natürlichen Hilfsquellen am eifrigsten und glücklichsten sind.“ Roscher I § 133 D.

\*\*) Dühring a. a. O. 223: „Die Naturproduction ist als solche die Grundlage aller menschlichen Erfolge. Wir greifen in eine Maschinerie ein, deren Gangart und Gesetzen wir uns fügen müssen“ etc. etc.

dadurch kund, dass in dem Maasse, als der ursprüngliche Vorrath in Anspruch genommen wird, es auch mehr Arbeit kostet, den übrig bleibenden zu nutzen oder beständig zu ergänzen. Wenn so der Boden durch einen andauernden Anbau von seinen pflanzennährenden Bestandtheilen hat viel verlieren müssen, so leuchtet es ein, dass dieses Deficit, damit er auch fernerhin Erndten ergebe, durch Kapital und Arbeit zu decken ist. Ein Ausweg ist die Zuflucht zu anderen Feldern, da sich aber auch auf diesen dieselbe Erscheinung wiederholt und endlich die Nachfrage keine lange Brache gestattet, so wird auch der wachsende Kapitalaufwand zuletzt zur allgemeinen Nothwendigkeit (S. oben S. 141). Dies und, dass die Vegetationskraft nicht schrankenlos gespannt werden kann, das sind die unumstösslichen Grundgedanken, welche jener Lehre von der abnehmenden Productivität zum Fundamente dienen und ob diese auch in ihrer Tendenz sich zu verwirklichen auf die mannigfaltigsten Hindernisse stösst, so stellt sie immerhin das Gesetz und letztere die Störungen dar. Denn selbst die mächtigsten Gegentendenzen können sich schliesslich nur darauf beschränken, den Ersatz der beständig wiederholten Ausnutzung so wenig kostspielig als möglich zu machen. Das, was zu Anfang von der Natur selbst gegeben war, hat auf die Dauer in demselben Maasse, als er es verbraucht, der Mensch auch zurückzuerstatten und diese Mühe kann durch die fortschreitende Kunst noch so verringert werden, die relativen Kosten müssen durch sie dennoch erhöht werden. Zum Mindesten können dieselben in dem Ackerbau und jeder Urproduction nicht in dem Maasse sinken, als dieses sonst durch die Verbesserungen geschehen würde und in den andern Productionszweigen der Fall ist. Ist es aber desswegen gerecht die Behauptung: es sei eine unbedingte Nothwendigkeit, dass mit der Zunahme der Bevölkerung dieselbe auch zur Maschinerie von geringerer Kraft übergehe, als eine Ricardo'sche hinzustellen?! (III. 42) und ist es eine unvermeidliche Consequenz, von der einen Annahme, dass der Mensch mit den fruchtbareren Ländereien den Anfang mache, darauf zu schliessen, dass seine Vermehrung auch ein Sinken seiner Kraft mit sich führen und er mehr und mehr ein Opfer der Natur werden, immer weiter gegen das Niveau des blossen Thieres sinken müsste?!

Als solches könnte er also dem ehernen Verhängnisse nicht entgehen, was ihm die Macht giebt, ist sein Geist. Hiermit ist aber nur wiederum der Antagonismus zugegeben, dass es zwei Gesetze sind, welche nicht nur dem ökonomischen, sondern jedem Leben zu Grunde liegen. Soweit der Mensch an der thierischen Natur participirt, müsste er dem einen von diesen beiden widerspruchslos erliegen, so weit er aber über derselben steht, wird ihm das andere zum mächtigen Schutze. Welches Princip auf die Dauer das energischere ist? — es kann das Gegenprincip nicht aufheben, da der Mensch eben selbst ein Doppelwesen ist. Soll „das Thier“ das von der modernen Nationalökonomie behandelte Subject sein, so hat Carey zum Gegenstande seiner Socialwissenschaft das andere Extrem, den Engel, den Geist. Wenn man aber auch nur den Menschen im Auge behält, so kann man mit Carey übereinstimmen, „dass im Angesicht aller dieser Thatsachen (der reichen noch unbebauten Ländereien z. B. in der Tropenwelt, der Eisenbahnen, der Culturverbesserungen etc.) man wohl zuversichtlich behaupten darf, dass die Kraft der Erde, dem Menschen Subsistenzmittel zu liefern, practisch unbegrenzt ist“ (III. 48 § 2) \*).

So scheint Ricardo trotz Allem im Rechte zu sein und seine Theorie lehrt keineswegs, „dass der Mensch mehr und mehr der Slave der Natur wird, wenn der Reichthum und die Bevölkerung zunehmen“, sondern, dass des Menschen Gewalt stets wachse, die Natur aber auch ihrerseits steigenden Widerstand leiste. Dieser führt nicht zu seinem Elende, sondern ist mit ein Hauptmoment zu seiner Entwicklung und gerade unter den Carey'schen Voraussetzungen ist es wahr, dass „der fortwährende Druck der Be-

\*) Nur diese praktische, beschränkte Bedeutung können wir und zwar seiner eigenen Lehre wegen auch Liebig's Worten beilegen: „Die Zunahme des organischen Lebens ist unbegrenzt.“ (Theorie und Praxis in der Landwirthschaft p. 14). S. o. S. 282. Es ist überdies zu beachten, dass er sie im Gegensatze zu der irrigen Ansicht ausspricht, als hänge die Fruchtbarkeit der Felder ausschliesslich von ihrem Gehalte an Humus oder organischen Materien ab. (p. 12.) Denn so waren die Schranken freilich viel zu eng gezogen (p. 13): „wenn alle Ueberreste von Pflanzen und Thieren in dem cultivirten Boden in Bewegung gesetzt, in den Kreislauf gebracht und in dieser Weise nutzbar gemacht waren, so war über diese Grenze hinaus eine Vermehrung der Production durch die Landwirthschaft nicht mehr möglich, eine Zunahme der Population nicht mehr denkbar.“

völkerung auf die Subsistenzmittel“ zur Thätigkeit und zum Fortschritte antreibe (III. 42. Westm. Rev. April 1852). Die Ricardo-Malthus'sche Doctrin predigt nicht zunehmende Zerstreung und Schwäche, nicht Centralisation und Entvölkerung, auch ist es nicht ihre Devise: „les grandes lois providentielles précipitent la société vers le mal“! (Bastiat. a. a. O. p. 10 d. Einl.), sondern sie lehrt das Freiwerden des Menschen durch eigene Einsicht, um nicht gleich den niederen Organismen weggefegt zu werden, sobald sich ein Ueberschuss eingestellt hat. Die Alternative lautet nicht: „Enthaltsamkeit von der Association oder Tod“, sondern unter dem umfassenden Losungswort: „Befreiung von der Natur!“ möglichste Bewältigung der äusseren durch fortschreitende Entwicklung, also auch Vergesellschaftlichung, oder möglichste Beherrschung der inneren durch Willen und Sitte, um nicht ein Opfer der Natur und ihrer Gesetze zu werden. Der Mangel ist nothwendiger Sporn und erzeugt Ueberfluss und jener Fluch war Segen \*). Es verlangt aber die Gerechtigkeit, dass der Mensch nicht gerade dann der grössten Uebermacht entgegenzutreten habe, wo er selbst am schwächsten ist. Wenn die Cultur vielmehr mit dem relativ besseren Boden beginnt, so kann auch die Association leichter erfolgen und zu einer solchen Zunahme des Kapitals und der Arbeitskraft führen, die successive auch schlechteres Land anzubauen gestattet und überhaupt zur menschlichen Emancipation die nothwendige Voraussetzung ist. Es kann daher kaum anders denn als eine beabsichtigte Verdrehung angesehen werden, wenn so ein Gegner, wie Carey, behaupten will, dass zufolge jener Annahme „auch die Verbesserungen des Landbaus da am schnellsten vor sich gehen müssten, wo es am meisten Land giebt“ und dagegen einwendet, „dass dies in keinem Lande der Welt stattfinde!“ (III. 42). Wie

\*) Dunoyer „La Liberté du trav. T. I (1845) Liv. III p. 94: „On peut poser en principe que l'industrie des hommes est moins stimulée par la facilité que par la difficulté de vivre. La nécessité est notre plus pressant aiguillon; et des obstacles, pourvu qu'ils ne soient pas invincibles, peuvent être regardés, jusqu' à un certain point, comme une circonstance favorable à notre développement.“ Cnf. p. 86. Dieselbe Ansicht vertritt auch Th. Buckle in seiner Hist. of Civ. Keineswegs neu, muss sie hier dennoch betont werden. Cnf. Roscher I § 36.

kann er es denn übersehen, dass eine Verbesserung nicht eher nothwendig wird, als bis sich andererseits eine Verschlechterung, ein Mangel zeigt? \*) Dass jene um so dringender und grösser werden muss, je mehr sich dieser fühlbar macht? scheint doch M. Wirth, sein Anhänger dies nicht zu verkennen, indem er sagt (a. a. O. 2. Bd. 2 B. K. 4): „Da solche Kultur (der Wildbau) aber auch nur sehr geringes Betriebskapital erfordert, so würde in einer solchen Gegend intensiver Bau nur von Nachtheil sein; denn was sollte die Aufwendung grösseren Kapitals zur Verbesserung des Bodens nützen, wo in der Nähe immer noch fruchtbringender Boden fast umsonst zu haben ist?“

Demnach stehen die, durch die grössere Association hervorgerufenen, Fortschritte der Rententheorie so wenig entgegen, dass sie noch zu ihrer Erhärtung dienen können. Ein Beweis aber, wie der, „dass sie complicirt und allgemein unrichtig sei, da sonst solche Abzugsventile für unbequeme Thatsachen überflüssig wären“ (III. 42), bedarf kaum einer Würdigung. Das ist eben das Verdienst Ricardo's, dass er nicht, wie wiederum andere Kritiker es ihm vorwerfen möchten, „der Autokratie des einen Princip's andere gleich mächtige geopfert und, um nur zu einer erkünstelten Einheit und trügerischen Allgemeinheit zu gelangen, der Wahrheit Gewalt angethan und die natürlichen Complicationen missverstanden hat, die deren Physiognomie verdunkeln oder ihrem Einflusse im Wege stehen könnten“ (Monjean). Es lassen sich kaum einige Gesetze nennen, welche nicht durch andere modificirt würden und in ausschliesslicher Geltung beständen. Das Leben beruht auf ihrer Combination und, wie schon in dem einzelnen Organismus die verschiedenen Functionen zu einander im Gegensatze stehen sollen, so herrscht auch in dem Organismus der ganzen lebendigen Natur ein Widerstreit der ihn bedingenden Momente.

An sich jedoch kann kein Grundsatz einfacher, als der sein: Gleicher Werth bei verschiedenen Produktionskosten lohnt verschieden, und dieser Grundsatz ist der Kern der Ri-

---

\*) Cnf. z. B. Conrad a. a. O. p. 104 über die Fruchtbarkeit Niederardusiens, als Grund der schlechten Bodenbestellung.

cardo'schen Lehre. Auch sieht Carey die Selbstverständlichkeit desselben ein, meint aber, es sei ebenso thöricht den Grund, wesshalb Preise für die Benutzung des Landes bezahlt werden, darin zu sehen, dass das eine Land andere Eigenschaften habe als das andere, als wenn Einer zu beweisen suchte, dass Preise für Ochsen bezahlt werden, weil ein Ochse schwerer ist, als der andere! etc. (I. 4) \*) Wahrlich, wenn Ricardo der „grosse Sophist“ ist, so verdient sein Antipode wohl den gleichen Titel, aber nicht das anerkennende Beiwort. Wenn alle Ochsen einen Preis haben, so muss für den schwereren ein grösserer gezahlt werden und im Verhältniss zu seinem Vorzug wird er auch selbst dann noch einen Werth behalten, wenn die übrigen selbst gar keinen hätten. Gleich auffallend ist die Schlussfolgerung, die in dem Satze liegt: „die Eisenbahn bringt auch die Kohle zu dem Kalke und erleichtert so die Zusammensetzung eines neuen Bodens, der nach Ricardo's Theorie schlechter sein müsste, als der ältere, in Wirklichkeit aber besser ist!“ (III. 42). Man mag sogar zugeben, dass durch einen solchen für die Zusammensetzung erforderlichen Kapitalaufwand die Kosten nicht relativ gesteigert würden, man mag zugeben, dass nach Ricardo jede Verbesserung nur eine Verschlechterung sein müsste (!), aber dann liesse sich auch und zwar nicht willkürlich, sondern ganz folgerichtig voraussetzen, dass nach Carey die Sahara oder gar das Meer das eigentlich fruchtbarste Land sei. Und soll für die Gültigkeit des kritisirten Gesetzes jener vermeintliche Widerspruch der Thatsachen entscheidend sein, so ist es sicherlich für das des Kritikers dessen eigene Ansicht, die er III 48 § 1 vorträgt. „Mit der Zeit“, heisst es dort, „wird das Städtchen zur Stadt und übt eine starke Anziehungskraft aus, die aber der Gegenwirkung von ähnlichen, wenn auch schwächeren Kräften, die anderwärts wirken, ausgesetzt ist. Auf die Jungen und unternehmenden Männer üben diese letzteren Kräfte einen starken Einfluss und ziehen sie von den fruchtbarsten Ländereien des Centrums nach schlechteren, die weiter entfernt sind!“ Wie stimmt denn dieser Passus mit seiner Doctrin und scheint er nicht eher aus der Ricardo'schen herausgerissen zu sein?

\*) S. oben S. 114 über Say.

Doch wir wollen uns nicht länger mit solchen Inconsequenzen, die sich unser Autor zu Schulden kommen lässt, und den Ausfällen aufhalten, die ihre Haltlosigkeit an der Stirn tragen. Wichtiger sind die Haupteinwände dieser ganzen Kritik, zu denen wir allerdings den Vorwurf Bastiat's, auch Fontenay's und Löll's, dass Ricardo den Bodenkräften an sich Produktivität zuerkannt habe, wohl schwerlich zählen dürfen (S. oben Einl. S. 15 f.). Soweit sich die Angriffe auf das Princip: „les agents naturels ont ou créent de la valeur“ beziehen, sind sie gerechtfertigt und nur zu unterstützen. Abzuweisen sind sie erst dann, wo sie, wie im weitläufigen Gespräche des Bruders Jonathan zuerst mit dem Yankee \*) und dann mit einem Pächter jenen Satz zu einem Ricardo'schen machen wollen. Auch M. Wirth hält noch an der einen vielbesprochenen Rentedefinition dieses Meisters so fest, dass er mit grosser Emphase ausruft: „Die ursprünglichen Kräfte des Bodens haben also Werth oder sie haben keinen Werth. Im letzteren Falle giebt es keine Bodenrente, im ersteren müssen sie auch einen Preis haben und wäre es der 1000ste Theil eines Pfennigs. Wir wissen nicht, wie man über dieses Dilemma hinaus will?“ Fürwahr man sollte darnach glauben, als wäre Ricardo's Werk nie geschrieben oder veröffentlicht worden!

Es beginnt die eigentliche Polemik für uns erst da, wo die Gegner auf den Unterschied der Productionskosten zu sprechen kommen und ist es höchst interessant, wie sie demselben die mannigfaltigsten und gesuchtesten Deutungen geben, um nicht aus Antagonisten Anhänger zu werden. Denn, da sie die Existenz solcher Differenzen nicht zu leugnen vermögen, so müssen dieselben auf eine Weise ausgelegt und motivirt werden, dass die Rente nie als solche, sondern stets nur als Gewinn gelten könnte. Oft werden sie aber auch selbst dann völlig übergangen, wenn ihre Berücksichtigung nicht allzufern zu liegen scheint. So vergisst Bastiat augenscheinlich die hier so wichtige Voraussetzung und Thatsache, dass der Boden nicht überall gleich fruchtbar und gut gelegen ist, wenn er in jener Unterhaltung den Yankee sagen

---

\*) Harn. écon. T. 6 d. Oeuv. compl. IX.

lässt: „pour avoir du maïs je m'adresserai à d'autres propriétaires et si je les trouve dans les mêmes dispositions que vous, j'en cultiverai moi-même“; wenn dann dem Jonathan allendlich das Licht aufgeht: „tant qu' il y aura des terres à défricher dans l'Union, je ne serai que le metteur en oeuvre des fameuses forces productives et indestructibles“; der Pächter ihm keine Rente zahlen will: „parce qu' avec un capital égal je puis mettre une terre juste dans l'état, où est le vôtre“; und endlich beim Verkaufe dem einfältigen Eigenthümer die Absicht für den Boden mehr zu erhalten, als er ihm selbst gekostet hat, „trotz Ricardo“ mit dem einen Satze vereitelt wird: „Il y a des terres à côté!“ Sind alle diese aneignungsfähigen Strecken von derselben Güte mit den bereits bestellten und auch vom Markte gleich entfernt, so hätte auch dieser letztgenannte Autor nicht anders gelehrt. Diese Bedingung ist aber durchaus nothwendig, wenn nicht die Ersparniss von Transportkosten oder grössere Ertragsfähigkeit schätzbare Vorzüge der einen Grundstücke vor den anderen begründen sollen. Der Schluss, das Résumé, darf demnach nicht bloss lauten: „aussi longtemps que dans un pays il y a abondance de terre à défricher, le propriétaire foncier ne jouit d'aucun privilège“ etc. und weiter unten: „le seul fait qu' il existe des terres sans valeur quelque part (!), oppose au privilège un obstacle invincible!“ ... Es muss vielmehr hier, wie dort der nothwendige Vordersatz dem Sinne nach heissen: so lange es in einem Lande einen Ueberfluss an Boden giebt, der in jeder Hinsicht gleiche Vortheile bietet.

Das Grundeigenthum an sich ist demnach noch kein Privilegium, — aber die urspüngliche oder hinzutretende Verschiedenheit in dem Erfolge seiner Nutzung kann kraft der „gesellschaftlichen Zusammenhänge“ die Veranlassung eines solchen werden. Die Macht des Windes erzeugt keine Werthe, wenn aber dem einen Schiffe derselbe günstig ist, das andere aber zum Dampfe seine Zuflucht nehmen muss, so hat jenes Gewinn. „Wenn das Wasser 10 Schritte von der Quelle nur einen, 100 Schritte von ihr aber zehn sous kostet, so ist diese Vermehrung des Werthes“ allerdings „nicht der Intervention der Natur zuzuschreiben“ (Bastiat), allein es leuchtet ein, dass die 10 oder 9 sous erspart wer-

den, wo die Mühe des Wasserträgers überflüssig ist \*). Wir erhalten eine ausserhalb des Menschen begründete Ungleichheit der Produktionskosten, die bei der nothwendigen Einheit des Preises die Ungleichheit der Reinerträge zur evidenten Folge hat. Gerade Bastiat widerspricht aber dem Grundsätze, den er verfiicht, dass nämlich die Arbeit allein Werth schaffe, — wenn er die beständige Wertherhöhung des Bodens damit erklären will, dass mit der Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums, mit der Erleichterung der Communication und des Transports der Grundeigenthümer auch aus den Dienstleistungen seines Bodens einen grösseren Nutzen ziehe (*tire un meilleur parti de ses services*). Er giebt allerdings vor, dass dies nur die Verwirklichung desselben Gesetzes sei, laut dem auch bei gleich bleibender Arbeit ein Arzt, ein Advokat, ein Sänger, ein Handwerker im 19. Jahrhundert besser, als im 4., in Paris besser als in der Bretagne, in Frankreich besser als in Marocco gelohnt werde (nicht durchweg), allein es ist doch zwischen der Arbeit und ihrer Anstrengung und der Anstrengung des blossen Besitzes, zwischen der „Dienstleistung“ eines Menschen und der eines Grundstückes ein Unterschied, der sich nicht verwischen lässt. Die Dienstleistungen der Natur sollen ja nie und nimmer zu bezahlen sein!

Wenn aber auch Bastiat weiterhin der Meinung Schöffle's, Banfield's u. A. ist \*\*), dass für eine Rentenbildung im Ricardoschen Sinne durchaus eine Beschränkung der Verkehrsfreiheit, eine „*extorsion légale*“ nothwendig sei, sie sonst selbst unter der Annahme, dass die ganze kulturfähige Oberfläche der Erde Privateigenthum geworden wäre, nicht stattfinden könnte, so lässt er nur fortwährend die Verschiedenheit 1) der Lage und 2) der Fruchtbarkeit ausser Acht \*\*\*). Diese Verschiedenheit, die Haupt-

---

\*) „Es ist klar“, bekennt der Gegner Löll ganz naiv (L. c. p. 130), „dass unser Gut verhältnissmässig ein um 85 Thlr. höheren, jährlichen Pacht und ein um 1700 Thlr. grösseren Kaufwerth hat, als jene Güter, die nicht (wie wir) das ganze Jahr über laufendes Wasser im Hofe haben“ und für den Wassertransport jährlich 100 Thlr. aufwenden müssen, während uns unser Wasserbedarf nur eine Ausgabe von 15 Thlr. verursacht.

\*\*\*) S. oben S. 200, 195, 271 u. unten.

\*\*\*) M. Wirth stimmt in Beidem bis auf die Beispiele mit seinem Vorbilde überein und fügt nur von sich aus hinzu, dass in einer Epoche, wie

basis den Rententheorie, ist eben, wie er es schliesslich selbst anerkennt, auch zugleich der Haupteinwand gegen seine eigene Doctrin. Auf dessen Widerlegung legt er daher das grösste Gewicht, auf sie müssen wir also auf's Aeusserste gespannt sein: sie ist der entscheidende Punkt im ganzen Streite. Allein worin besteht sie? — in seiner Lehre vom Werthe!! „Die ersparte Arbeit des Consumenten ist die unterlassene Arbeit, die nicht gethane Arbeit. Statt in der positiven Arbeit des Producenten, wie bei A. Smith-Ricardo, liegt jetzt in der unterlassenen, nicht gethanen Arbeit des Consumenten, d. h. in einem rein Negativen, der Maassstab des Werthes der Dinge! Das Dasein wird gemessen am Nichts! Und antworte man nicht, die ersparte Arbeit ist ja wieder gleich der Arbeit, die Einer aufwenden muss, um das Product herzustellen. Denn dann wäre ja die Bastiat'sche Theorie als doppelter Unsinn zugegeben. Denn 1) wäre es ein absoluter Blödsinn, als Maass etwas aufzustellen, was, statt selbst als Maass dienen zu können, vielmehr erst an einem anderen gemessen werden muss und 2) bliebe dann ja Alles einfach beim Alten, beim Ricardo'schen Princip von der Arbeit, wobei es nach Bastiat gerade nicht bleiben soll, es gäbe keinen „Dienst“ und Bastiat hätte nichts erfunden, während er doch absolut etwas erfunden haben will und soll.“ Soweit F. Lassalle gegen Schulze-Delitzsch p. 140 \*). Abstrahiren wir jedoch von dieser so treffenden Kritik, Ricardo's Lehre wird auch selbst „durch diese einfache Erklärung, der Werth sei das Maass der ersparten Arbeit,“ so wenig „aus dem Sattel gehoben,“ wie M.

die voransgesetzte „alle Vortheile, welche die Güte des Bodens und die Lage der Grundstücke gewähre, längst abgeschätzt und durch Capital bezahlt worden sei!“ (L. c. 2. B. 9. p. 317 f.). S. unten S. 328.

\*) Harm. écon. p. 132: Die atmosphärische Luft ist werthlos, der Taucher zahlt aber für dieselbe, „car il y va de la vie et il ne saurait se rendre à lui même un plus grand service.“ Und was zahlt er für diesen grössten Dienst?! Löll aber treibt die Anerkennung „der von Bastiat und Wirth aufgefundenen, richtigen Definition des Werthes“ (p. 130 L. c.) zu einer Blasphemie, die jeden Gebildeten empört (p. 137): „Ihr sollt euch unter einander die Füsse waschen, gleichwie ich euch gethan habe“, was heisst es anders, als: „Ihr sollt euch unter einander die gleichen Dienste leisten“!! Fürwahr diese Kategorie „Dienst“ „ist aufgedunsener, verschwommener und ungesund als John Falstaff's Bauch.“

Wirth es in seiner Vorrede (XIV) rühmt, dass sie sich selbst diese Definition zu Nutzen macht. „La valeur,“ so heisst es in den Harm. écon., „se fixe à la suite d'un débat entre deux contractans. Or chacun d'eux apporte à ce débat son point de vue. Vous m'offrez du blé. Que m'importent le temps et la peine, qu'il vous a coûtés? Ce qui me préoccupe surtout, c'est le temps et la peine, qu'il m'en coûteraient pour m'en procurer ailleurs.“ Hiermit ist aber offenbar Alles zugestanden, zugestanden, „dass von zwei auf den Boden verwandten Arbeiten, die eine um sehr Vieles reichlicher, als die andere gelohnt werden könne.“ „Il est palpable en effet q'on obtient plus de blé à égalité d'efforts sur une bonne terre végétale, que sur des sables arides ou de stériles rochers“ (p. 94). Vgl. p. 70 u. 71, wo der Unterschied der Fruchtbarkeit und der natürlichen Verhältnisse gut hervorgehoben ist und M. Wirth II. p. 407: „die eine Landstrecke kann beim Aufwande eines gleichen Betrags von Arbeit vielmehr Einkommen abwerfen, als jede andere“ \*). Dies und nichts Anderes behauptet auch Ricardo und seine Gegner haben ihn vollständig missverstanden, wenn sie ihn mit dem Schlusse, „dass der Werth des Bodens keinen exceptionellen Gesetzen gehorche“, auch allendlich vernichtet zu haben glauben. Das ist ja gerade das Verdienst des verkannten Meisters, dass er im Gegensatze zu seinen Vorgängern und vielen seiner Epigonen die Rente unter die allgemein anerkannten Grundsätze der Wissenschaft zu subsumiren verstanden und ihr in den auch sonst vorkommenden Ueberschussverhältnissen die weiteste Unterlage gegeben hat. „Dem neuen Ankömmlinge muss es gleichgültig sein, ob er auf besserem Boden als Pächter 5 Quarter erzielt und 1 Quarter abgiebt, oder ob er auf dem schlechteren, den es ihm zu occupiren noch frei steht, von vornherein nur 4 Quarter erntet“, — so lehrt Ricardo, so lehrt Bastiat. — Die Natur lässt sich Nichts zahlen, allein derjenige, der im Besitze ihrer wirksameren Kräfte ist, wird seinen Vortheil wahrnehmen, sobald sich

---

\*) Löll (l. c. p. 138): Dass A der Glückliche war, der mit wenigem Gelde (60 Thl.) viel (2000 Thlr.) und dass B. der Unglückliche war, der mit vielem Gelde (2000) wenig (60) gewann, danach fragen die Consumenten, danach fragt der Verkehr nicht etc.

die Nachfrage auch über diese hinaus erstreckt \*). Wenn eben die Fruchtbarkeit ebenso allgemein verbreitet, als gleich wäre, — hätte sie nimmer einen Werth, da aber die grössere einen entsprechenden Aufwand an Mühe erspart, so hört sie auf bloss „nützlich“ zu sein. Daher hat aber auch der Hinweis darauf, dass mit dem ökonomischen Fortschritte überhaupt jede Arbeit von der Bank an bis zur Handarbeit, ja dass selbst die geistige Arbeit, die liberalen Professionen besser belohnt werden, nicht die geringste Bedeutung, sobald und so lange der von Natur tüchtigere Gelehrte oder gar der Dichter noch grösseren Vortheil davon hat, als der unbegabte Büchermann oder der Versifex. Ja selbst der „géant basque“ und Tom Pouce, meint Bastiat, gewinnen in einer Hauptstadt mehr, als in einem Dorfe, — aber es ist nicht dieses zu beweisen, sondern dass gewöhnliche Menschengestalten mit ihnen erfolgreich concurriren könnten. Wenn man auch alle Bedingungen und Umstände gleich setzt, wie bei dem Verkaufe einer Waare auf demselben öffentlichen Markte, an demselben Tage u. s. w., so wird wohl derselbe „Dienst“ von dem Empfänger gleich bezahlt, aber dem ihn Leistenden nicht gleich vergolten; das Korn hat den einen Preis, aber die Productionskosten sind je nach dem Grundstücke höchst verschieden. Diese Ungleichheit bleibt also selbst in der Lehre des Einklangs bestehen und auch in ihr ein Zeuge dessen, dass ungeachtet des Axioms nicht jedes Einkommen auf Kapital und Arbeit zurückzuführen sei.

Allein diese einleuchtende Wahrheit dürfen die Gegner nicht zugeben und sie suchen daher zunächst darzuthun, dass der bestehende Gesamt-Ertragswerth des Bodens hinter dem Zinswerthe der auf ihn verwandten Kapitalien weit zurückstehe. Dass sie jedoch auch damit Nichts erweisen, unterliegt keinem Zweifel. Denn selbst wenn 1) das Gesetz: „un des effets du progrès c'est de diminuer la valeur de tous les instruments existants,“ sich, bei der doch sonst beliebten Gleichstellung von Werkzeug und Boden, mit der oben erwähnten Werthzunahme des letzteren in Folge des Fortschritts vollständig vertrüge, selbst wenn man 2) trotz Ver-

\*) Cnf. Dühring a. a. O. p. 232. S. oben S. 142. Anm. 1.

anschlagung der vorgekommenen Amortisationen es unbedingt einräumen wollte, dass kein Feld so viel eintauschen könne, als es gekostet habe, — selbst dann, sage ich, bleibt es wahr, dass, wenn unter Grundstücken eines eine Rente gewährt, diese dennoch kein Zins ist, sondern ihre Ursache und ihr Maass in den natürlichen, in den gegebenen Vorzügen dieses einen vor allen übrigen hat. Sie, die Rente dieses Grundstücks, liefert nur den Beleg, dass sein Angebot allein für die Nachfrage nicht ausreicht und diese auch unter ungünstigeren Verhältnissen befriedigt werden muss \*).

Die Geschichte, die Bastiat selbst vom Clos-Vougeot giebt, kann dazu nur als Bestätigung dienen. Wenn von 1000 Menschen, so lautet es dort (L. c. XIII), die je eine Hectare besitzen, diese urbaren und nach geraumer Zeit verkaufen, so mögen 998 niemals die eigenen Kosten ersetzt erhalten, wenn die frühere Arbeit weniger wirksam gewesen, als die jetzige es ist. Man sehe hier wiederum davon ab, dass auch dieser Autor dessenungeachtet eine beständige Wertherhöhung des Bodens anerkennt (S. oben 318) und höre: „Mais il se trouve deux propriétaires dont le travail a été plus intelligent ou, si l'on veut, plus heureux.“ Die Dienstleistungen dieser werden theuer verkauft, da sie sich selbst zu verschaffen einem Jeden mehr kosten würde. „C'est l'histoire du Clos-Vougeot, c'est le même cas que l'homme, qui trouve un diamant, qui possède une belle voix, ou une taille à montrer pour 5 sous etc.“ Lauter Quellen des Einkommens, die weder auf Arbeit, noch auf Kapital, sondern entweder in dem glücklichen Zufall oder einer Art natürlichen Monopols beruhen und es liegt die Frage nahe, wesshalb es nicht zuletzt auch allgemein heissen soll: qui possède un champ meilleur ou, en général, un agent, oder Fontenay zulieb: une force naturelle supérieure aux autres?

Da demnach der Versuch, die Rente als blossen Zins darzustellen, nicht ganz gelingen will, so muss sie endlich, um nur nicht Rente zu bleiben, zum Unternehmer-, ja gar zum Lotteriege-

---

\*) Wolkoff. a. a. O. p. 185: Dass thatsächlich kein Grundstück (emplacement) den Werth der auf dasselbe verwandten Kosten habe, sei eine Uebertreibung, die sich daraus erklären lasse, dass man die gesellschaftlichen Opfer von den privaten der Grundeigenthümer nicht unterschieden habe.

winn werden. Hier wird Bastiat noch durch M. Wirth an Erfindungsgeist übertroffen. Der erstere führt als Beispiel ein 10 Meilen von der Stadt entferntes Feld von 100 fr. an (XIII), das mit dem durch den Bau einer vorbeiführenden Strasse eröffneten Absatze im Werthe sofort auf 150 fr. steige. Der Eigenthümer unternehme Meliorationen und sein Grundstück koste nunmehr 200 fr., also das Doppelte. Was die Gerechtigkeit dieses Mehrwerthes betreffe, so unterliege sie hinsichtlich der Verbesserungen keinem Zweifel, den Vortheil der Communication habe er aber durch seine Steuerzahlungen erkaufte. Diese seien nur Actien, durch die er an den Staatsunternehmungen Theil nehme und berechtigt werde die jährliche Rente als blosse Dividende anzusehen. Die Strasse gehöre also eben so gut zu den Meliorationen, die er direkt auf eigene Kosten ausgeführt habe, und Aehnliches gelte denn auch von jeder gouvernementalen Intervention; so werde die Sicherheit, welche gleichfalls zur Wertherhöhung der Grundstücke, Kapitalien und Arbeit beitrage, auch durch den Kapitalisten, Arbeiter und Grundeigenthümer bezahlt. Wahrlich, eine eigenthümliche Anwendung des auf die Genusstheorie begründeten Steuersystems! Wird hier auch nur im mindesten der Zusammenhang angegeben, in dem die Rente, ein Ueberschusseinkommen, mit den gleichen Abgaben stehe und kann nicht der eine Boden durch dieselbe Strasse verlieren, durch die der andere gewinnt? Güter, die hart aneinander grenzen und in gleichem Maasse durch die ganze Staatsthätigkeit begünstigt werden, können noch immerhin einen sehr verschiedenen Reinertrag gewähren und man müsste denn den ganzen Staat für die grossartigste und eine grossartig ungerechte Lotteriestalt erklären, um auch diese ausserordentlichen Gewinne als bloss erkaufte Prämien hinnehmen zu können. Wollte man aber dagegen einwenden, dass diese bevorzugten Grundeigenthümer daher auch höhere Steuern entrichten, der Tenor, der Riese u. s. w. für seine Sicherheit mehr als sonst ein Bürger zahle, so wäre dies nur ein Cirkelschluss, denn woher die grössere Einnahme, die sie dazu verpflichtet? \*)

\*) Nicht viel besser ist Fontenay's Annahme (l. c. p. 171), dass die »dépenses d'utilité publique, les chemins, les ponts, les canaux, les institutions

Wenn Bruder Jonathan (IX) sich in Arkansas für einen Dollar per Acre ankauft, so soll er dieses Geld für den von der Regierung gebotenen Schutz zahlen, für die benachbarten Communicationsmittel, die Erleichterung der Postverbindung etc. und, wäre die Strasse näher, der Schutz wirksamer, die Post zugänglicher, so würde der Werth des Bodens noch grösser sein. Sehr wahr! Allein es wird doch hier nichts Anderes, als eben der Vortheil der Lage, erkaufte, er ist der Grund des höheren Kaufpreises und nicht dessen Folge. Nach dieser Theorie müsste aber noch eher das entlegenere Land mehr kosten, da auf die weiteren Wege etc. auch mehr Kapital verwandt zu werden pflegt. Es ist unbedingt eine höchst engherzige Ansicht vom Staate, wenn jedes Glied desselben sich nur seine eigene Stellung erkaufen soll. Die Solidarität der Interessen, die Harmonie des Ganzen finden gerade in dem Gegentheile ihren Ausdruck, dass alle die Staatsgenossen in gleichem Maasse an der Wohlthat der Vergesellschaftlichung Theil nehmen und die reicheren und mächtigeren unter ihnen auch für Zwecke beitragen, die nicht direct ihnen, sondern den schwächeren und ärmeren zu Gute kommen.

Nicht ohne Grund lässt daher auch selbst M. Wirth, der doch sonst nur wenig von dem Amerikaner und Franzosen abweicht, diese Rentenerklärung des letzteren fallen, um sie jedoch durch keine stichhaltigere zu ersetzen. Schon gleich zu Anfang des 9. Cap. im 2. B. seiner Grundzüge wirft er nämlich — im Anschluss an den Ricardo'schen Satz, dass die Bodenrente stets die durch Anwendung zweier gleicher Quantitäten Arbeit und Kapital in den Producten erhaltene Differenz sei, — die recht bezeichnende Frage auf: „warum soll denn diese Differenz gerade in der Verschiedenheit der Güte des Bodens ihren Grund haben, warum nicht in der Geschicklichkeit und Klugheit des Bebauers?“ Es leuchtet ein, dass diese Frage in Nichts über der anderen steht: warum soll denn die Verschiedenheit in der natürlichen Begabung

---

de crédit, de police, de justice, les travaux politiques ou scientifiques, les traités de paix et de commerce“ etc. etc. als aus „véritables capitaux foncier<sup>s</sup> employés indirectement à la plus-value de la terre“ bestritten, betrachtet werden müssen. Es wäre denn, dass er der physiokratischen Ansicht huldigte, dass alle Steuern auf dem Boden lasten!

nicht durch die Erziehung hervorgerufen werden? Es leuchtet ein, dass auch bei vorausgesetzt vollkommen gleicher Tüchtigkeit ein Producent mit einem besseren Werkzeuge mehr als mit einem schlechteren hervorbringen und dass auch, unbeschadet der Rente, der Ueberschuss, welcher der Persönlichkeit des Unternehmers zuzuschreiben ist, von vornherein als sein Gewinn abgezogen werden kann. Allein dass dies noch kein Einwand ist, das scheint auch Wirth nicht entgangen zu sein und wir müssen erst weiter lesen, um auf den eigentlichen Sinn zu kommen, welcher hinter jener Frage verborgen ist. Dieser wird uns nicht eher offenbar, als bis es heisst: „der genannte höhere Ertrag ist nur der Arbeitslohn, die Prämie für die Dienstleistung des Verstandes, mit welchem A das bessere Grundstück ausgewählt hat (Schäffle!); wenn B aber überhaupt Land von solcher Beschaffenheit nicht mehr vorfindet, so ist der höhere Ertrag der Lohn für die Klugheit, die A hatte, zuerst zu kommen“!! — Nur dieser letztere Fall ist von Bedeutung, da die Annahme zu gewagt erscheint, dass, wo ein Ueberfluss an gleich gutem Boden vorhanden ist, ein Ansiedler aus blosser Dummheit — und auch diese ist angeboren, — gerade den schlechteren occupirt. Für die Nachkommen wird die Auswahl immer geringer und hört endlich ganz auf. Es ist aber wohl auch nur eine Prämie der Klugheit, welche den erstgeborenen Geschlechtern dafür zu Theil wird, dass sie vor den späteren Generationen das Licht der Welt erblickten, wenn ihnen das „res nullius cedit primo occupanti“ im ausgedehntesten Maasse hold ist? Soll nicht zudem nach der Ansicht derselben Gegner gerade das schlechteste Feld zuerst, das bessere erst später bestellt werden, so dass am Ende doch noch die Dummheit die Prämie davontrüge?

Soeben ist noch die Rente Verdienst, Lohn für den Verstand und gleich darauf ist sie wiederum ein Lotteriegewinn \*), ein Spiel des Zufalls und des reinen Glücks? Denn der Gewinn, so heisst es, ist ein für allemal gemacht, A konnte eben so gut in der Lotterie gewinnen; auch das Auffinden einer Diamantengrube ergiebt keine Bodenrente, — es fällt in dieselbe Kategorie, wie der Lotteriegewinn.

\*) Cnf. Fontenay L. c. p. 254 f.

winn, — 10,000 verlieren ihren Einsatz: es ist Unternehmergewinn. Das Glück, das grosse Loos zu ziehen, ist also, wenn man beide Erklärungen zusammenhält, der Lohn für die Klugheit, gerade diese und keine andere Nummer gezogen zu haben. Aber ist es denn überhaupt nicht auffallend, dass hier vornehmlich der Ackerbau, vornehmlich eben der Wirthschaftszweig den Anlass zum Vergleich mit einem Glücksspiele giebt, der sonst und mit Recht gerade seines sicheren und conservativen Characters wegen dem rastlosen und „acuteren“ Gewerbfleiss und gar Handel entgegengesetzt wird \*). Die Industrie und Börse sind das weite Tummelfeld der Glücksritter, der Landbau hat deren wenige aus dem einfachen Grunde, weil sich in ihm, dem die äussere constante Natur die „Haupttrichtschnur“ ist, das Glücksrad viel langsamer als dort bewegt, wo diese „der lebendige Verkehr“ ist. Auch wäre es fürwahr eine eigene Lotterie, in welcher wenigstens der Hauptsache nach die guten und schlechten Nummern erkennbar sind und gleichviel in welcher Ordnung ziemlich regelmässig an die Reihe kommen. So lange noch gezogen werden kann, ist das Risiko gering, da man nach gewissen Merkmalen einsichtsvoll wählen kann; daher müssen die nachkommenden Spieler die übrig gebliebenen Loose nehmen, wenn sie auch sehen, dass diese zunächst Niete enthalten; und allendlich, wenn alles Land occupirt ist, haben die Grundeigenthümer als solche, — und auf diese kommt es nur an, — bloss Gewinne oder Nichts, aber keinen Verlust. Allein es sei dieser Vergleich auch richtig, steht solcher Gewinn dem Lohne oder dem Zinse gleich? und soll er nicht in letzter Linie auf Kosten derer stattfinden, die verlieren?

Doch dies ist noch nicht Alles. Oben wird die Grundrente als Rente der höheren Begabung hingestellt, p. 317 (I) dem geübteren Holzhacker in seiner grösseren Kraft, „wenn man es so nennen will“, ein Monopol zuerkannt und noch in demselben Kapitel scheut sich der Verfasser so sehr, in den natürlichen Vorzügen

---

\*) Cnf. Roscher II § 19. Einen anderen und guten Sinn hat es, wenn Galiani ein blosses Ackerbauvolk mit einem Hazardspieler vergleicht. (Anm. 5).

eines Menschen dasselbe Monopolprincip, wie auch in denen eines Grundstücks etc. anzuerkennen, dass er ausruft: „sollen wir nun den grösseren Lohn, den solche höhere Gaben erwerben, eine Leibes- oder Geistes-Rente, ein Monopol nennen? Gut, dann wollen wir auch die Existenz der Grundrente zugestehen. . . .“

Die Zwangsgesetze, die Einfuhrverbote, unter denen allein die Ricardo'sche Theorie soll verwirklicht werden können, werden an einer Stelle als eine gesetzliche Erpressung, die von der mit Hülfe der Pistole nicht viel verschieden sei, von vornherein verworfen; an einer anderen dagegen wird selbst die Eroberung als ein Unternehmen gerechtfertigt, in dem das Kapital das Leben, das occupirte Grundstück die Prämie für die Gefahr sei und das Eigenthum mit dem kostbarsten Gute, mit Blut gekauft werde. Ein hübsches Bild, doch jeder Räuber, jeder Strassendieb ist dann ein Producent von ähnlicher Natur. Aber selbst wenn man mit M. Wirth in dieser seiner Anschauung übereinstimmt, man sieht nicht ein, womit er denn Ricardo widerlegen will. Allerdings wird hier die Rente von ihm als Zins, als Lohn für die frühere Dienstleistung hingestellt, allein sie bleibt immerhin und in jedem Falle nicht an diese, sondern an den Boden geknüpft und musste bestanden haben, ehe sie auf solche Weise erworben ward. Dasselbe und zwar noch in höherem Grade gilt auch von dem eigentlichen Kaufe, denn mag selbst jede Rente im Laufe der Zeit capitalisirt worden sein, so spricht dies nur für ihre factische Existenz, nicht für das Gegentheil. Der Käufer bezieht sie wohl zunächst bloss als Zins, der Verkäufer aber erhält in dem Zinse des um ihren ganzen capitalisirten Betrag vermehrten Kapitals fortdauernd auch noch die Rente, deren er sich nie und nimmer erfreut hätte, wenn sein Grundstück eins von den schlechtesten gewesen wäre. Auch bringt das bessere den Ueberschuss ein, nicht „weil es einen höheren Capitalwerth, als das andere hat und deshalb höheren Ertrag liefern muss“, sondern umgekehrt, weil es einen solchen gewährt, steigt auch sein Capitalwerth. „Ein Grundstück, das bei gleichem Betriebskapital und gleichem Arbeitslohn weniger abwirft, ist weniger werth, ein Grundstück, welches bei gleichen Produktionskosten einen höheren Ertrag liefert, hat einen höheren Werth“, — „so dass“, fügt noch unser Autor hinzu, „nach Ab-

zug der höheren Zinsen sich kein Ueberschuss ergibt“. Es ist dies in der That sehr richtig, aber ist es nicht die Rente, nicht die Differenz, welche dieses zweite Gut im Kaufpreise steigen lässt?

Ferner will Wirth die Erhöhung des Bodenwerthes, aus welcher man die Rente folgere, auch noch als „Prämie“ hinstellen, nämlich als Entschädigung für früheren oder künftigen Verlust durch Krieg, Seuchen, Pauperismus, Handelskrisen etc. betrachtet wissen. Allein auch dieser Gedanke scheint kein glücklicher zu sein. Denn mag man selbst für den Grundbesitz eine solche ausserordentliche Assecuranz, aber doch nur gegen Ereignisse, die ihn wegen seiner Gebundenheit am meisten treffen könnten, für nothwendig halten, so scheint sich die Rente in der Wirklichkeit dennoch nicht als solche gestalten, der Idee nicht unterordnen zu wollen. „Der Betrag der Rente hängt so wenig von dem Risico ab, dass sie gerade dort und dann vorzugsweise hervortritt, wo und wann von einer Gefahr eigentlich keine Rede mehr sein kann“. Grundstücke, die an der Grenze liegen und der Entwerthung noch am ehesten ausgesetzt sein könnten, ertragen Nichts oder nur wenig über den Gewinn und Häuser, die im Centrum einer grossen Stadt, Land, das unter den Mauern derselben liegt, gewähren die grössten Ueberschüsse. Allerdings würden sie auch relativ am meisten verlieren, wenn sich in Folge irgend einer Ursache die sie begünstigenden Verhältnisse ändern sollten, allein es ist offenbar dennoch nicht gestattet, die Rente damit zu begründen, dass sie nur eine Versicherung ihrer selbst sei!

Wirth gesteht es endlich selbst, dass sie durch kein an sich nothwendiges Moment zu motiviren sei, denn, wenn er es auch nicht für wahr haben will, dass sie für einen natürlichen Vortheil bezahlt werde, so lehrt er doch (IV B. III A.) selbst, dass es bloss für einen „zufälligen“ geschehe. An und für sich, meint er, biete die Lage am Flusse noch keine Vortheile, sondern erst, wenn ein Mittelpunkt geschaffen werde, steige das Grundeigenthum in der Nähe desselben im Preise, weil Kapital aufgewandt werde, um nun ein Waarenhaus zu bauen und es mit Waaren anzufüllen. Die Capitalanlage, die sei also auch hier die Bedingung, von der Alles abhängt! Insofern nun in der That auch der fruchtbarste Boden werthlos bleiben muss, so lange der Mensch

zu ihm in keine Beziehung tritt und die Nachfrage ihn unberührt lässt, hat der Verfasser unbedingt Recht. Uns entgeht jedoch völlig sowohl der Unterschied, den er zwischen Nähe des Kapitals und Gunst der Lage macht, als auch der Angriff auf Ricardo, der in demselben enthalten sein soll. Er polemisiert dagegen, dass die Fruchtbarkeit an und für sich Werth erzeuge und Werth habe. Doch dies ist so wenig des Letzteren Lehre, dass sie sich mit dem folgenden Satze des Gegners sehr wohl vertragen kann: „der Vortheil der Lage eines Grundstücks ist also nichts anderes, als Nähe von Capital, und dieselbe Wirkung wird hervorgebracht, ob das Capital zu dem Lande gebracht wird, oder das Land zum Capital, d. h. durch Anlegung von guten Strassen oder Canälen“. Ja es stimmt mit ihr überein: „wenn Land vom 6-ten Grade von Fruchtbarkeit in der Nachbarschaft von London eine reichlichere Quantität von Gütern für Arbeit erstatten kann, als man vom Boden 1-ter Qualität in Illinois erhält“. Die Nähe des Marktes oder, wenn man es lieber will, die Nähe des Kapitals ist auch von den ältesten Autoren so wenig ausser Acht gelassen worden, dass man ihr stets die Macht zuschrieb selbst eine grosse Fruchtbarkeit aufzuwiegen. Die gegebene Beschaffenheit eines Landes, einer Gegend scheint aber immerhin bedeutend in's Gewicht zu fallen, denn was bewegt Capital und Arbeit sich gerade hier und nicht anderwärts, in Amerika und nicht in der Sahara niederzulassen?

Nenne man es jedoch „natürlichen“, nenne man es zufälligen Vortheil, — die Rente bleibt doch immer nur in einer Differenz der Produktionskosten begründet, welche von Verhältnissen abhängt, die sich dem Einflusse des Produzenten vollständig entziehen. Doch nein, wir irren noch immer, denn wir vergessen, dass „die Städte nicht vom Himmel fallen“ (Fontenay p. 258), dass es vielmehr „die Eigenthümer des Landes“ sind, welche sie bauen und daher auch in dem Maasse, als sie zu deren Begründung und Entwicklung beigetragen haben, der ausserordentliche Vortheil der Marktnähe durchaus nicht unverdient sei. Wir übersehen — und dies werfen uns die Gegner von Banfield bis auf Schäffle vor, dass ein Gemeinwesen nicht von selbst, nicht ohne Zuthun seiner Glieder zum Wohlstande, zur Grösse und Blüthe

heranwächst. Kein Zweifel, aber um dieser Bemerkung auch nur den geringsten Werth beilegen zu können, wäre zu beweisen, dass auch wirklich wenigstens als die vornehmlichen Urheber und Förderer des städtischen Lebens die Grundeigner betrachtet werden müssen und dass unter diesen auch wirklich gerade die verdienstvollsten in der Rente noch nachträglich ihren Lohn erhalten. Um dem Vorwurf zu entgehen, als stützen wir uns auf Störungen, welche bloss in menschlichen Gesetzen und Einrichtungen beruhen, wollen wir hier nicht auf die Geschichte der Städte eingehen und wäre das zu weitläufig, um einem Einwande zu begegnen, der so einfach und schon aus der Natur der Dinge zu widerlegen ist. Dass keine grosse Stadt ohne die in ihr lebenden Städter gross geworden und noch gross wäre, ist freilich sehr richtig und gereichen die Vortheile einer solchen mehr oder weniger allen ihren Einwohnern zu gute. Allein ebenso wenig, als sich die ersten Ansiedler dadurch, dass sie selbstverständlich einen geeigneten Ort zur Niederlassung aufsuchen, so besonders hervorthun, dass sie und namentlich ihre Nachkommen eine bevorzugte Stellung beansprechen könnten, eben so wenig ist auch das Emporblühen dieser oder jener Stadt, dieses oder jenes Stadttheils denjenigen zuzuschreiben, die bloss den Standort occupirt hatten. Der Verkehr hat sein eigenes Leben und die ihn begünstigen, bleiben durchschnittlich nicht unentschädigt, auch ohne dass Einzelnen und zwar gerade denjenigen eine Prämie zufallen müsste, welche, als das hauptsächlich conservative, stabile Element, denselben mitunter sogar gehemmt haben. Und mögen wir hierin irren, so liegt es doch auf der Hand, dass, da nicht alle Menschen zu einer Zeit und an einem Ort leben können, es denen nicht zur Schuld angerechnet werden kann, welche im wirthschaftlichen Centrum keinen Platz mehr finden. Ist es zudem einseitig die Stadt, welche das Gedeihen eines Landes hervorruft, ist es z. B. London und seine Einwohnerschaft allein, welche das Emporium der Welt nach den Ufern der Themse verlegt haben? Ja, mag selbst diese Frage mit „ja“ beantwortet werden, so setze man endlich Alles gleich, was persönlich, was menschlich ist — und die einzige Wahrheit, dass die Menschheit zu ihrer Existenz des Raumes bedarf, wird günstig gelegenen Orten ein Uebergewicht sichern, das in letzter Linie

einzig und allein der Natur zu verdanken sein wird. Wollte man aber erst einzelne Thatsachen als Beispiele herausgreifen, so fiel die Nichtigkeit der gegnerischen Behauptung wo möglich noch mehr auf. Man beachte etwa, wie sich das neue Paris auf den Wink eines Einzigen verändert, wie Petersburg entstanden, beachte, von welcher Bedeutung die Richtung der Handelswege, der Kunstsinn eines Fürsten, das Klima u. s. w. ist und ob die Eisenbahnen, die London durchkreuzen, nur vorwiegend das Werk derjenigen sind, die in der Wertherhöhung ihrer Grundstücke den ausserordentlichen Nutzen daraus ziehen u. w. dgl. m. Wohl für so manche Stadt lässt sich die blosse Furcht als Motiv ihrer Begründung anführen, aber dass sich gerade die Eigenthümer des Landes so besonders um die Vergesellschaftlichung verdient gemacht haben, dass die Rente nur Entgelt wäre, diesen Nachweis müssen die Gegner führen.

Zum Schlusse dieser nicht eben interessanten Polemik führen wir noch M. Wirth's eigene Worte an. Neben anderen Gründen für die Anlegung der Grundsteuer nach den Kaufpreisen nennt er nämlich auch die Verschiedenheit der Verhältnisse eines und desselben Landes, die durch die Parcellar-Katastrirung nicht genügend berücksichtigt werde. „Die Nähe der See,“ heisst es a. a. O. II p. 444, „oder grosser schiffbarer Flüsse, grosser Handels-Depots und Fabrikanlagen begünstigt die benachbarten Grundstücke, ein industrieller District ist überhaupt stets im Stande, einen höheren Betrag an Grundsteuer zu tragen, als ein rein ackerbautreibender; die Verschiedenheit des Klima's, welches Aecker von ganz gleicher Bodenbeschaffenheit doch an Fruchtbarkeit sehr ungleich machen kann, die vertikale Lage, sowie die horizontale wirken ähnlich: Aecker im Flachlande sind einträglicher als solche im Gebirge, weil der Transport bequemer ist und die Productionskosten geringer sind“ u. s. w. Alle diese Differenzen, die hier aufgezählt werden, bedingen eben die Rente und man mag diese sonst deuten und erklären, wie man will, ihre Existenz hat einzig und allein in jenen ihre Ursache.

Solcher Art sind die Haupteinwände \*) gegen Ricardo's ein-

\*) Alles Vorhergehende übertrifft noch Fontenay's Erklärung (L. c. p. 249), dass der Grund, wesswegen man für die Aneignung eines unbebau-

fache Erklärung, dass die Rente dadurch entstehe, dass in einem Erwerbszweige der eine und derselbe Naturfactor nicht jede Arbeit in gleichem Maasse unterstütze, dass, noch allgemeiner, die zur Herstellung eines bestimmten Angebots erforderlichen Productionskosten durch mannigfache von dem Producenten selbst unabhängige Verhältnisse höchst verschieden sein können und müssen. Die Differenz der Bodenerträge je nach Fruchtbarkeit und Lage geben die Gegner zu und erkennen somit die Basis der Rententheorie an, aber sie wollen, wie erwähnt, in dem reactionären Ueber-eifer gegen die alte Lehre es in keiner Hinsicht zulassen, dass auch die Distribution durch die Natur beeinflusst werden könne. Da es ihnen aber, wie es uns dünkt, durchaus nicht gelungen ist, die Grundrente als Zins oder Unternehmergewinn auf die Arbeit zurückzuleiten, so scheint die angefochtene Auffassung durch diese Angriffe nicht mehr als durch die früheren erschüttert zu werden. Darnach kann aber auch im Uebrigen die Kritik von keinem Erfolge mehr sein, zumal sie sich entweder auf unwesentliche Punkte bezieht, oder und zwar nicht zum geringsten Theile auch weiterhin auf nur allzudeutlichen Missverständnissen beruht. Das bedeutendste unter denselben ist eben der Glaube, dass Ricardo selbst noch ein Anhänger des von ihm gebrochenen Vorurtheils gewesen sei. So sollte man sich kaum vorstellen dürfen, dass auch M. Wirth, nachdem er doch in den vorher angeführten Ausfällen eine bessere Einsicht bekundet hat, ähnlich wie Arnd, der Meinung sein kann, dass die Lehre Thünen's nicht etwa eine Ergänzung — nein, eine Widerlegung der Ricardo'schen sei (2. Bd 2. B. K. 4)!

Aehnlicher Beweise von einer Verkennung der eigentlichen Doctrin, gegen die sie gerichtet sind, finden sich noch viele so-

---

ten, aber z. B. für den Getreidebau sehr geeigneten Bodens zahle, nicht in dem Vorzuge dieses letzteren, sondern darin liege, dass die Gesellschaft einen Lohn für die jahrhundertelange Mühe, für die Blut- und Schweissströme verlange, mittels deren sie das Getreide und dessen Nützlichkeit entdeckt, dasselbe sich zum Bedürfniss gemacht und die Mittel gefunden habe, um dieser Kultur bestimmte natürliche Bodeneigenschaften zu unterwerfen; dafür verlange, dass sie gelchrt habe dieselben an gewissen Merkmalen zu erkennen und dem Producenten Samen, Dünger, Werkzeuge, Arbeiter u. s. w. zur Disposition stelle!!

wohl in den „Harmonien“ und den „Grundzügen der National-Oekonomie,“ als auch in Carey's Socialwissenschaft. Es sei uns aber den Lesern zulieb erspart, auch auf die übrigen Irrthümer und Ungenauigkeiten, welche sich ihre Verfasser zu Schulden kommen lassen, einzeln hinzuweisen. Wir übergehen hier die schon früher besprochene Ansicht, dass nicht der jeweilig ungünstigste, sondern grade der günstigste Anbau den Preis bestimme. Wir wollen auch nicht bei dem für die Polemik so verfehlten Hinweise darauf verweilen, dass nicht nur der Boden, sondern mit Ausnahme der Luft (?) auch alle Dinge dieser Erde, alle Stoffe beschränkt seien, mit denen sich nur überhaupt die Nationalökonomie zu beschäftigen habe. Es ist dies eine Wahrheit, die sicherlich nur anzuerkennen ist, aber dessen ungeachtet wohl schwerlich zu dem Schlusse berechtigt: „da aber solche Stoffe aus der Erdoberfläche oder Erdrinde kommen, so sind Grundstücke nicht in beschränkterer Zahl vorhanden, als alle übrigen Stoffe.“ (!) Auch dürfen wir wohl hier die Meinung unerörtert lassen, dass es eine „plausiblere Anschauung“ wäre, die Existenz der Bodenrente einfach aus „der vergrösserten Nachfrage nach Grundstücken“ herzuleiten, eine solche „Begriffsbestimmung die Ricardo'sche Theorie ganz überflüssig machen würde.“

Das Einzige, worauf noch näher eingegangen werden muss, sich aber auch von des Letzteren Standpunkt sehr gut erläutern lässt, ist die so gern hervorgehobene Erscheinung, dass der Bodenwerth fortwährend gestiegen sei, ohne dass man eine entsprechende Preiserhöhung des Getreides constatiren könne. Hier aber müssen wir uns wiederum Carey zuwenden, da er auch diesen Gegenstand gründlicher und in grösserem Zusammenhange mit der ganzen Auffassung behandelt und in allen den Beziehungen am erschöpfendsten ausgebeutet hat, welche zu Gunsten derselben reden können. Er scheint nun allerdings, wenn er (III 42) den grössten Quotenbetrag der Grundrente gerade in die ersten Stadien der Entwicklung verlegt, von einer ganz anderen Ansicht, als seine Meinungsgenossen auszugehen, allein es ergibt die folgende Ausführung, dass nur eine Begriffsverwechslung an dieser Abweichung schuld ist.

Das erste kleine Gut, so lehrt er nämlich, habe Jahre fast

ununterbrochener Anstrengung gekostet und doch für eine gewisse auf seinen Anbau verwandte Arbeitssumme nicht mehr als 100 Bushel zu liefern vermocht. Indem aber nach und nach die geistige Kraft der blossen körperlichen zugesellt werde, könne dann mit geringeren Kosten ein Gut hergestellt werden, das 200 Bushel ertrage. So gehe es immer weiter ... mit jedem successiven Stadium der Verbesserung nehme der Werth des Menschen im Verhältnisse zum Kapital zu, — gewinne die gegenwärtige Arbeit Macht über die Ansammlungen der Vergangenheit und müsse die Grundrente, wenngleich sie an Quantität wachse, an relativer Höhe dennoch geringer werden. Während noch demnach der erste Grundeigenthümer  $\frac{3}{4}$  des Arbeitsertrages beansprucht und erhalten habe, sehe sich schon der Zweite genöthigt sich bloss mit  $\frac{3}{5}$ , der Dritte sich bloss mit der  $\frac{1}{2}$  desselben zufrieden zu stellen und so fort, wie es die folgende Tabelle zu zeigen bestimmt ist:

	Gesamtertrag:	Antheil des Capitals:	der Arbeit:
Erstes Stadium	100	75	25
2tes „	200	120	80
3tes „	300	150	150
4tes „	400	180	220
5tes „	600	240	360
6tes „	1000	333	667

Sehr schön, doch wovon ist hier die Rede? Dies alles hat ja, wie der Verfasser selbst von dem „Antheil des Kapitalisten“ spricht, nur auf das Verhältniss des Kapitals zur Arbeit Bezug und auch für dasselbe nur dann eine Gültigkeit, wenn das Angebot der Arbeit hinter der Nachfrage zurückbleibt. Die Rente aber, „die Entschädigung für die Nutzung des Landes,“ kann in diesem Passus schon desswegen auch nicht im mindesten berührt sein, weil sie laut Carey von dem Arbeiterlohne abhängen müsste, dieser aber in gleicher Weise in allen Erwerbszweigen nur den Gewinn bestimmt.

Wenn die Bezeichnungen nicht willkürlich vertauscht werden, so sind „die Ansammlungen der Vergangenheit“ und das Einkommen, zu dem sie berechtigen, mit dem Grund und Boden und seiner möglichen Rente nicht wohl zu identificiren. Soll es jedoch dessen ungeachtet geschehen, so müsste die Volkszunahme

sehr langsam vor sich gehen, damit das Kapital gerade in dem Maasse, als es wirksamer, für die Production wichtiger werde, durch die Distribution mit einer um so geringeren Quote an den Erzeugnissen bedacht werde. Carey allerdings schliesst aus jener rein fingirten, à la Quesnay auf reiner Willkür basirten Tabelle und den in ihr angegebenen Antheilen auch auf die Kraft der Productionsfactoren zurück und meint, dass die des Kapitals nur wenig über das 4fache, die der Arbeit hingegen um mehr als das 26fache gestiegen sei. Allein, was heisst denn hier die Zugesellschaft der geistigen zur körperlichen Arbeit anders, als die Erfindung und Vervollkommung der Werkzeuge und Maschinen, und die wachsende Macht des Menschen, die Natur- statt der physischen Menschen-Kräfte in Dienst zu nehmen? Das geschieht aber eben durch das Kapital, dies ist der Träger des siegenden Geistes und es ist an sich eine eigenthümliche Behauptung, dass der Besitzer einer gewaltigen Maschine dem Arbeiter einen desto grösseren Antheil an dem Producte überlassen soll, je geringer derjenige ist, den er an dessen Herstellung genommen hat. Der Zins kann vielmehr nur dadurch erniedrigt werden, dass in einem, darin für alle übrigen so maassgebenden, Erwerbszweige, wie dem Ackerbau, von der gewonnenen Gütermenge für den Kapitalisten in demselben Verhältnisse weniger nachbleibt, als sie selbst relativ abnimmt, dem Arbeiter aber schon um seiner Existenz oder lieber um seiner Lebensansprüche (standard of life) willen noch nahezu derselbe Betrag verbleiben muss. Ist somit das Sinken des Kapitalzinses, wie mehrfach erörtert, an die abnehmende Productivität der Arbeit gebunden, so ist es nur eine von selbst resultirende Folge davon, dass die Eigenthümer der besseren Grundstücke, diese als Productionswerkzeuge betrachtet, einen um so grösseren Theil ihres Einkommens als Ueberschuss, als Rente ansehen können, je weniger sie von demselben als üblichen Zins in Abzug zu bringen haben.

In diesem Sinne hat Ricardo vollkommen Recht, „dass der Antheil des Grundherrn steige, wenn die Productivität der Arbeit abnehme“ und, wenn es sich, wie bei Carey, nicht um diesen Antheil, sondern den Kapitalgewinn handelt, so lehrt er auch gleich diesem seinem Antagonisten, dass derselbe aus dem gleichen

Grunde sinken müsse. Die Verwechslung jener beiden Begriffe geht aber in des Letzteren Werk so weit, dass in demselben Kap. p. 182 gerade die umgekehrte Behauptung, dass diese Quote, die des Kapitalisten, mit dem Zuwachse des Reichthums und der Bevölkerung grösser werden müsse, zum „Hauptprincip der Ricardo-Malthus'schen Doctrin“ erhoben wird!

Wie ungenau überhaupt die vorliegende Kritik derselben ist, tritt mit am deutlichsten aus der Vergleichung folgender Zahlen hervor, welche einerseits die Kraft des Grund und Bodens und andererseits die der Arbeit erst nach der bekämpften Doctrin und dann nach der Beobachtung angeben sollen:

	1) Ricardo's Doctrin:			2) Beobachtung:		
	Kraft d. Bodens:	d. Arbeit:		Kraft d. Bodens:	d. Arbeit:	
1. Periode:	100	—	100	30	20	10
2. „	190	10	180	70	42	28
3. „	270	30	250	120	60	60
4. „	340	60	280	180	80	100
5. „	400	100	300	250	100	150
6. „	450	150	300	330	120	210
7. „	490	210	280	420	140	280
8. „	520	280	240	510	155	355
9. „	540	360	180	620	170	450
10. „	550	450	100	740	180	560
11. „	550	550	—	870	190	680

Was bedeutet denn hier das Wort „Kraft“? Fasst man es in dem Sinne etwa wie Leistungsfähigkeit auf, so gelten sowohl für Ricardo's, als auch Carey's Auffassung ganz andere, nämlich folgende Tabellen:

Für die erstere (100—0)	Für die zweite (0—100)
90—10	10—90
80—20 u. s. w.	20—80 u. s. w.

D. h. in jener würde mit dem Uebergange zu ungünstigerer Kapitalanlage fortschreitend die Arbeit, hier in der letzteren mit dem Uebergange zur erfolgreichen, der Grund und Boden, die Natur zur Herstellung des Productes mehr beitragen müssen. Will man das eine Mal dasselbe Wort als Widerstandskraft, das andere Mal als Bewältigungskraft deuten, so müsste in dem Gesammtertrage

nicht die Summe, sondern die Differenz derselben angegeben sein. Glaubte man aber des Verfassers Gedanken näher zu kommen, wenn man auf Grund des Vorhergehenden sich in der zweiten Rubrik den Antheil des Kapitalisten, in der dritten den des Arbeiters verzeichnet denkt, so täuscht man sich wiederum, da nach der älteren Lehre die Gewinnquote keinen aufsteigenden, sondern gerade den Gang nimmt, der ihr von Carey vorgezeichnet wird. Die vierte und allein übrig bleibende Auslegung ist die, dass die mittleren Zahlen die Grundrente betreffen sollen. Allein hier stösst man, abgesehen von der Bezeichnung, auf die Schwierigkeit, dass man, um gewissenhaft zu sein, unter der dritten Reihe den Kapitalgewinn verstehen müsste und in der Tabelle der Beobachtung alsdann nicht recht begreift, kraft welcher Macht der Grundeigenthümer sich gerade dann relativ am meisten für die Nutzung des Landes bezahlen lässt, wenn dieses am wenigsten fruchtbar und im Ueberflusse vorhanden ist? wie dann in dem Maasse als diese Maschine besser, wirksamer werde, sie von einem verhältnissmässig desto geringeren Vortheil für ihren Eigenthümer sein soll? Zudem vermögen ja die Naturkräfte an sich noch keinen Werth zu schaffen und der des Landes, so heisst es, ist überall bloss auf die „Reproduktionskosten“ beschränkt, die sich mit jeder Zunahme des Reichthums zum Sinken neigen.

Es mag an einer mangelnden Einsicht liegen, aber uns entgeht die Möglichkeit, alle diese Räthsel und Verkettungen zu entwirren, die Möglichkeit den Begriff „Grundrente“ klar und deutlich zu fixiren, wie ihn Carey verstanden wissen will. Ist es der auf der Differenz beruhende Ueberschuss, also die Rente, wie sie Ricardo „erdachte“, so soll diese „nie bezahlt worden sein und auch nie bezahlt werden können.“ „Eben so gut, wie der Besitzer des älteren Landes, könnte auch der Besitzer der ersten Locomotive oder ersten Fabrik erwarten, dass man ihn für die Nutzung „der ursprünglichen oder unzerstörbaren Eigenschaften“ des Eisens bezahle!!“

Wahrlich, gleich wie der Antagonismus in dieser Polemik der dritten Periode seinen Höhepunkt erreicht, so scheint sich in ihr auch die Verkennung und Missdeutung zu gipfeln. Lehrt denn der Autor nicht selbst und zwar noch in demselben Kapitel, dass

der Eigenthümer des später angebauten Landes Zinsen erhalte plus der Differenz zwischen den Kräften desselben und den Kräften der anderen Ländereien, denen sich die Cultur noch in früheren Zeiten zugewandt hatte? „Wir leugnen“, heisst es weiter, „die Thatsache nicht, dass Grundrente bezahlt wird, wir sagen nur, dass durch die Annahme, die Cultur sei in der Richtung der fruchtbaren zu immer weniger fruchtbaren Ländereien vorangeschritten, Ricardo sich unbedingt zum Vertheidiger der Ansicht aufgeworfen hat, dass die rohe Arbeit der älteren Periode diejenige ist, die am reichlichsten belohnt wird, und dass er sich dadurch selbst nöthigt, der Bezahlung der Grundrente eine unpassende Bedeutung beizumessen und mit diesem Namen Zahlungen zu belegen, die in Wirklichkeit Erträge von Vorschüssen sind, die lange vorher für das Lichten, die Appropriation und den Anbau von Ländereien gemacht wurden, die, selbst wenn sie höchst fruchtbar sind, doch die Entdeckung dieser Fruchtbarkeit menschlichen Anstrengungen verdanken, wenn nicht die Fruchtbarkeit selbst ausschliesslich menschlicher Arbeit zuzuschreiben ist.“ Carey ist also der Meinung, dass der Eigenthümer des früher angebauten und besseren Grundstücks die Differenz zwischen seinem Gewinn und dem kleineren des späteren Anbauers nicht als Rente ansehen, sondern vielmehr den Vergleich gar nicht machen und den Ueberschuss noch zum Lohne der ursprünglichen Arbeit zählen soll. Allein, wenn wir auch eingestehen, dass die Fruchtbarkeit, wie überhaupt Alles, für den Menschen nur dann besteht, wenn er zu ihr in Beziehung tritt, so ist es doch schwerlich gestattet nicht sie, sondern die frühere Arbeit zur Ursache der grösseren Erträge zu machen, da diese eben nur desswegen am reichlichsten belohnt ward, weil der Boden am ergiebigsten war und nicht umgekehrt. Der gleiche Aufwand für das Lichten, die Appropriation und den Anbau der späteren Ländereien bringt weniger ein und diese geringere Leistungsfähigkeit kann doch offenbar nicht in dem Subjecte, sondern nur in dem Objecte der Production zu suchen sein. Ueberdies isolirt eben Ricardo das zu erforschende Gesetz in der Weise, dass er nicht die „rohe“ Arbeit mit der vervollkommeneten vergleicht, sondern ausdrücklich die Voraussetzung der gleichen Kunst zur Bedingung macht.

Will man aber nun weiter die Grundrente als Zins der speciell im Ackerbau angewandten Kapitalien auffassen, so steht dem das Bekenntniss entgegen, dass, falls die Lehre Ricardo's wahr sei, dass man zu schlechterem Boden übergehe, er auch darin Recht habe, „dass die Quote der Grundeigenthümer mit abnehmender Produktivität beständig steigen müsse.“ Denn, wird genannter Antheil als Kapitalzins interpretirt, so kann dies, d. h. dessen Zunahme nur unter der gerade entgegengesetzten Vorstellung vom Kulturgange stattfinden und es bleibt in der That bloss bei der Behauptung, der Nachweiss aber fehlt, wesswegen das mit besserem Erfolge angelegte Kapital dem Kapitalisten verhältnissmässig weniger ertragen soll. Die eigentliche Bodenrente aber wäre bei steter Zuuahme der Produktivität, wenn überhaupt möglich, von einer beständig sehr geringen Höhe und auch selbst dieser keineswegs sicher. Nach Carey's eigener Ansicht stiege somit allein der Arbeiterlohn; es ist jedoch noch hinsichtlich des Kapitalantheils nicht einzusehen, warum, „je rascher die Reduction desselben vor sich gehe, eine desto grössere Tendenz zur Zunahme des fixen im Verhältnisse zum umlaufenden vorherrschen müsse“, da doch dieses am ehesten entwerthet würde.

Wenn die neuere Theorie der älteren noch diametral entgegengesetzt wäre, so liesse sie sich noch verstehen, aber sie vertritt die durch Nichts begründete Meinung, dass alle Meliorationen nicht nur die Quote des Grundeigners, sondern auch die des Kapitalisten zu verringern strebe. Hier muss also die Produktivität zugleich mit der Bevölkerungszunahme in hohem Grade wachsen, damit nicht das Interesse zweier Stände dem des dritten zuwiderliefe. Unter dieser Bedingung aber, dass die Nachfrage nicht hinter dem Angebote zurückbleibe, bekundet sich auch in „dem Systeme der Missklänge“ (Ricardo's) die vollste Harmonie und kann dessen Anhänger T. Banfield darin beistimmen, dass „all the landowner has to cultivate is the general advance to prosperity of the country at large; he cannot miss his share of the benefits derived from improvement when they do come.“ (p. 570 c.) Da die quantitative Differenz zwischen 300 und 250 viel bedeutender, als die zwischen 100 und 70 ist, so kann nämlich und Ricardo sagt es selbst, auch nach seiner Lehre „die Quantität der

Grundrente mit jeder Verbesserung zunehmen und mit jedem Hindernisse der Verbesserung sinken, so dass also die Interessen des Grundbesitzers und des Arbeiters in vollkommenem Einklange mit einander stehen“ \*). Jedenfalls darf aber, wenn die Rente nicht gänzlich schwinden soll, die Produktivität nicht in dem Maasse fortschreiten, dass nur die besten Grundstücke und auch diese bloss auf die vortheilhafteste Weise angebaut zu werden brauchen, denn mit der Verringerung und schliesslichen Aufhebung jeder Differenz müsste doch zuletzt auch die Quantität zugleich mit der Quote abnehmen, um allendlich auf 0 herabzusenken. Was der Grundeigenthümer alsdann an seinem specifischen Einkommen verlieren würde, gewönne er als Kapitalist nach Ricardo unbedingt auch in seinem Antheile, nach Carey schon bedingt und nur im Betrage. Darin aber, dass dieser Letztere trotz seines entgegengesetzten Bodengesetzes noch überhaupt wohl von einer Grund-, aber von keiner Industrie-Rente spricht, ist ein untrüglicher Beweis zu sehen, dass das Princip der zunehmenden Produktivität der Arbeit im Ackerbau von keiner so durchgreifenden Gültigkeit ist, um jene Unterschiede verwischen zu können.

Mit demselben Rechte daher, als er im Hinweisse darauf, dass sich nicht die vermeintlich nothwendige Folge der Ricardo'schen Anschauung, d. h. „die Sklaverei des Arbeiters“, sondern gerade das Gegentheil geltend gemacht habe, die Frage aufwirft: ist das, was Ricardo vorbringt, „Gesetz“, wann wird es denn anfangen zu wirken?“ mit demselben Rechte, sagen wir, könnte man auch in Bezug auf Carey's eigene Lehre dieselbe Frage wiederholen, da noch von Niemand, auch nicht von ihm selbst das Factum geleugnet ward, dass nicht nur der beste und best gelegene Boden bestellt wird. Während aber der ältere Meister die Gegentendenzen wohl in Erwägung gezogen hat, nur einer geringen Einseitigkeit angeklagt werden kann, geht der moderne Koryphäe in der seinigen so weit gegen alle Beredsamkeit der Thatsachen, nur das eine Moment anzuerkennen, das andere vollständig zu verneinen.

---

\*) „The tendency of economical inquiries is to show that all citizens have equal advantages when progress is unimpeded, and that the wealth of one man is not taken out of the pocket of another.“ Banfield L. c. Introd. p. IV. Cnf. oben S. 150 und 157.

Dafür rächt sich jedoch an ihm auch diese Schuld, indem er durch sie gegenüber den allgemein constatirten Erscheinungen des ökonomischen Lebens zu den gezwungensten Auslegungen und der offenbarsten Verwechslung von Ursache und Folge genöthigt wird. Hohe Preise der Rohmaterialien und niedrige der fabricirten Lebensbedürfnisse, Begleiter der hohen Entwicklungsstufe, sieht er als Bedingungen derselben an und im Erstreben des Gegentheils Sklaverei und Unverantwortlichkeit gegen Gott und Menschen (III. 46). Wenn er im Bevölkerungsgesetze fortwährend die Voraussetzung zur blossen Wirkung machte, so begeht er hier den umgekehrten Fehler und erhebt diese zu jener. Ja, er ist darin so consequent, dass er, im strictesten Gegensatze zu seinen Meinungsgenossen, die „extorsion légale“, das Korngesetz, als ein nothwendiges Förderungsmittel der allgemeinen Wohlfahrt, ihre Aufhebung aber mit als die Hauptursache aller Uebel Irland's und England's betrachtet \*). Gerade die Verhältnisse, welche nach Banfield, Bastiat und Wirth nur allein eine Verwirklichung der Ricardo'schen Theorie möglich machen sollen, müssen nach Carey's Ansicht erst wegfallen, damit dieselbe Theorie zu ihrer Geltung komme! Wirft dies nicht ein grelles Licht auf ihr Verständniss der Lehre, die diese Autoren doch insgesamt angreifen?

Es ist bekannt, dass eine unvermittelte Reform auch des falschsten Systems desto eclatantere Nachteile nach sich zu ziehen pflegt, je länger dieses letztere bestanden und in eine naturgemässe Arbeittheilung tiefer eingegriffen hat. Die durch hohe Schutzzölle erzwungene, künstliche Blüthe einzelner Gewerbszweige ist dadurch noch keineswegs gerechtfertigt, dass ihr Verfall die einzelnen Producenten und Arbeiter, die sie beschäftigt hat, um so auffallender trifft, als sich der bei weitem grössere Schaden, den diese Parasiten wider Willen ehemals zufügten, auf eine grosse Masse von Consumenten vertheilt hatte. Nichts ist erklärlicher,

---

\*) „The most imminent danger threatening a nation that adopts it (Ricardo's theory) is that of the slavery of the mass of the people.“ Bei Banfield (L. c. p. 51), weil solche Rentenlehren zum Korngesetze, bei Carey, weil sie zur Aufhebung desselben geführt haben. Mit der Hauptursache und Folge der einen Lehre sieht jener in dem Aufhören, dieser in der Ausbreitung des Handels! Cnf: Banfield. Introd. II u. IV. Lect. p. 49. 58.

als dass diejenigen, welche von einer Auflage auf andere leben, am meisten darunter leiden müssen, wenn sie aufgehoben wird. Das ist der Grund, wesswegen auch die Annulirung der Corn-law nicht hat sofort für Alle, nicht sofort für diejenigen glückbringend scheinen können, welche nur durch dieses Gesetz zu Ackerbauern geworden waren. Gerade darin aber, dass eine irrige Politik Wunden schlägt, die nicht gleich vernarben, kann nur die Mahnung liegen, eine solche womöglich gänzlich zu meiden, nicht aber um so zäher inne zu halten. Es genügt bloss des von dem Verfasser selbst angeführten Citats (I, 18 § 1) aus der „New-York Tribune“ um ihm entschieden Unrecht zu geben. „Eine auffallende Auswanderungsbewegung“, so lautet die Anmerkung, „ist unter den kleineren englischen Farmern entstanden, besonders unter solchen, die schweren Lehmboden bauen und die mit schlechten Aussichten für die nächste Ernte“ etc. . . Der schlechteste Boden, der caeteris paribus nur bei hohen Preisen bestellt werden konnte, der war es eben, der verlassen werden musste, sobald diese sinken sollten, gleichviel ob er der zuerst oder der später angebaute war. Andererseits aber „bietet sich auch nicht der entfernteste Grund zu der Annahme, dass durch die Aufhebung der Getreidegesetze Ländereien un bebaut liegen geblieben oder vernachlässigt worden seien, wie es die Schutzzöllner zu beweisen suchen. Es hat im Gegentheil nie eine Zeit gegeben, wo der Landbau in dem vereinigten Königreiche und zwar in dessen ganzer Länge und Breite sich nach allen Richtungen besser und vollständiger entwickelt gehabt als gerade jetzt“. So berichtet Tooke in seiner Geschichte der Preise II. p. 20 cuf. 19 \*).

\*) Tooke (Asher's Uebers.) II. p. 223: „Kein kompetenter Beurtheiler dürfte behaupten, dass ohne sie (Freihandels-Reformen) das einzige wahre Mittel gegen Chartismus sich uns in besseren Löhnen und einer behäbigeren Lage der Fabrikarbeiter dargeboten haben würde, oder dass bei einer so traurigen Reihe von Missernten uns ein verderblicher Zuwachs an Pauperismus erspart worden wäre.“ G. C. Blom „d. K. Norwegen“ I. p. 141: „Auch hat man hin und wieder die Aeusserung gehört, dass erhöhter Einfuhrzoll, wo nicht sogar Verbot gegen die Korneinfuhr das einzige Mittel sei, den norwegischen Ackerbau zu heben; allein die Zeit der Prohibitionen ist vorüber und diese Stimmen verhallen, wie so manche ähnliche Ideen, die das Gepräge einer falschen Nationalökonomie an sich tragen.“ Cuf. Roscher I. § 186.

Wie stimmt denn dieses bewährte Zeugniß mit den Schilderungen des Unheils, das aus jener selben Maassregel der Amerikaner für Alt-England herleiten will? Welch' ein Wahnwitz hätte aber dasselbe befallen, „wenn die sonst zur Production von Nahrungsmitteln in Irland und England erforderliche Arbeitsquantität in Wirklichkeit geringer gewesen wäre, als diejenige, die zum blossen Transport desselben aus dem Herzen Russland's oder Amerika's erforderlich wäre?“ Kann es Carey wirklich aufrecht erhalten, dass das Korn billiger zu stehen käme, wenn die Einfuhr wieder erschwert oder verboten würde?

Doch wir übersehen ja hierbei, dass seiner, der Banfield'sche so entgegengesetzten Anschauung nach gerade die möglichste Preissteigerung der Rohstoffe das ersehnte Ziel eines wohladministrierten Landes sein soll. Es ist nun in der That nicht zu leugnen, dass eine rege und blühende Industrie, eine relativ grosse Dichtigkeit der Bevölkerung und eine intensivere Bodenkultur, — Erscheinungen, wie wir sie in England, Frankreich, Belgien, Deutschland, auf Stufen der höchsten ökonomischen Entwicklung antreffen, — zu einander in einer unlösbaren Wechselbeziehung stehen. Es ist auch insofern wahr, „dass die Manufacturen der Schaffung einer wirklichen (d. h. intensiven) Landwirthschaft immer vorhergehen und niemals erst auf dieselbe folgen“ (III. 48 § 3), indem es eben die steigende Nachfrage ist, welche zu stets wachsenden Kapitalverwendungen, zu stets nothwendiger werdenden Meliorationen führt. Es ist endlich richtig, „dass die Länder, in welchen die Manufactur-Erzeugnisse billig sind und von welchen sie deshalb ausgeführt werden, auch dieselben sind, in denen die Rohmaterialien hoch im Preise stehen und in die sie aus diesem Grunde eingeführt werden“ (II, 29 §§ 1. 2. 3). Allein was beweist dies Anderes, als dass sich der Fortschritt in den übrigen Erwerbszweigen mächtiger als in dem Ackerbau, als in der Urproduction bethätigen kann? Die Verbesserungen, die in jenen direkt auf eine Verbilligung der Erzeugnisse hinwirken, so dass die Producenten derselben stets nur im Verhältniss ihrer Arbeit belohnt werden, sollen in dem letzteren Wirthschaftszweige gerade das Gegentheil davon hervorrufen: „so dass der Landwirth (II. 29 § 1) doppelt gewinnt 1) durch die Vermehrung der Quantität der Lebensbe-

dürfnisse, die er zu verkaufen hat und 2) durch die Vermehrung des Geldwerthes eines jeden dieser Lebensbedürfnisse.“

Wo bleibt denn hier die Gerechtigkeit und der Einklang der Interessen, wenn in dem Maasse, als die Productionskosten abnehmen, der Getreidepreis nicht sinken, sondern steigen und der Handwerker mit einem gleichen Arbeitsquantum eine fortschreitend abnehmende Getreidemenge eintauschen soll? Wir irren jedoch, wenn wir wähnen, dass sich der Autor auf diesen naheliegenden Einwand, dass auch das Korn bei verminderten Productionskosten billiger werden müsste, nicht völlig gefasst gemacht habe. „Dass dies sich so verhält,“ sagt er vielmehr, „ist gewiss; allein hier, wie überall, wird die Harmonie der Interessen mittelst der sich das Gleichgewicht haltenden Attractionen aufrecht erhalten, indem die so angedeutete abwärts gehende Bewegung durch eine aufwärts gehende und entgegengesetzte Kraft mehr wie neutralisirt wird. Die Verbesserung in der Culturmethode erhöht nämlich den Preis des Grund und Bodens, während sie den Preis des Kornes herabdrückt. Die verbesserten Methoden der Umwandlung des Kornes in Mehl erhöhen den Preis des Kornes, während sie den Preis des Mehls herabdrücken u. s. w.“ ... „der Grund und Boden wie die Arbeit gehören zu derselben Kategorie, indem beide das letzte Rohmaterial aller Production sind, und desshalb kann keines von beiden durch Verbesserungen in den Methoden ihrer Production billiger werden. Keiner entgegenwirkenden Anziehungskraft unterworfen, müssen sie mit jeder Verbesserung in dem ökonomischen Fortschritte steigen, da die vollendetsten Producte der menschlichen Industrie einen entsprechenden Fall erleiden müssen, weil sie nicht als Rohmaterialien zu einer weiteren Umwandlung dienen und desshalb durch keine Verbesserung, welcher Art sie auch sei, steigen können.“

Das ist also das grosse Gesetz, das Carey's Lehre allendlich schützen soll, allein es kann der Beweis nicht schwer fallen, dass es keine Entdeckung, sondern eine Erfindung sei. Zunächst nimmt es schon Wunder, dass unser Autor zu dem viel-, aber auch mitunter nichtssagenden Begriffe „Harmonie der Interessen“ und zwar zu dem Zweck seine Zuflucht nimmt, um eine Nothwendigkeit da-

für darzuthun, dass nur ausschliesslich das Getreide nicht in dem Maasse, als seine Productionskosten abnehmen, im Preise sinken dürfe. Aber selbst wenn auch dies für die Gesamtheit wünschenswerth wäre, kann eine Verbesserung im Mühlenwesen wohl das relative Werthverhältniss zwischen dem rohen und gemahlten Korn zu Gunsten des ersteren ändern, aber doch in keiner Weise auf den Tauschwerth desselben im Allgemeinen von Einfluss sein. Ja, eher als ein Steigen, könnte sie noch ein Sinken desselben bewirken, da durch die Ersparniss auch eine geringere Kornmenge bereits genügend wird. Das Gleiche gilt auch von der ganzen folgenden Stufenleiter der Formvollendung, in der je nach den besonderen Fortschritten der Technik die eine Leistung leicht wohlfeiler, als die andere, für den Werth derselben aber nur von einer ganz einseitigen Bedeutung sein kann. Dieser Werth wird — so erheischt es die Billigkeit und so lehrt es die moderne Nationalökonomie — bei möglicher Concurrenz einzig und allein durch die erforderliche Arbeit, die Productionskosten bestimmt. Steigt aber der auch durch diese letzteren bedingte Preis des Rohstoffes, so unterliegt es eben keinem Zweifel, dass alle die Meliorationen sich auf seine Hervorbringung nicht in dem Maasse, als auf seine weitere Umwandlung, wirksam erweisen können. Carey selbst giebt dafür (I. 19) ein anschauliches Schema, indem er für die Bestandtheile des Preises im Laufe der Entwicklung vom Zustande der Wilden bis zu dem der höchsten Civilisation folgende Zahlenreihen aufstellt:

Fabricirtes Lebensbedürfniss:	10	10	10	10	10	10	10	10	10
Transport und Umwandlungskosten:	9	8	7	6	5	4	3	2	1
	1   2   3   4   5   6   7   8   9								

Trotzdem also, dass es heisst, dass die Beschaffung des Rohmaterials mit einer auch relativ sich stets vermindernden Arbeit bewerkstelligt werde, soll es dennoch in seinem Werthe fortwährend steigen. „Der Werth ist aber das Maass der Uebermacht der Natur über den Menschen“ (I. 6 p. 159.)

Dühring scheint diesen Einwand vorausgesehen zu haben und ist daher bestrebt, die Synonimität von „Productivität und Werth der Arbeit“ nachzuweisen. „Der Widerstand,“ sagt er

desshalb (a. a. O. p. 218 fl.), „den Natur und Verhältnisse dem Ziel der Production entgegensetzen, wird nicht eigentlich fortgeräumt, sondern nur überwältigt ... Es wächst der Kraftaufwand mit dem Fortschritte der Volkswirtschaft. Nur wird ein verhältnissmässig immer steigender Antheil dieses Kraftaufwandes in einer die persönliche Thätigkeit des Menschen entlastenden Form beschafft \*). Ueberwindet nun aber nicht etwa die Maschine auch einen natürlichen Productionswiderstand?“ Offenbar müsse die Kräftespannung mit der Erweiterung und den Erfolgen der Production steigen, so dass an diesen letzteren auch jene erstere oder, was dasselbe, der Naturwiderstand zu messen sei \*\*). Allein diese Erklärung genügt kaum dem oberflächlichen Urtheil und sobald sich dasselbe nur etwas vertieft, so zeigt sich diese ganze Werthlehre als ein eitles Gedankenspiel. Richtet sich der Werth einer Maschine nach dem Maasse des Widerstandes, das bei ihrer eigenen Production überwältigt werden musste oder nach dem Maasse, das sie selbst zu überwinden im Stande ist? Im ersteren Falle ist eine Identificirung von Werth und Productivität nicht denkbar, es müsste sonst diese im geraden Verhältnisse zu dem zur Herstellung erforderlichen Arbeitsaufwande stehen oder mit andern Worten das beste Werkzeug zugleich nicht etwa auch das werthvollste seiner Art, sondern ganz allgemein das werthvollste Gut: es müsste zugleich das Resultat der grössten Arbeit, der grössten Ueberwindung von Productionsschwierigkeiten sein. In Wirklichkeit liesse sich jedoch eher noch das Umgekehrte nachweisen. Im zweiten Falle aber, wo sich der Werth nach der Productivität und nicht nach der Production bemisst, könnte und müsste man bei einer Maschine nach der wirksamsten Kraft forschen, denn diese wäre dann offenbar die werthvollste. Allein so gelangten wir z. B. zu dem Absurdum, dass der Dampf den grössten Werth repräsentire. Sollte aber Dühring diesen Ausdruck nicht in der wissenschaftlichen Bedeutung, sondern etwa in dem Sinne gebrauchen wollen, wie, dass bei der

\*) Fontenay hält das mit einer Kostenersparung überhaupt für identisch. S. unten.

\*\*\*) Auf das Nichtigte in diesen Sätzen kommen wir unten zurück.

Windmühle der Wind das Werthvollste, d. h. die Hauptsache sei, — so müssen wir freilich verstummen. Schon für eine einzige Art von Gütern oder Werkzeugen müsste die Behauptung, dass das beste, resp. das produktivste auch am schwersten herzustellen sei, bloss auf die Gleichzeitigkeit und die Einheit des Ortes beschränkt werden, um wahr zu sein. Für heterogene Güter aber ist solche Annahme vollends haltlos, da sonst Luxusgegenstände wohlfeiler als die Nahrungsmittel, ein goldener Krönungswagen auf blumenbestreutem Wege „einen grösseren natürlichen Productions-widerstand zu überwinden“ hätte, als der Pflug des Landmanns auf schweissgetränktem Acker. Der Werth ist das Maass des Widerstandes der Natur oder der Kraft, die denselben bewältigt, d. h. der menschlichen Arbeit. Er hat seinen Grund in der „gethanenen,“ vergangenen Arbeit, welche eine Maschine hervorgebracht hat, und nicht in der zukünftigen, welche die letztere, die Maschine erspart, d. h. der „nicht gethanenen.“

Ferner ist es gleichfalls, wie schon erwähnt, nur Carey's eigene Lehre, dass der Werth des Landes, — da es demselben Gesetze gehorche, laut dem Pflüge, Aexte und Maschinen, sie alle mit der Zeit unter die Produktionskosten herabfallen, — also nur höchstens auf die Reproduktionskosten beschränkt sein könne, die sich noch dazu mit jeder Zunahme des Reichthums zum Sinken neigen (III 42 enf. II 30 §§ 3—5); und hier in dem oben citirten Passus: dass der Grund und Boden (warum nicht auch Luft, Licht, kurz die ganze Natur?) gleich wie die Arbeit, als das letzte Rohmaterial aller Production nicht nur durch keine Verbesserung in der Methode ihrer Production billiger werden, sondern vielmehr mit jeder Verbesserung in dem ökonomischen Fortschritte nur steigen können. Dies scheint doch kein geringer Widerspruch zu sein, der auch schwerlich durch den Einwand gehoben werden mag, dass eben nach jenem Gesetze der Attractionen die Tendenz des Bodenwerthes nach seinen Reproduktionskosten zu sinken in dem gleichzeitigen Fallen (?) des Kornpreises ein Gleichgewicht finde! Der Boden und die Arbeit, das Object und das Subject der Wirthschaft, das Unvermehrbar, Erschöpfliche und das sich selbst Vermehrende, Erschöpfende, das Werthlose und Werthschaffende, das Unorganische, Todte und das Organische, Lebende — diese

Extreme sollen sich darin berühren und gleich sein, dass sie beide und zwar noch aus dem Grunde im Werthe steigen, weil alles Dazwischenliegende, Alles, was aus ihrer vereinten Thätigkeit, d. i. der Production, hervorgeht, im Werthe sinkt.

Dies ist in der That um Nichts besser, als wenn M. Wirth „das Steigen der Bodenpreise bei zunehmender Cultur für nichts“ anderes, „als ein Product des wachsenden Kapitals eines Landes“ erklärt, „wodurch dasselbe billiger werde“: „wenn der Boden extensiv nicht mehr vermehrt werden könne, so gewinne er intensiv durch bessere Cultur und nehme so an dem allgemeinen Wachsthum des Capitals eben dadurch Antheil, dass er selbst im Preise steige“ (II p. 443)! Das Kapital verliert also mit seiner Vermehrung an Werth, der Werth des Bodens steigt aber trotzdem, dass er an sich nicht existiren darf, das fixirte Kapital aber noch mehr als jedes andere der Entwerthung ausgesetzt sein sollte. Wahrlich diese Erscheinung müsste doch, um kein Räthel zu bleiben, anders als bloss damit erklärt werden, dass der Boden auf solche Weise nicht etwa an einem allgemeinen Wachsthum des Kapitalwerthes, nein des Kapitals selbst participire!

Darnach scheint doch die Ricardo'sche Theorie, gegen die es gerade als Einwand angeführt wird, dass die Erhöhung des Boden - auch ohne die des Korn - Preises erfolgen könne, über diese Thatsache noch die beste Auskunft zu geben. Sie beruht nur einfach auf demselben Grunde, aus dem, wie schon mehrfach hervorgehoben, auch Kulturverbesserungen die Rente erhöhen müssen, wenn sie nicht, wie es Carey und seine Anhänger behaupten, in solchen Dimensionen statt haben, dass fortschreitend auch ein stets zunehmender Reinertrag erzielt werde \*) Eben unter dieser Annahme aber, dass die Leichtigkeit des Angebots, die Freigebigkeit der Natur in demselben Maasse wachsen, als die Nachfrage und die Anforderungen des Menschen, muss das Grundeigenthum zum ärgsten Privileg werden, wenn der Boden nur deshalb, „weil er das letzte Rohmaterial aller Production sei“,

\*) Wir sprechen hier nur von dem Werthe des Bodens an sich ohne den des in demselben angelegten Kapitals zu beachten, das mit der zunehmenden Intensivität des Anbaus selbstverständlich ebenfalls wachsen muss.

nie billiger, nur theurer werden kann. Da sich überdies wegen der Ausgleichungs-Tendenz der Gewinn des Landwirths auf die Dauer nicht über den der anderen Producenten erhalten könnte, so müsste auch jener doppelte Vortheil jeder Melioration, dass nämlich die Productenmenge grösser und zugleich theurer werde (S. oben S. 343—344), allendlich dem Grundeigenthümer zu Gute kommen. Das stimmt auch auf's Beste mit dem Vorhergehenden überein. Denn da der Werth des Landes nach dem von ihm gewährten Einkommen gemessen wird, der in diesem enthaltene Zins aber von dem allgemeinen Gesetze der Kapitalentwerthung füglich keine Ausnahme machen dürfte, so wäre der trotzdem steigende Bodenpreis nur durch den Betrag der eben angedeuteten wahren Rente zu erklären, d. h. durch den Ueberschuss über die Kosten und den üblichen Kapitalgewinn.

Wenn aber dies der Fall ist, so will es noch weniger, als unter der Annahme der Ricardo'schen Doctrin einleuchten, aus welchen Rücksichten sich die Masse der Consumenten eine solche Steuer gefallen lassen und noch das Einfuhrverbot als Palladium der allgemeinen Wohlfahrt aufrecht erhalten soll? Jede Verbesserung im Ackerbau gereicht ja nicht ihnen, sondern nur dem Landwirth zum Nutzen, der von ihnen für die rohen Nahrungsmittel relativ um so mehr fordert, je billiger sie ihm selbst zu stehen kommen. Unter solchen Verhältnissen scheint doch fürwahr Nichts erklärlicher zu sein, als dass sich der Consument nach anderen Quellen seiner Bedürfnissbefriedigung umsieht und sich von diesem privilegirten an einen ihm selbst gleichstehenden Producenten, den Kaufmann wendet, der trotz seines Lohnes und der Transportkosten das Angebot dennoch wohlfeiler beschaffen kann.

Aber wenn wir auch sogar von jener nicht nothwendigen, übermässigen Preiserhöhung der Rohstoffe absehen und nur daran fest halten, dass auch diese nach der modernen Lehre mittels einer relativ stets abnehmenden Arbeit gewonnen werden sollen, so ist es nicht recht einzusehen, wesswegen „in dem natürlichen Verlaufe der Dinge die relative Arbeitssumme, die der Mensch auf die Vermehrung der Quantität der Rohproducte wendet, eine stets zunehmende und die auf Orts- oder Form-

veränderung verwendete Arbeit eine stets abnehmende sein sollte?“ (I p. 562 u. a. O.). Ist der Fortschritt dort wie hier ein gleicher, so wäre man doch noch eher zu der gerade entgegengesetzten Meinung berechtigt, dass nämlich der Mensch in dem Maasse, als die allerersten Bedingungen seiner Existenz erleichtert werden, auch immer mehr und mehr auf deren Verschönerung und Verfeinerung bedacht sein werde. Denn was hülfte es ihm, wir wiederholen es, bei vorausgesetzt gleichem Fortschritte, wenn er mittels des verhältnissmässig grösseren Arbeitsaufwandes einerseits mehr Rohstoffe ansammeln würde, als er mittels des geringeren andererseits verarbeiten könnte? Scheint aber der Verfasser darnach der hervorbringenden vor der formgebenden Thätigkeit den Vorzug zu geben, so genügt hinreichend die Andeutung, dass der Unterschied zwischen ihnen höchstens ein gradueller und jene nicht minder, als diese bloss auf eine Formveränderung zu reduciren ist \*). Beide sind nur unmerklich in einander übergehende Stadien desselben Processes, der je lebendiger er ist, auch desto nothwendiger den Austausch der Güter, diesen Stoffwechsel des wirthschaftlichen Organismus, desto nothwendiger jenen dritten Productionszweig macht, in dem er sowohl ein bedeutendes Förderungsmittel, als auch seinen Abschluss findet.

So sollte man auch auf diesem Wege zum Schlusse gelangen dürfen, dass die „Socialwissenschaft“ dem Handel, — denn das ist dieser dritte Productionszweig, — nicht ungünstig sein könne, da gerade laut ihr die denselben so wesentlich anregende Blüthe des Ackerbaus und der Industrie schon durch die stete Volksvermehrung so gut, wie gesichert ist. Allein mit solcher Ansicht stiessen wir bei dem Autor auf harten Widerspruch, denn das soll eben der Vorzug des „wahren“ vor dem Ricardo'schen Gesetze sein, dass es nicht, wie dieses „zu der Verrherrlichung eines Lebensberufes führe, der am wenigsten auf die Entwicklung des menschlichen Geistes und am meisten auf die Verhärtung des Herzens gegen die Leiden der Nebenmenschen hinwirke“. Wäre jedoch schon dieses allgemeine Urtheil nur schwer zu stützen, wenn man denkt, wie die Wege der Kultur zumeist mit denen des Handels

\*) Cnf. Roscher I. § 66 s. Aum.

zusammenfallen \*), so ist des letzteren vollständige Verurtheilung, wie sie a. a. O. das 9 Kap. des ersten B. enthält, erst vollends nicht zu rechtfertigen, nicht zu begreifen. Hier verfällt Carey blindlings in Irrthümer, die man von einem National-Oekonomen, der auf den Schultern so vieler Vorgänger steht, ja noch mehr: die man von einem geschichtlich Gebildeten kaum zu erwarten wagte. Hier ist es auch, wo er, wie bereits in unserem ersten Abschnitt (S. oben S. 33) angedeutet, selbst noch bei jenen englischen Schriftstellern des XVII Jahrhunderts, einem North, einem Davenant u. A., hätte mit Vortheil in die Schule gehen können \*).

Es liegt aber leider ausserhalb des Bereiches unserer Arbeit ihm auch auf dieses Gebiet zu folgen, wo er sich in der Hauptsache längst veraltete Vorurtheile, im Einzelnen seltene Widersprüche und, es ist nicht zu viel gesagt, die gesuchtesten Deutungen und Verdrehungen historischer Thatsachen zu Schulden kommen lässt. Sonst müssten wir gegen ihn den Nachweis führen, dass es, wie für die Bedürfnisse, so auch für die verschiedenen Berufe keinen absoluten Werthmaassstab gebe; dass vielmehr ein jeder unter ihnen gleich berechtigt und nützlich sei, so lange die Harmonie des Ganzen gewahrt bleibt, und ein jeder ohne Ausnahme dieser letzteren und auf die Dauer sich selbst nachtheilig werde, wenn er eine unnatürliche Prävalenz erlangt. Ja wir müssten gegen ihn erwähnen, dass wohl der Regel nach das Bedürfniss der Befriedigung vorausgehe, und daher auch bis auf mögliche Missverhältnisse weder der Kriegerstand die Ursache der Unsicherheit, noch der Kaufmannsstand die der Inproductivität sei. Es ist genugsam characteristisch und kaum der Widerlegung werth, wenn Carey den Handelsmann, den Grundherrn, den Soldaten, Advokaten, Staatsmann, ja Sklavenbesitzer unterschiedlos als die „Nichtproducenten“ (III p. 529) bezeichnet, welche bloss vermöge des einfachen Aktes der Appropriation existiren und darum

\*) Sagt doch selbst der Dichter:

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,  
Geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an.“

Schiller „der Kaufmann“ 3 Per.

\*\*) Cnf. Roscher's Gesch. d. engl. Volksw.-Lehre: North p. 89. 91;  
Davenant p. 113 f. und Advantages of the East-India trade etc. p. 118. Anm. 2.

der Association und dem Verkehr im Wege stehen. Gefährdet durch jeden Fortschritt der Gesellschaft seien sie „jederzeit zur Unterwerfung des Volkes vereinigt und die Weltgeschichte sei nur die Beschreibung der Kämpfe der Einzelnen, um die Menge zu besteuern und der Kämpfe dieser Menge, der Besteuerung zu entgehen“!!

Zwar hat Carey insofern Recht, als manche Staatsthätigkeit, ja gerade die kostspieligsten Zweige derselben nur durch die Fehler der Menschen hervorgerufen werden, d. h. insofern Recht, als seine Ansicht auf die Beweisführung hinausläuft, dass je vollkommener die Gesellschaft werde, sie auch desto vollkommener werde. Allein so lange z. B. der Rechtsschutz nach aussen sowohl, als nach innen eine Nothwendigkeit ist, so kann es nur als eine mehr wie einseitige Auffassung bezeichnet werden, wenn die Producenten desselben für blosse Räuber und Schmarotzer gelten sollen. Der Handel aber, der ist aus der Kategorie dieser Classen vollständig auszuschliessen, da er keine Folge zu bessernder Fehler des Gemeinwesens, sondern eben eine nothwendige Function in dessen Organismus und nur ein wirthschaftliches Ergebniss der Arbeitstheilung ist. Weit entfernt „einen Rückschritt“ und „ein Streben nach einer Verminderung des Vorraths an den nothwendigen Lebensbedürfnissen“ (I, 19 p. 611) zu bekunden, offenbart er vielmehr nur dasselbe sonst doch so anerkannte, ja überschätzte Moment der Uebermacht und Herrschaft des Menschen über die Natur, indem sich dieser von der Scholle losmacht, sich „decentralisirt“ und die räumlichen Schranken immer leichter zu erweitern lernt. Die Vergesellschaftlichung der Nationen unter einander, so dass jede von ihnen zum Theil von der Arbeit der anderen abhängt, ist von den meisten Autoren und zwar mit Recht als einer der grössten Fortschritte hervorgehoben worden, welche einer schroffen Verwirklichung des Ricardo'schen Gesetzes hemmend in den Weg treten. Hier aber, in diesen „Grundlagen der Socialwissenschaft“ wird dieser Sieg als Niederlage gebrandmarkt und soll gerade im Gegentheil, wie überhaupt alles Uebel Ursache und Folge der Ricardo-Malthus'schen Doctrin ist, nur dazu dienen, um diese hervorzurufen und zu bewahrheiten! Aber selbst wenn auch dies zugegeben, es zugegeben werden sollte,

dass der Handel bloss verderblich wirken kann, so müsste der Gegner erst den Beweis liefern, wesswegen solche Korn- und Bodenpreise nicht nur den Grundherrn, sondern auch der Gesamtheit von Vorthail seien, damit nicht seine eigene Lehre gleich der angefochtenen zur Verherrlichung desselben Handels führe. Derselbe ist „ein Schöpfer von Werthen“, aber dennoch „nützlich“, da ohne ihn diese Werthe noch höher wären, und wohlthätig sind Schiff und Wagen, Kauf- und Seeleute, wenn sie den Rohstoff, die Nahrungsmittel für weniger Arbeit liefern, als es der Spaten und der Pflug des einheimischen Ackerbauers zu thun vermöchte \*).

Die historischen Belege aber, die Carey für seine Ansicht beibringt, sind nur eine Ausführung des Satzes: „die innige Verbindung zwischen Krieg und Handel drückt sich auf jeder Seite der Geschichte aus“! Diesen seinen Ausspruch auf Kosten der Wahrheit zu verfechten, dass die richtige Handelspolitik zugleich auch die Politik des Friedens sei, gab es für ihn von vornherein nur eine einzige Möglichkeit: die willkührliche Auslegung der Begriffe und Thatsachen.

Das, was er als „Handel“ verfolgt, ist der längst verurtheilte Mercantilismus; das, was er als seine Folge hinstellt, die Wirkung von Maassregeln, die ihn mit am meisten untergraben helfen. Das kurzsichtige Bestreben, selbst mit Gewalt das Monopol zu erjagen und den Verkehr durch Schranken aller Art von der Concurrency abzusperren, die „Centralisation“ und der Wahn, auf die Dauer durch die Verarmung anderer Völker reich zu werden, kurz es ist annähernd der Colbertismus, gegen den dessen eigener Verehrer in der Meinung zu Felde zieht, er bekämpfe das „Merkantilsystem“ der neueren Nationalökonomie \*\*). Wie soll aber dann erst seine eigene Schutzzolltheorie, eine Theorie benannt werden, die noch den Kapitalgewinn von der Handelsbilanz abhängen lässt? Heisst es doch wirklich Bd. III. 42: „diese

\*) Cnf. Roscher II. § 43 u. I. § 129. A. 7 u. § 60.

\*\*\*) Vgl. nur Tooke: L. c. II. Anhang 1. Petition der Londoner Kaufleute zu Gunsten des Freihandels, v. J. 1820.

Wechsel in der Höhe des Zinsflusses in den Vereinigten Staaten begleiten die Hemmungen der Geschwindigkeit der Circulation, indem die Quote der Capitalisten die Tendenz hat zu steigen, wenn die Politik des Landes die Ausfuhr der Rohproducte und des Goldes zu befördern strebt und zu fallen, wenn dieselbe die entgegengesetzte Richtung einschlägt. . . Unter einem auf die Schaffung einer günstigen Handelsbilanz hinwirkenden System würde sich die Quote des Capitalisten immer mehr zum Sinken neigen und das Geld (gleich Kapital?!) würde nach und nach so billig werden, wie in irgend einem Lande der Welt. Unter dem herrschenden Systeme dagegen hat sie die Tendenz zum Steigen; und zwar desshalb, weil die Amerikaner eine beständig zunehmende Quantität ihrer Rohproducte für eine allmähig abnehmende Quantität von Metallen, mit Einschluss des Goldes und Silbers, geben.“ Fürwahr, es ist nicht anders: Carey ist Merkantilist und Schutzzöllner, ein Anhänger Colbert's nicht trotzdem, — nein, weil er zugleich physiokratisch den Ackerbau bevorzugt und Turgot's Lehre bewundert. Ist doch dieser Widerspruch nicht grösser als der in der Erklärung, dass das System der ärgsten Bevormundung und dass des Gehen- und Geschehenlassens nur eines und dasselbe, das System der „Association“ sei! (S. oben S. 301).

Allein es wird dem Verfasser seine Beweisführung selbst dann noch unmöglich, wenn man mit ihm das „Handel“ nennen wollte, was aus der Verkennung von dessen wahren Wesen und aus Interessen hervorgegangen ist, die diesem principiell zuwiderlaufen. Das Wort muss eine solche vage Bedeutung erhalten, dass es auch die disparatesten Begriffe umfassen könnte. „Wo Handelsleute, Gladiatoren und Schalksnarren als zu derselben Klasse gehörig betrachtet wurden,“ sieht sich z. B. unser Autor, um sich treu zu bleiben, genöthigt in dem Kampfe der Plebejer und Patricier, den Steuerbedrückungen durch die Ritter, den Räubereien eines Verres, ja in der ganzen römischen Geschichte nur einen Bericht von Handelstransactionen zu sehen! „Scipio verhandelte sein Gewissen gegen die Beute des Staatsschatzes!“ Wenn man Bestechung, Raub, Sittenlosigkeit u. s. w., wenn man Aemterverkauf, Münzverschlechterung, Steuerpachtungen, Feilheit der Ehre (aus Frankreichs Annalen), diese Geisseln einer jeden Thätigkeit

des Gemeinwesens, — „Handel“ nennt, ja dann ist endlich auch Krieg und Handel identisch \*).

So scheint uns aber sowohl die Falschheit der Theorie Ricardo's selbst, als auch die Verderblichkeit der Folgen ihrer Annahme eben so wenig erwiesen zu sein, als dass der Tauschverkehr Wegen seiner gewaltsamen Unterbrechungen erblüht wäre oder selbst als nothwendige Folge diese Unterbrechungen hervorgerufen hätte. Seine Lebensbedingung ist der Friede; dass aber das Verkennen einer Idee um so nachtheiliger wirkt, als sie selbst wohlthätig ist, beweist Nichts gegen ihre Wahrheit.

Es ist uns wegen der Begrenztheit unserer Aufgabe nicht gestattet gewesen, auf dieses grossartig angelegte System der Socialwissenschaft näher einzugehen. Allein nur in dem einzigen Falle, dass uns ein vollständiges Missverständniss desselben nachgewiesen würde, könnten wir die gewonnene Ueberzeugung aufgeben, dass jenes Urtheil R. Mohl's auch noch auf das ganze Werk ausgedehnt werden darf. „Es mag dahingestellt sein, ob diese Wunderlichkeiten die Folgen eines Mangels an strenger Schule sind, oder ob sie absichtlich in die Welt geschleudert wurden, um etwas noch ganz Neues vorzubringen. Sicher ist aber jedenfalls, dass so weder etwas widerlegt, noch aufgebaut wird.“

Ein bedeutendes Verdienst kann Carey aber dennoch nicht abgesprochen werden und daher auch sein ephemerer Ruhm: es ist der thatsächliche und so anregende Versuch, unsere Disciplin auch wirklich in unmittelbarem Zusammenhange mit den anderen Hauptzweigen des Wissens in Betracht zu ziehen. Allerdings scheint dieser Versuch Carey selbst insofern nicht geglückt zu sein, als es im Allgemeinen dem einzelnen Forscher kaum möglich ist, alle die dazu erforderlichen Riesenkenntnisse zu umfassen und im Speciellen das Ziel und der Nachweis, den er auf diesem Wege erstrebte, wohl als gänzlich verfehlt hingestellt werden darf. Aber

\*) Cuf. übrigens Carey selbst über den wohlthätigen Einfluss des Friedens (I. p. 306 v. Athen) und der Aufhebung der Monopole, Zölle und anderer Beschränkungen auf den Handel. (I. p. 319 v. Spanien). „Sie (d. Göttin des Handels) führt lieber den Oelzweig als das Schwert.“ Werner in Wilhelm Meister's Lehrjahren. I. 10. Cap.

es ist nicht zu leugnen, dass die Ricardo-Malthus'sche Lehre und die so wichtigen Principien, auf denen sie beruht, noch um Vieles an Evidenz und Unwiderlegbarkeit gewinnen können, wenn sie auch mit Hülfe sowohl der naturhistorischen, als auch der näher verwandten historisch - anthropologischen Wissenschaften werden ergründet werden. Aber auch schon jetzt, wo dies noch nicht vollkommen geschehen ist, scheinen jene grossen Meister in unbestreitbar grösserem Rechte, als alle ihre Gegner, als selbst der gepriesene Koryphäe und Reformator der Neuzeit zu sein. Denn es ist diesem, wie auch seinen Meinungsgenossen eben so wenig gelungen, die Zunahme der Freigebigkeit der Natur auch für die Urproduction zu einem Gesetze zu erheben, als die Verschiedenheit der zugleich angebauten Grundstücke in Abrede zu stellen, diese Verschiedenheit, welche die Rente zu einem unbedingten Factum macht \*). Erscheinen aber schon die gezwungenen Deutungen dieser letzteren als völlig verfehlt, so gilt dasselbe in vielleicht noch höherem Grade von der Auslegung, mit der namentlich Carey die wider ihn sprechenden Erscheinungen der ökonomischen Welt zu seinen Gunsten interpretiren möchte. Wirkung und Ursache, Bedingung und Folge werden zu dem Zwecke eben so oft verwechselt, als neue Gesetze mit einer Entschiedenheit aufgestellt werden, die zu ihrer Motivirung in gar keinem Verhältnisse steht. Mit die weiteste Basis dieser ganzen Kritik beruht aber — und darin verfällt sie gleich allen vorhergehenden jenem St. Mill'schen Ausspruche, — auf dem Missverständnisse der beurtheilten Lehre, das sich mit am untrüglichen in den mitunter so strict entgegengesetzten Ansichten ihrer gewichtigsten Antagonisten kund thut. Ja Carey geht sogar so weit, sie nicht für ein Ergebniss sich von selbst aufdrängender Forschungen, sondern für eine beabsichtigte „Erfindung“ zu erklären „um die sociale Krankheit als die Folge eines von dem Schöpfer erlassenen Gesetzes darzustellen und so die Classe, die von Appropriation lebe (also u. A. Handelsmann und Grundherr) und die Angelegenheiten der Nation leite, aller Verantwortlichkeiten zu entheben!“ (a. a. O. I. p. 321).

---

\*) Cuf. Wolkoff l. c. p. 190 u. 199.

Man gedenke nur der Verfolgung und Anfehdung, welche Ricardo's Schriften gerade aus dem Lager des mächtigsten Standes zu erfahren hatten, man erinnere sich nur an des Autors eigenen Ausspruch, dass Ricardo's Buch das „wahre Handbuch des Demagogen“ sei! Die Krankheit und der Tod sind auch Gesetz, ist denn daher alle Vorsicht und Verantwortlichkeit überflüssig? Und es ist gerade und zwar in ihrem eigenen Interesse die Aufgabe der leitenden Klassen, die Hemmnisse der Association wegzuschaffen und durch administrative Maassregeln, wie die Verbreitung der Bildung das allgemeine Wohl zu sichern und zu fördern. Das allein lehrt die Nationalökonomie, deren Losungswort grade kein anderes, als das der Solidarität der Interessen ist; auch fehlen zum Nachweise des Gegentheils dem citatslustigen Verfasser alle Belege, ja er brauchte nur das erste Compendium aufzuschlagen, um seines Irrthums hierin gewahr zu werden. Dagegen könnte man wahrlich noch eher sein System, als das Ricardo's ein „System von Missklängen“ nennen, wenn man alle die Widersprüche aneinander reihen wollte, die schon zum Theil in obiger Erörterung angedeutet worden sind. Alle die nachtheiligen Erscheinungen, denen, nach der älteren Doctrin, der Mensch als anerkannten Wirkungen eines bestimmten Naturgesetzes seine Macht als Mensch entgegenstemmen sollte, werden von dem Forscher, der dieses letztere verneint, gar für wohlthätige Folgen, ja erstrebenswerthe Bedingungen der höheren Entwicklung erklärt. Müssen doch laut seiner Ansicht die höchsten Preise des Rohstoffs, das grösste Monopol des Grund und Bodens und zwar zum Vortheile und Nutzen der Gesamtheit mit dem geringsten Kostenwerthe des einen, wie des anderen zusammenfallen! Er ist wider die Freiheit des Getreidehandels und lehrt, dass das Interesse der Consumentenmasse durch das Verbot desselben benachtheiligt werde. Im einzelnen Staat sieht er alles Heil in der Vergesellschaftlichung, im Weltverkehr will er dieselbe als sicheren Verderb gemieden wissen. Er glaubt, dass alles Gedeihen und Gesamtwohl in der Volks- und Associationszunahme bestehe und ist dennoch der Ueberzeugung, dass diese selbst zu ihrer eigenen Aufhebung führe etc. etc. Und wie steht es um die Harmonie der Interessen und die Entwicklung des Gemeinwesens, wenn jene

weite und so mächtige Classe der „Nichtproduzenten“ jedem Fortschritte desselben hindernd im Wege steht?! . .

Mit ehrfurchtsvoller Scheu ging ich an das Studium des grossen Werkes, enttäuscht und verwundert legte ich es aus der Hand. Es wäre das Unternehmen nicht zu gewagt darzuthun, dass diese ganze Schöpfung des gefeierten Amerikaners auf den Ruhm einer wissenschaftlichen Errungenschaft nur wenig Anspruch hat.

Wenn wir unter den Anhängern der jede Rente negirenden Schule noch besonders auf Dühring, Löll und Fontenay zurückkommen, so geschieht es aus dem Grunde, weil diese Schriftsteller theils von ihren Meistern abweichen, theils bemüht sind, deren Lehrgebäude an seinen unverkennbar schwachen Seiten zu stützen. Entweder nehmen sie zu diesem Behufe ihre Zuflucht zu solchen Erfindungen, wie jene, dass sich die Gesellschaft für die Entdeckung des Hungers und des Getreides — warum nicht auch für die ihrer Barfüssigkeit und der Fussbekleidung? — zahlen lasse, oder sie schalten auch Sätze aus der von ihnen verurtheilten Doctrin ein, ahnungslos, dass ihre eigene dadurch zerfetzt wird. Was in ihren Schriften bloss Wiederholung ist, muss unbeachtet bleiben und soll sich auch im Uebrigen unsere Polemik so kurz als möglich fassen, da die weitere Ausführung sich von unserem dargethanen Standpunkt von selbst ergibt.

Dühring. Wir beginnen mit dem Gelehrten, der Carey als den Copernicus unserer Wissenschaft preist und unter dessen Verehren, der begeistertste und auch wohl tüchtigste ist: mit Dühring und zwar speciell mit dessen Kritik des Malthus'schen Bevölkerungsgesetzes.

Characteristisch für dieselbe ist schon der Ausspruch (L. c. p. 182): „gegen seine (Malthus') Bestrebungen und gegen seine Gesinnung richtet sich das Ressentiment der Menschheit und würde sich gegen dieselben auch empören, wenn sein Gesetz völlig wahr wäre.“ Der rein persönliche Ausfall aber (p. 184), der bloss eine hässliche Ausführung jener Byron'schen und wohl ei-

nem Dichter, wie er, verzeihlichen Bemerkung \*) ist, beweist hinlänglich, dass wir es hier nur mit einem ähnlichen Feinde zu thun haben, wie deren jener Denker schon so viele gehabt hat. Und in der That, was Dühring gegen denselben vorbringt, ist nichts weniger, als neu, und kämpft er zum grössten Theile nicht gegen ihn, sondern gegen seine eigenen willkürlichen Annahmen. Die Tendenz zu einem Hinauswachsen der Bevölkerung über die Nahrungsmittel vermag er nicht zu leugnen, sucht sie aber als für die Wirklichkeit bedeutungslos hinzustellen. Es ist jedoch nur der bereits gerügte Fehler der Methode oder lieber ein Mangel an Verständniss für dieselbe, wenn man das Ergebniss der Abstraction bloss deshalb für falsch erklärt, weil es wiederum reducirt werden muss, um mit der Wirklichkeit photographisch zu stimmen. Und was sind denn „die engeren Umrisse“, welche Dühring „innerhalb des Rahmens der möglichen maximalen Bevölkerungsvermehrung einzuschieben“ sich genöthigt sieht? Zunächst sind es die Hemmnisse physiologischer Art, die selbstverständlich zu berücksichtigen und auch natürlich berücksichtigt worden sind. Ferner bespricht er die Annahmen über die mögliche Verdoppelung einer Bevölkerung und scheut sich hier nicht gegen das bekannte Beispiel aus den Vereinigten Staaten, also gegen Malthus den Satz auszusprechen: „der Regel nach treten äussere Hemmungen ein, unter denen der Nahrungsmangel die wichtigste ist!“ Das Resultat aber dieses vielversprechenden Abschnittes ist endlich nur dasselbe, wie bei Carey: was wünschens- und erstrebenswerth ist, hält unser Autor für bereits vorhanden und von selbst eintretend und schliesst er mit der Wahrheit, dass wie überhaupt die Natur uns überall nur Combinationen bietet, so auch hier die eine Tendenz nicht isolirt, sondern mit Gegen-tendenzen verbunden sei (p. 194).

Allein diese richtige Erkenntniss ist für ihn fruchtlos, denn statt an derselben festzuhalten, scheint er sie schon auf der folgenden Seite wiederum aufzugeben. „Wo liegt in der Kette der wirthschaftlichen Operationen gleichsam das offene verhältniss-

\*) Don Juan. Canto 12. XX.

mässig unbedingte Ende?“ so fragt er daselbst und in der Antwort liegt uns eine ganz eigenthümliche Gedankenverbindung vor, welche die herrschende vernichten soll und daher von entscheidendem Interesse ist. Wir führen wörtlich an: „Offenbar da, wo die Rohstoffe für unsere Arbeit geliefert werden, und wo die Natur zu einer Vermehrung unserer Subsistenzmittel angehalten werden kann. Die Ausdehnung der Industrie hat ihre Schranken an der Naturproduction, letztere selbst aber nur an der menschlichen Thätigkeit, die sich auf die Leitung dieser Naturproduction richtet. Letztere Thätigkeit ist wiederum von der Vermehrung der Bevölkerung abhängig und so gewinnen wir von den Schranken und dem Unbeschränkten der wirthschaftlichen Erfolge eine ganz neue Vorstellung.“ Es sei gestattet daran zu zweifeln, denn, falls die Industrie durch die Naturproduction beschränkt wird, diese aber in letzter Linie von der Volksvermehrung abhängig sein soll, so ist für die Ausbreitung der Wirthschaft entweder gar kein Hinderniss vorhanden oder aber es bekundet sich eben in der Production des Rohstoffs, respective in dem Landbau. Jene Unterscheidung scheint uns daher nicht nur vollkommen mässig zu sein, sondern auch unfehlbar wieder auf die alte und richtige Anschauung zurückzuführen. „Man könnte“ schliesst der Autor selbst, „sie (die landwirthschaftliche) die offene Seite der volkwirthschaftlichen Production nennen, weil gerade bei ihr die Verschiebungen und Ausdehnungen des gesammten Wirthschaftsbetriebes statthaben müssen“.

Dies wäre doch nur dann neu, wenn hier in diesem Zusammenhange „offen“ gleich unbeschränkt und unbedingt gesetzt wäre, denn, dass die Beschaffung des Materials als die Grundbedingung der gesammten Oekonomie bewerkstelligt werden muss, wenn letztere fortschreiten soll, — das hat auch vorher kein denkender Mensch in Abrede gestellt. Unerklärlich ist aber die Logik des Schlusses, der sich unmittelbar an den vorerwähnten Satz mit den Worten anreihet: „In dieser Beziehung hat Carey also offenbar recht, indem er die Ausdehnung der menschlichen Herrschaft über die Natur gerade bei diesem Fundament für unbeschränkt ansieht, — natürlich in dem Sinn, wie dieser Begriff überhaupt vorkommen kann“ (d. h. praktisch). Und ist dieser Schluss von der

Wichtigkeit der „Naturproduction“ auf deren Unbeschränktheit richtig, wie sollte denn die Industrie an derselben ihre Schranke haben?

So schiene aber auch jene richtige Einsicht, dass wir es überhaupt nur mit Combinationen von Gesetzen zu thun haben, aufgegeben zu sein, da wenigstens die Naturproduction“, die Leistungsfähigkeit des Bodens als das „verhältnissmässig am meisten Unbegrenzte“ hingestellt wird! Allein ergab schon in der obigen Erörterung die „neue Vorstellung“ nur die alte Wahrheit, so kommt diese vollends zu ihrer Geltung, wenn es weiter unten heisst (p. 223): „Wir können die Naturproduction steigern, aber nur innerhalb der Schranken ihrer eigenthümlichen Gesetzmässigkeit. Wir können die Stoffe und die gestaltenden Kräfte zweckmässig vertheilen; aber hierin besteht auch beinahe unser ganzer Einfluss auf die Naturproduction. . . wir dürfen nicht vergessen, dass wir uns einer grossen Maschine gegenüber befinden, die ihren Mechanismus selbst niemals abändert“.

Darnach ist doch klar, dass der Gegner es selbst einräumt oder doch einräumen muss, dass die dem Menschen gezogene Schranke nirgend anders als gerade nach jener „offenen Seite der volkswirtschaftlichen Production“ zu verlegen ist. Wo wir uns Gesetze der unorganischen Natur dienlich machen, hängt der Grad ihrer Nutzbarmachung allein von unserer Kunst und Geschicklichkeit ab: wo wir aber an diejenigen der organischen Welt oder das Leben selbst herantreten, ist unsere Macht nur sehr begrenzt. Hier schliesst sich der Rahmen für unsere Thätigkeit und muss er sich immer weiter eröffnen; wenn diese andauern und fortschreiten soll, so hat man doch kein Recht zu sagen, dass jener Rahmen gerade hier „am weitesten eröffnet“, gerade hier „gleichsam das offene verhältnissmässig unbedingte Ende“ in der Kette der wirtschaftlichen Operationen sei! Selbst der Verfasser liefert den Beweis nicht für, sonder gegen diese seine eigene Behauptung.

Ebenso misslungen ist auch Dühring's weitere Polemik gegen Malthus, die bezeichnender Weise nur gegen die mathematische Formel von dessen Lehre gerichtet ist. Vor dieser bleibt er stehen und ergreift sich in völlig überflüssigen Erläuterungen und durchaus nichtssagenden Berechnungen oder vielmehr Betrachtun-

gen über solche, um, wie auch sonst, grade in dem Entscheidendsten bloss auf Carey zu verweisen. Ja zum grössten Theil polemisiert er nur gegen selbstgemachte Gegner. „Vermehrten sich“, sagt er p. 198, „die Nahrungsmittel wirklich genau in dieser Weise (d. h. in der einer arithmetischen Reihe, die mit der Zeit gleichfalls in's Unendliche wachsen kann), so würden wir vor ihnen bald im eigentlichen Sinne des Worts keinen Platz mehr haben“. „Anstatt die Aussicht des Verhungerns zu haben, würden wir uns eher um die Gefahr des Erdrücktwerdens kümmern müssen“ u. w. dgl. m. Freilich lenkt Dühring selbst darauf ein und nimmt „zu Gunsten Malthus“ an, „es gelte die arithmetische Reihe nur von der Tendenz, mit welcher die Naturproduction die Beschaffung von Nahrungsmitteln unterstütze.“ „Indessen sei diese Idee doch gar zu verzwickt, um einer näheren Erörterung werth zu sein.“ (!) Allein dies ist gerade die Idee, die in der mathematischen Formel den prägnantesten Ausdruck erhalten sollte, und beruhen daher des Kritikers fernere Erörterungen auf völligem Missverständnisse, wenn sie die Gültigkeit dieses Ausdrucks „für kürzere Zeiträume“ zum Gegenstande haben. Diese können, wo so mächtige Potenzen mit einander ringen, nicht weit genug gefasst werden, um zur Erforschung der einen von ihnen die Wirkungen der anderen zu eliminiren.

Mit einer blossen Berufung auf seinen Meister bricht Dühring auch diese Polemik ab, die ausschliesslich gegen Malthus' Vorstellung von der Anwachungsart der Nahrungsmittel gerichtet sein sollte. Er wendet dann endlich seine Angriffe gegen die Bedeutung jener beiden Formeln in deren Verbindung. Allein auch hier wird man enttäuscht, da das eigentliche Ziel bei Seite bleibt und nur die Möglichkeit hervorgehoben wird, arithmetische Reihen zu finden, die in bestimmten, zumal kürzeren Zeiträumen einer geometrischen Progression selbst voraneilen könnten. Kein Zweifel, dass es so ist, aber worin liegt hier der vernichtende Beweis gegen das verurtheilte Bevölkerungsgesetz? Die Unterweisung in der Arithmetik enthält ihn nicht. Auch eine feste Grösse kann eine Zeit lang grösser als eine zunehmende sein.

Interessanter ist, was dieser Kritiker gegen Ricardo anzuführen hat. Er berichtigt wohl Carey darin, dass die Fruchtbar-

keit oder Güte eines Grundstücks nur vom wirthschaftlichen Standpunkte (p. 225) beurtheilt werden müsse und daher der an Pflanzennährstoffen noch so reiche Boden, der aber zunächst noch nicht bebaut werden könne, weil er gesundheitsfeindlich oder zu feucht sei oder mehr als die verfügbaren Kräfte in Anspruch nehmen würde, keinen Werth habe \*). „Die meiste Arbeit und überhaupt der grösste wirthschaftliche Kraftaufwand werde da angelegt werden, wo unter gegebenen Verhältnissen bei einem geringsten Productionswiderstand die grössten Erfolge zu erzielen seien“. Es ist dies sehr wahr und können wir darin nur übereinstimmen, dass „das erste Productionsgesetz in derjenigen Regel bestehe, der zufolge wir unsere Kräfte instinctiv in der Richtung des geringsten Widerstandes anwenden“ (p. 227). Allein, wenn diese Sätze nicht gerade der neuen Lehre widersprechen sollen, so hat der Autor zweierlei zu erweisen. Erstens, dass auch wirklich der verhältnissmässig grössere Erfolg durchgehend auf Seiten des grösseren Widerstandes sei, und zweitens, dass genau in demselben Maasse, als der letztere wächst, auch unsere Kraft zunehme, so dass wohl beide absolut grösser werden, das Verhältniss aber zwischen Arbeit und Ergebniss stets dasselbe bleibe. Dies wäre schon eine Milderung des Carey'schen Gesetzes, aber auch dessen ungeachtet nicht viel weniger schwer gegen die Thatsachen in Schutz zu nehmen, welche gegen jenes sprechen. Nicht nur, dass der Landbau thatsächlich nicht allenthalben verhältnissmässig gleiche Resultate erzielt, er vermag es auch nicht, weil wegen der Begrenztheit des Bodens und der auch von dem Gegner anerkannten Selbständigkeit des Vegetationsprincips die günstigsten Bedingungen allein für „die Vorschiebungen und Ausdehnungen des Wirthschaftsbetriebs“ nicht genügen. „Der unergiebigste Boden aber, mag sich nun diese Unergiebigkeit auf die Pflanzennährstoffe oder auf

---

\* „Il est vrai que beaucoup de terres très-richees sont, en même temps, très-difficiles à mettre en valeur. Pour celles-ci, mais pour elles seules, l'assertion ci-dessus (dass der Anbau mit den weniger guten Grundstücken beginne, um zu den besseren fortzuschreiten) est juste: elle est erronée pour toute autre terre . . . il faut n'avoir jamais parcouru de champs pour s'imaginer que les frais de la mise en culture sont en tout lieu proportionnels à la fertilité du sol.“ Wolkoff. L. c. p. 198.

die mineralischen Schätze der Erde, auf Kohle und Eisen beziehen, kann offenbar nicht denselben Werth haben als unter übrigens gleichen Umständen der reichhaltige haben würde“ (p. 224), — so äussert sich Dühring selbst und gleich darauf redet er „von den wichtigen Umständen, durch welche der Boden seinen Werth von Aussen vermittelt der Umgebung und vermöge des Verkehrs erhalte. „Ja noch mehr, er nimmt keinen Anstand den eigentlichen Grundgedanken der verfolgten Theorie zu bekennen, wenn er sagt: „Auch kann der Boden abgesehen von jeglicher Bemühung seinen Werth dadurch erhalten, dass seine natürlichen Leistungen in irgend einem Falle ihrer begrenzten Menge wegen quantitativ abgeschätzt und mit anderen ähnlichen Leistungen verglichen werden . . . . Sobald ich die Menge der Leistungen an dem Bedürfnisse messe, bestimme ich den Werth, und die Begrenztheit der zugänglichen Quantität ist das Entscheidende.“

Es sind das lauter wahre Aussprüche, nur dass sie in Ricardo's System noch eine bessere Motivirung finden und mit dem Ganzen im folgerichtigsten Zusammenhange stehen. Denn, falls in dem Ackerbau der Erfolg wirklich in stets unverändertem oder gar wachsendem Verhältnisse zum Kraftaufwande stände, so könnten die „besseren“ Leistungen des Bodens niemals einen Werth erhalten, da sie schon allein dem Bedürfnisse genügen müssten, der Vergleich somit fehlen würde. Mit den Worten: „so weit die Naturkräfte nur in begränzter Quantität zugänglich sind, in so weit müssen sie auch Gegenstände der Werthschätzung werden“, — schwindet unserer Ansicht nach dieser ganzen Polemik die letzte Begründung: die Grundrente ist anerkannt. Auch ist es in der That nicht deren Existenz, gegen die Dühring weiterhin (enf. p. 254 f.) polemisiert, sondern es sind die schroffen Consequenzen, welche Ricardo aus derselben gezogen, und die Bedeutung für die Distribution, welche er ihr beigelegt hat, die er gleich dessen frühesten Antagonisten zu bestreiten bemüht ist.

L. Löll. Löll's \*) Polemik ist zum grössten Theil nur gegen seine eigene buchstäbliche Auffassung jener Ricardo'schen Rentendefi-

\*) „Die Grundrente im Lichte der Nationalökonomie und der Thatsachen“ in Stöckhardt's Zeitschr. für deutsche Landw. 1861.

nition gewandt und fordert auch im Uebrigen mehr den Humor als die Kritik heraus.

Löll ist „weit entfernt davon, den höchst wichtigen ökonomischen Unterschied“ zu verkennen, der durch den der gegebenen natürlichen Productionsverhältnisse hervorgerufen wird (p. 111) und, indem er von der Lage der Grundstücke (p. 115) und deren physikalischen Eigenschaften (p. 117) spricht, bemerkt er selbst, dass solche Differenzen nicht wohl verwischt werden können. „Diese Kräfte,“ heisst es z. B., (wie Adhäsion, Cohäsion etc.) sind im Boden wie überall an den Stoff gebunden, sie sind hier wie überall unzerstörbar, das Resultat ihrer Wirksamkeit wird aber je nach der Art, Menge und Beschaffenheit der einzelnen Stoffe, welche die verschiedenen Bodenarten zusammensetzen, auf die mannigfaltigste Weise abgeändert“. Darnach ist die gegnerische Stellung Dr. Löll's unhaltbar, denn von den 4 Punkten, welche er (p. 216) als die wesentlichen Behauptungen Ricardo's zu bekämpfen versucht, können wir nur die zwei letzten als solche anerkennen und die handeln eben von der zugegebenen Verschiedenheit der Productionsfactoren. Der Nachweis aber, dass von den p. p. 3,000,000 □-M. trockenen Landes noch viele Tausende □-M. uncultivirter, herrenloser, fruchtbarer Urboden seien, ist hier auch absolut von keiner Bedeutung. Auch dürfen Ausfälle, die aus einem solchen Mangel an Abstractionsfähigkeit entspringen, dass zwischen dem bearbeiteten und dem Boden an sich nicht unterschieden wird (p. 230), füglich unberücksichtigt bleiben. Nur eine Ahnung von Verständniss reicht endlich hin, um über eine Kritik abzuurtheilen, welche auf den Satz, dass, so lange es noch gleich fruchtbare Aecker im Ueberflusse gebe, kein Pacht (dass heisst Grundrente s. str.) bezahlt werden könne, — mit dem Ausrufe antwortet: wie concurriren wir Pächter denn, die wir einen Pacht zu zahlen haben, mit den selbstwirthschaftenden Grundbesitzern, die pachtzinsfrei sind?! Und es ist, als ob das Revier der Wissenschaft, das bis jetzt noch nicht betreten war, auch nicht betreten werden soll, denn es legt sich unüberwindlich das Glaubensbekenntniss vor: „den Pacht, welchen wir entrichten, betrachten wir lediglich als den Zins eines dem Grundbesitzer von Gott und Rechtswegen gehörigen Capitals, welches wir

Grundkapital nennen, und wir begnügen uns mit dem Zinse unseres Betriebscapitals und dem Lohne unserer Arbeit.“ (p. 231.)

Wo aber Löll wohl einzig aus Furcht vor der Steuer die Rente, die Ueberschüsse zu negiren unternimmt, wird er, da er doch die Verschiedenheit der relativen Erträge anerkennt, erst recht in die Enge getrieben. So erklärt er u. A. p. 236 Alles zugeben zu wollen, aber nur, „wenn der Boden zweiter Classe das gleiche Capital eben so hoch verzinse und die gleiche Arbeit ebenso gut bezahle, wie der Boden erster Classe, — das habe aber bis jetzt noch kein Mensch bewiesen“ und diese Hypothese sei der ungeheure Irrthum Ricardo's! Doch missverstehen wir den Gegner nicht: er meint die Hypothese, „dass der allerschlechteste Boden, welcher noch cultivirt oder abgeerntet wird, das Grund- und Betriebskapital verzinse und die Arbeit bezahle“ \*). Angenommen, er thue es nicht, es sei mit ihm schlimmer bestellt, als jener Meister es dargethan hat, — ist hier der Beweis gegen oder für dessen Theorie geführt? Es ist aber zudem noch die Frage, ob eine solche Annahme zulässig ist, wenn die Tendenz zur Zinsausgleichung eine Wahrheit sein soll? Ausnahmen giebt es und diese lassen eben nur von einer Tendenz und nicht von einer die complicirte Wirklichkeit abspiegelnden Formel reden. Aber der Verfasser ist leider ein grosser Feind jeder Abstraction\*\*) und Consequenz. Sonst müssten ihn Sätze, wie die folgenden: „wie sehr man diesen Bodenmangel fühlt, geht aus den horrend hohen Nothpreisen hervor, welche man als Pacht für die besseren Ländereien zahlt“ etc. und: „die schlechteren Grundstücke hiesiger Gemarkung finden weder Käufer, noch Pächter,“ (p. 237 cnf. 239) — doch unvermeidlich zu einer besseren Einsicht führen. Auch lässt ihn schon die fast übertriebene Vorstellung, die er von der Abnahme der natürlichen Freigebigkeit des Bodens hat, in letzter Linie nicht anders

\*) Die einzige Thatsache, dass nämlich einem Bettersdorfer Bauer die Kultur seines Bodens „bei weitem noch nicht die Hälfte der alljährlichen Arbeit, geschweige denn die Capitalzinsen bezahle“ — diese Thatsache soll auf das sogen. „Ricardo'sche Gesetz der Grundrente wie eine Bombe wirken, die man in einen Haufen Sperlinge wirft, vor ihr zerstiebe die nebelgraue Weisheit der Grundsteuermänner und Socialisten, wie Asche im Sturmwinde (p. 237)!

\*\*) Cnf. Roscher I. § 152. Anm. 6.

als einen Anhänger derselben Lehre erscheinen, die er in seinem Missverständnisse anzugreifen wähnt. Denn dass dieses vorwaltet, erhellt aus dem Gesagten, erhellt auch aus allen übrigen Einwänden, die dazu meistens noch leere Wiederholungen enthalten.

Was schliesslich Löll's Bedenklichkeiten gegen eine Besteuerung der Grundrente anbetrifft, so können wir nicht umhin, dieselben zu theilen, obwohl wir sie auf andere Gründe gestützt haben, als den, dass bei der Festsetzung des Pachtess, dieser Grundlage der Besteuerung, leicht Irrthümer vorkommen dürften; oder den, dass Zins und Lohn veränderliche Grössen seien u. w. dgl. m. Solche Hindernisse verböten jede Auflage, wenn man sie nicht bestmöglichst zu überwinden versuchte.

Nicht viel besser ist die Streitschrift Fontenay's, so dass man sie kaum besonders zu berücksichtigen hätte. Aber es ist nicht ohne eigenes Interesse, wie der Schüler Bastiat's gleich demjenigen Carey's, die Lehre seines Meisters am ehesten zu retten denkt, wenn er dieselbe unter den Schutz der angefochtenen stellt und selbst incognito in's feindliche Lager übergeht. Fonten:

Nur als Beispiel für das Verständniss, mit dem auch dieser Gegner an seine Aufgabe geht, führen wir seinen Hinweis auf die Differenz an, die auch zwischen den in der Industrie angewandten Naturkräften bestehe. Denn es ist nicht etwa die unvermeidliche Verschiedenheit desselben Factors unter gleichen Bedingungen, die er darunter versteht, sondern ganz allgemein die enorme Ungleichheit an Kraft zwischen den Schultern eines Lastträgers, dem Gespann eines Fuhrwerks und endlich dem Wagen und der Locomotive einer Eisenbahn! (p. 25 fl.) Dass dieses Geschoss nicht einmal die Richtung des Zieles trifft, ist klar. Der Absender steht aber demselben doch nah genug, wenn er p. 4 selbst äussert, dass die Gesellschaft die Dienste nicht nach der Anstrengung, sondern nach dem Resultate vergelte und daher 2 hectol. gleich guten Getreides auf demselben Markte von gleichem Werthe seien, wenn selbst die Beschaffung des einen von ihnen zehnmal mehr Arbeit, als die des anderen erfordert hätte\*). So weit er

\*) p. 9: „Je ne fais pas de théories, j'énonce simplement un fait: chacun sait qu'une manufacture, une ferme, une mine etc., s'évaluent d'après ce

dann zwischen den persönlichen und unpersönlichen Ursachen solcher Differenz im Productionserfolge scheidet und sich dahin erklärt, dass jene zu beurtheilen uns kaum angeht, diese aber a priori jedenfalls ungerecht zu nennen sind, kann man ihm nur beistimmen. Es ist dies, wie er richtig bemerkt, ein ernster und schwieriger Gegenstand und man ist gespannt, wie nah solchen Prämissen Bastiat's Nachbeter seine Ansicht von der Rente dennoch durchkämpfen will. Es bietet jedoch nichts Neues, da, wie es sich übrigens erwarten liess, sein ganzes Bestreben nur darauf hinausläuft, auch jenes Einkommen als Gewinn zu deuten. Es liegt diese beabsichtigte Verwischung des Unterschiedes jener beiden Distributionsformen schon in der ganz allgemeinen Deutung des Wortes „produit net,“ da es sowohl Rente als Gewinn (Unternehmergeinn und Zins) bezeichnen soll.

Interessant wird daher der Verfasser für uns erst da, wo er aus diesem Gemenge von alten Wahrheiten und ganz willkürlichen Begriffsbestimmungen herauskömmt und uns in den entscheidenden Erörterungen mit seinen nouveaux aperçus bekannt macht. Denn sonst haben wir hier Nichts als die Lehren Carey's, Bastiat's und Banfield's vor uns, die Fontenay nach eigener Ankündigung (37) bloss zu einem Bündel zusammengefasst hat, wahrscheinlich eingedenk der Fabel, wo der sterbende Greis zeigt, dass auch die gebrechlichsten Stäbe zusammengebunden einen Widerstand leisten können. Leider lassen sich aber, wie wir gesehen haben, mit die wichtigsten Sätze jener Forscher nicht zusammenfassen und will das Band, das dieser Schüler um sie zu legen versucht, keineswegs passen.

„Nous montrerons que les différences de productivité naturelle ou acquise n'entraînent aucunement, comme on l'a supposé, des différences correspondantes dans le taux des revenus“ (p. 41). Das ist der Hauptsatz, dem sich unsere Aufmerksamkeit zuwendet, denn durch ihn soll offenbar die Schwierigkeit gehoben wer-

---

qu'elles rapportent annuellement, nullement d'après ce qu'elles ont coûté à établir, et que celle qui produit six vaut deux fois celle qui ne produit que trois, quelles que soient les sommes primitivement dépensées à leur installation.“

den, der gegenüber Erfindungsgabe und Dialektik selbst ihre Meister im Stich gelassen hatten.

Fontenay will wohl im Princip (p. 42) keinen Unterschied in der natürlichen und absoluten Fruchtbarkeit der Ländereien zugeben, übersieht aber in seiner ganzen Abhandlung das Relative, das Verhältniss zum Kostenbetrage so sehr, dass er bei seiner Bewunderung der späteren, grossartigeren Kultur durchweg den ganzen Gewinn als *produit net* auffasst und die mögliche Ersparniss der Hand-Arbeit durch Kapitalanlagen für gleichbedeutend hält mit einer Ersparniss an Kosten. Nur daher lässt es sich auch erklären, wie auch ihm die später bestellten Grundstücke zugleich die schwierigeren und produktiveren sein können (p. 47 f.) und er trotz der Bastiat-Carey'schen Grundanschauung das Bekenntniss über sich bringt: „*si pour s'emparer des rives des fleuves, des plaines humides, des marais, il a fallu d'immenses efforts et d'immenses travaux d'art; pour conserver ces conquêtes, il faut aussi un travail difficile et continuel de réparation et d'entretien.*“ Und dennoch soll also der Anbau der Sümpfe u. s. w. nicht etwa als Ausnahme, sondern als strenge Regel relativ lohnender sein — d. h. dem Menschen die Beschaffung seiner Nahrungsmittel fortwährend leichter machen? Wo bleibt die Logik, wenn auch dieser Gang der Bodenkultur durch die Geschichte, aber zu Gunsten des natürlichen und einfachen Denkverfahrens bestätigt wird, das eine freie Gabe für leichter erworben hält, als eine erarbeitete?

Gegen den Einwand aber, dass, möge der Fortschritt des Anbaus sein, welcher er wolle, die Rente dessen ungeachtet kraft der Bodenverschiedenheit bestehen bleibe, soll der Hinweis darauf schützen, dass wir nicht der Hungersnoth und Theurung, sondern dem Ueberfluss und der Wohlfeilheit der Nahrungsmittel (Carey!) entgegengehen und dass das Einkommen des Grundeigners nur ein der verwandten Arbeit, dem Muthe und der Intelligenz genau entsprechender Gewinn sei. Der erste Satz, so übertrieben er ist, wäre noch richtig, falls jene Vorstellung von der wachsenden Productivität sich wirklich auf ein erwiesenes oder zu erweisendes Gesetz stützte und ferner nicht etwa bloss die Stabilität, nein das Sinken des Getreidewerthes (p. 50) als eine ausgemachte

Thatsache betrachtet werden könnte \*). Die zweite bereits abgewiesene Behauptung aber, laut der die Rente „die verdiente Prämie der intelligentesten Arbeit“ wäre, soll hier damit motivirt werden, dass die ältere Arbeit, die sich dem Boden gewidmet hat, als „grob, materiell, nicht intelligent“, als „die stationäre Arbeit der ersten Zeiten“ mit Recht nicht mehr oder fast nicht mehr belohnt werde (p. 51). Allein abgesehen von der Inconsequenz, die darin liegt, diesen Anbau noch für möglich zu halten, falls Carey's grosses Gesetz wirklich gültig wäre, ersieht man leicht, dass auch diese Variante der beliebten Rentenrechtfertigung nicht glücklicher, als etwa die M. Wirth'sche ist. Welche Schuld klebt an dem Eigenthümer des früher bestellten Grundstücks, das er überkommen hat, und welches Verdienst stellt so hoch über ihn den anderen Eigenthümer, der in seinem Revier zufällig einen Sumpf hat?! Es ist ja hier, man merke es wohl, von der eigentlichen Rente und nicht von dem Gewinne, also nicht von dem Unternehmer die Rede. Der Ueberschuss muss aber von dem die Urbarung bedingenden Einkommen selbstverständlich auch dann noch getrennt werden, wenn beide in dieselben Hände gelangen. Der Mangel an dieser Unterscheidung ist ein anderer Hauptfehler Fontenay's, aber für seine Beweisführung und Ansicht unumgänglich. Zu allem dem kommt übrigens noch der Umstand hinzu, dass, wie wir sehen werden, nach seiner eigenen Aussage grade der ärmere, also früher angebrochene Boden den relativ grösseren Ertrag gewähre!

Doch ist dieser Schriftsteller in einer Hinsicht vorsichtiger als seine Gewährsmänner: er macht auch gegen den Einwand Front, als müsste nach Bestellung der allerfruchtbarsten Grundstücke zuletzt dennoch Ricardo's Doctrin geltend werden. Zu diesem Behufe erklärt er nämlich einfach, dass nicht nur jede neue Urbarung im wahren Sinne des Wortes, sondern auch jede neue Kapitalanlage grösseren Erfolg als die früheren gewähre (p. 53). Défrichement und amélioration seien ja im Wesen eines und dasselbe. Der Genauigkeit halber müssen wir aber wirkliche Verbesserungen von den blossen Kapitalzusätzen scheiden. Meint nun

\*) S. unten S. 387 ff.

Fontenay, dass der Ackerbau nur jene ersteren kenne, so siegt allerdings seine Hauptansicht, wenn er für eine solche Behauptung auch einen Beweis führen könnte und nicht vielmehr selbst es hinterdrein als Gesetz proklamirt, dass der Ertragszusatz abnehme. In anderem Falle ist aber bei aller sonst nothwendigen Berücksichtigung das Vordringen des menschlichen Geistes zunächst wenigstens, um die eine Tendenz zu isoliren, ausser Acht zu lassen und von dem Gegner die Erklärung zu verlangen, ob er sich getraut mit relativ gleichen, geschweige denn geringeren Kosten ein grösseres Quantum Producte zu erzielen. Die Entgegenstellung, dass kein Unternehmer bloss Ricardo zu gefallen (p. 55) an eine wenig lohnende Urbarung gehen werde, wenn ihm der Ankauf eines bereits angebauten Grundstücks mehr verspräche, ist an sich eben so richtig, als in Bezug auf ihr Ziel ganz unverständlich. Unser Autor vergisst, dass die Voraussetzung der Culturausbreitung deren Nothwendigkeit ist, und polemisiert gegen sich selbst, da er von der Mühe und Arbeit, von dem Risiko und Zeitverlust einer ersten Bestellung spricht. Wie darf er dann schliessen: „qu'à dépenses égales, elle (la nouvelle terre) sera plus productive que les terres cultivées qu'il pourrait acheter“? Hier wird im Gegensatz zu dem sonst herrschenden Fehler unter „dépenses“ bloss die Kapitalauslage, abgesehen von der persönlichen Mühe etc. verstanden, die Zunahme der Produktivität dagegen wiederum nur nach dem Verhältnisse zur jährlichen Arbeit gemessen. Es ist als ob die primitiven Kosten, der Zins des einmaligen Kapitalaufwandes nicht zu berechnen wäre. Ein Acker kann aber für die gleiche jährliche Arbeit bedeutend mehr ertragen als ein anderer und trotzdem dieser letztere bei richtiger Berechnung ergiebiger sein, d. h. im Verhältnisse zu dem Aufwande im Ganzen. Denn, wenn es auch nie gelehrt worden, dass des Menschen Wissenschaft, die Naturkräfte in Dienst zu nehmen, ihn mancher körperlichen Anstrengung überhebt, so ist es doch grundfalsch, diese Ersparniss durchweg auch für eine ökonomische zu halten, d. h. zu wännen, dass der Zins nicht mit zu den Kosten zu rechnen sei. Nur dieser Schluss ist überraschend, der Satz aber: „plus intervient le capital, plus diminue le travail courant de la production pour un résultat donné“, enthält nichts Neues und Para-

doxes, Nichts, was in Erstaunen setzen dürfte (p. 65). Auch kann er ohne jenen Schluss nicht wohl dazu dienen als ein allgemeineres Princip das grosse Gesetz Carey's zu ersetzen, der Verfasser sagt aber doch selbst, dass der aus der Ersparniss an laufender Arbeit durch Kapitalaufwand resultirende Gewinn, er sei gross oder gering, der Lohn des Kapitals sei (p. 67 c. 69). Dass aber einer Anlage des letzteren nur dann der Vorzug gegeben werde, falls dieselbe mehr an Arbeit erspart, als sie selbst kostet oder, dass mit andern Worten kein Mensch wissentlich eine Veränderung zum Schlechteren vornehme, ist gewiss. Allein es ist hier nicht das Verhältniss zu der Arbeit, welche sonst nothwendig geworden wäre, sondern zu der in Rücksicht zu nehmen, welche früher zu demselben Zwecke hingereicht hatte.

Fehlt es nicht an Verstössen, nicht bloss gegen die besondere Wissenschaft, sondern auch gegen die allgemeinen Denkgesetze, so enthält das Buch „Du revenu foncier“ auch manche innere Widersprüche. Einige haben wir bereits angedeutet; so contrastiren aber z. B. auch die Belege für die Wirksamkeit der Kapitalanlagen und deren daher rasche Wiederersetzung nicht wenig mit der übrigens nichtsbeweisenden Annahme, als ob die landwirthschaftlichen Erträge s. s. noch bei weitem nicht dem üblichen Zinse für alle Kosten gleich kämen. So werden aber Beispiele und Behauptungen je nach dem augenblicklichen Bedürfnisse gedreht und gewendet, bloss um kein Geständniss zu machen; die Sätze der Rententheorie dagegen so missdeutet oder missverstanden, dass Fontenay, wenn er die Ansicht bekämpft, als sei der Ackerbau keiner Verbesserung zugänglich oder, als müsse eine solche gar eine Preissteigerung zur Folge haben, — im Walne sein kann, gegen Ricardo zu polemisieren (p. 74 f.). Auch ist seine Kritik überhaupt der Art, als sei Letzterer der Meinung gewesen, dass in ganz Europa ein einzelner Mensch in seiner Einsamkeit comfortabler leben würde, als in der jetzigen Vergesellschaftlichung.

Ganz unverständlich ist es ferner (p. 102), wie Ricardo's Behauptung, dass die Löhne in einem geringeren Maasse als die Getreidepreise zu steigen die Tendenz haben, als eine leere Ausflucht bezeichnet wird. Nehmen wir nur des Gegners eigenes Beispiel. Man brauche in einem Falle 2000 Tage um 100 Hectol. zu ernten;

der Tageslohn sei von  $\frac{1}{2}$  auf 1 fr., der Preis von 15 auf 20 fr. per Hectol. gestiegen und das Resultat der Production daher natürlich kein anderes, als dass der Ertrag die Kosten gerade decke. Wo bleibt denn die Rente? fragt hier Fontenay und übersieht, dass der Preis nicht ohne Grund diese Höhe behaupten könne und bei solcher Berechnung die dieselbe bestimmende ungünstige Kapitalanlage ausbleiben müsste; er übersieht, dass seine Berechnung von dem hier so nothwendig zu beachtenden Kapitalantheil auch nicht die geringste Notiz nimmt und eine allgemeine Lohnsteigerung eben so wenig auf den Preis, als auf eine Ausgleichung gegebener Differenzen zu wirken vermag. Noch ungeschickter ist womöglich die Verwechslung von Zins und Unternehmergewinn, zu der er mit der Erklärung, dass das Gesetz der Zinsausgleichung eine Absurdität sei (p. 121 Anm. I), seine Zuflucht nimmt, um eben auch die Rente für eine Klugheitsprämie u. a. m. ausgeben zu können. Als ob sogar der unpräcise Sinn des englischen „profit“, auf den die englischen Nationalökonomten seither häufig genug selbst zurückgekommen sind, in der Hand von Bastiat's Schüler zur Waffe werden sollte, um Ricardo zu bemeistern! Allein das ist noch bei weitem nicht Alles und je weiter man liest, desto mehr staunt man über die Art und Weise, wie dessen Lehre gewürdigt und beföhdet wird.

Gewiss kommt es einzig und allein auf den „taux du revenu“, den Quotienten von Ertrag und Kosten an, wenn man die Productivität eines Unternehmens beurtheilen will, und wir halten daran im Folgenden unerbittlich fest. Was ist jedoch damit bewiesen, „dass der Ertragssatz (der relative Ertrag) auf den produktivsten Grundstücken im Allgemeinen nicht höher und sehr häufig sogar niedriger, als auf den ärmsten sei“ (p. 123)? Bringt dieser „ärmste“, über doch wirtschaftlich produktivste Boden mehr als den üblichen Zins, mehr als Alles ein, was zur Deckung der Productionskosten, den Unternehmergewinn mit eingerechnet, nothwendig ist, so ist man berechtigt, von seiner Rente zu reden. Wenn aber „es im Interesse des Grundeigenthümers liegt, dem sehr guten Boden Alles abzufordern, was er nur geben kann, d. h. soviel Arbeit und Kapital auf ihn zu verwenden, bis dass sein Ertrag nicht merklich den üblichen landwirthschaft-

lichen Zinsfuss übertreffe“, — nun dann lehrt uns Fontenay selbst, was als Rente und was als Zins aufgefasst werden soll. „Il est en effet“, so fährt er unmittelbar darauf fort, „de son avantage de tirer de sa terre 5000 fr., par exemple, de revenu total, à 5 p. 100 plutôt que 1000 fr. seulement à 10 p. 100; et pour accroître son revenu absolu, il doit chercher et cherche en effet à diminuer son revenu proportionnel, tant que son taux est supérieur au taux général des profits fonciers.“ Man beachte es wohl: das erste Kapital von 10,000 fr. brachte ihm 1000 fr. oder 10 %, der Gesamtzusatz aber von 90,000 bloss 4000 oder 4,4 % ein! Jenes gäbe somit einen Ueberschuss oder eine Rente von 556 fr. und es ist sehr die Frage, ob der Grundeigner, wenn der übliche Zinsfuss 5 % ist, die grosse Summe von 90,000 zu 4,4 % anlegen würde, bloss weil jener Ueberschuss diesen geringeren Zins auf das Niveau erhebt. Die Erscheinung aber, auf welche wir hier mit grosser Emphase aufmerksam gemacht werden, ist einfach die der wiederholten Kapitalanlagen, die allerdings und naturgemäss meist auf den reicheren Grundstücken, aber wohl nur in der Weise stattfinden, dass sie schon an und für sich den gewöhnlichen Zins versprechen. Nur etwa die Aussicht auf einen baldigen künftigen Ueberschuss könnte mit einem geringeren zufrieden stellen, nie aber der bereits vorhandene. Kapitalien können auch anderwärts, als bloss im Ackerbau angelegt werden. Doch der Verfasser glaubt ja an keine Ausgleichung des Gewinn's, weil er eben von den concreten Fällen so wenig zu abstrahiren vermag, dass es ihn stört, wenn z. B. ein kleines Unternehmen in einer kleinen Stadt einen grösseren Gewinn verhältnissmässig abwirft, als ein grösseres in einer Stadt, wie London und Paris. Er vergisst, dass verschiedene Gewerbe und Berufe, Land und Stadt und zwar mit Recht verschiedene Gewinnsätze haben können, ohne das grosse Gesetz der Ausgleichung aufzuheben; er vergisst, dass bei der Flüssigkeit der Kapitalien nur dort von einer Rente die Rede sein kann, wo die Ursache des Ueberschusses ausser dem Bereiche der Persönlichkeit, der menschlichen Willkür, der Concurrenz, wo sie in gegebenen, sei es natürlichen oder socialen, Verhältnissen zu suchen ist. Auch irrt er vollständig in seiner Beweisführung, als bewegten wir uns in einem Cirkelschluss,

wenn wir die Rente aus der Differenz des Ertrages und der notwendigen Kostendeckung herleiten. Wir stimmen vielmehr darin, dass „le taux et l'interêt“ nichts Anderes als „le revenu sous une forme dérivée“ sei (p. 180) so überein, dass wir eben den Zins stets nur nach dem revenu der letzten Kapitalanlagen berechnet wissen wollen.

Er dagegen, der Anhänger der Bastiat-Carey'schen Lehre, hat es nicht leicht zu verantworten, wenn er, wie schon angedeutet, in die Anerkennung des Bodengesetzes verfällt und dasselbe p. 127 vollends, wie folgt, darlegt: „Ce premier revenu“, sagt er dort, „serait très-faible, assurément, en valeur absolue; mais le taux en serait toujours élevé, par rapport à la mise de capital, presque nulle, qu' exige cette agriculture primitive. A mesure, au contraire, qu' on accumulera du capital sur ce sol... (und zwar noch unter vorausgesetzt fortschreitender Einsicht und Kunst), on peut compter d'avance que, si chaque hectare rend des sommes plus fortes, le taux de ces revenus, leur rapport aux capitaux dépensés, ira naturellement en décroissant.“ Wer mag das, wer mag die auf p. 128 folgenden Tabellen, wo die Extreme zwischen der extensivsten und intensivsten Wirthschaft mit 12 und 3% Ertrag angegeben sind \*) — wer kann das, sage ich, in Einklang bringen mit dem grossen Gesetze der zunehmenden Produktivität?! Heisst es doch noch in demselben Buch, dass man auch keine einzige neue Kapitalanlage aufweisen könne, die nicht (abgesehen von falscher Berechnung) und zwar relativ gleich viel oder noch mehr erträge, als durchschnittlich der bereits bestellte gute Boden (p. 55)! So sehen wir auch hier, dass der Antagonismus in seinem Eifer nicht nur sich selbst widerspricht, sondern, wie es vom Scorpion heisst, zum Selbstmörder wird, da er keinen Ausweg findet. Die Lehre von der zunehmenden Productivität wird vollständig aufgegeben: es sollen

\*) Von einer geschickt und glücklich geleiteten ferme-école heisst es p. 138: pour obtenir en très-peu de temps une augmentation de revenu-net de moitié en sus elle a triplé au moins son produit brut.“ Und unten in der Anm. 2: „Bastiat, qui avait agriculturé lui-même dans les Landes, indique un rapport analogue: pour doubler le produit-net, sextupler le produit-brut!“

sowohl die später angebauten „productivsten“ Grundstücke unproductiver als die schlechtesten sein, mit denen die Kultur beginne (p. 123 und 138 f.), als auch die selbst bei grösserer Einsicht wiederholten Kapitalanlagen einen kleineren Erfolg erzielen, als die ersten, die auf demselben Stücke Land statt hatten. Nur der Autor selbst ist aber daran schuld, wenn er meint, dass die Ricardianer den Irrthum begehen von der Verschiedenheit der absoluten Erträge (r. à l'hectare p. 143) auf die der relativen zu schliessen! Wenn Jemand, so haben gerade sie die beiden Begriffe stets auseinander gehalten.

Es ist nun allerdings anzunehmen, dass zu gleicher Zeit auf gleichartigen und gleichgelegenen Grundstücken dieselbe Wirthschaftsstufe herrsche und dadurch die Zeitverschiedenheit verwischt erscheine; allein man vergleiche nur den Erfolg der Kapitalanlagen, wie sie Fontenay (p. 128) selbst angiebt, wie sie je nach der Intensivität der Bewirthschaftung, je nach dem Fortschritte der „défrichements“ (in des Verfassers Sinn) 12, 5, 4½, 4, 3¾, 3½ und endlich 3 % einbringen sollen. Kein Unternehmer aber würde neues Kapital zu 4 % verwerthen, wäre es in seiner Macht, von demselben wie von dem früher angelegten 12 % zu erhalten. Es ist daher bloss anzuführen, wenn der Gegner, der die Wirkung des Bodengesetzes constatirt, dieses selbst nicht auf seinen Grund zurückführt, sondern lieber als eine Art geheimnissvoller, wunderbarer Panacee hinstellen möchte: „corrigeant l'inégalité, même fatale, des rémunérations, par l'inégalité volontaire des efforts qu'elles provoquent“ etc. etc. (p. 140 f.)! Es ist ihm ein „fait bizarre“ und ein „beau phénomène“, dass der Mensch stets strebe, seinen absoluten Gewinn auf Kosten der relativen zu vergrössern! Ricardo hätte ihn darüber aufgeklärt, dass das kein Wunder und kein Charakterzug der menschlichen Natur ist, sondern in der zwingenden Nothwendigkeit beruht, einer steigenden Nachfrage zu genügen, wenn selbst die Arbeit nicht in demselben Maasse belohnt wird.

In ähnlichen Widersprüchen und Widersinnigkeiten bewegt sich aber auch die ganze fernere Polemik, so dass ein Eingehen auf dieselbe wohl Zeitverschwendung wäre. Meint z. B. Fontenay (p. 129 f. und 159 f.) gleich Banfield, dass die Beschrän-

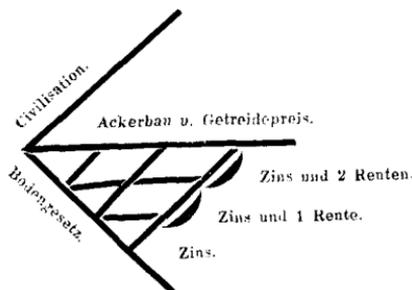
kung des Anbaus einer jeden Pflanze auf den für denselben speciell geeigneten Boden die letzte Verschiedenheit im Ertragssatze ausgleichen müsste, so übersieht er, dass sich die Nachfrage wohl schwerlich seinen Tabellen accomodiren werde. Die betreffenden Kranken wären schlimm daran, falls nur Pirogoffs und Langenbecks Chirurgen sein dürften. Er beachte doch selbst die Wirklichkeit, auf die er so gern die Ricardianer, die unwissenden Phantasten, verweist und bedenke, dass er mit der Annahme, dass man auf den besseren Grundstücken nur die plantes industrielles kultivire oder wenigstens kultiviren müsse, nichts Anderes lehrt, als dass mit dem Fortschritt der Bevölkerung die Getreideproduction auf stets schlechteren Boden gedrängt werde. Das wäre ja, abgesehen von der Inconsequenz, noch schlimmer als die „unheimliche“ Lehre, welche doch neben dem ärmeren auch noch den reicheren Acker das Angebot jenes notwendigen Nahrungsmittels stellen lässt. Und wo endlich (p. 150) in dem wiederaufgenommenen Kampfe gegen die physiokratische Ansicht es heisst, dass die Nationalökonomie selbst von keiner „natürlichen Fruchtbarkeit“ reden sollte, genügt es schon zur Beurtheilung bloss die Frage wiederzugeben: „que vient faire la fertilité naturelle, je vous le demande, à propos d'une industrie comme l'agriculture, dont le premier acte est précisément de détruire la végétation naturelle?“ Es wird also nicht der Boden selbst, sondern dessen Bekleidung betrachtet und daher der Meinung gehuldigt, dass, weil kein Land von selbst Getreide ertrüge, auch jene Bezeichnung grundfalsch sei. Aber es kommt doch wahrlich nicht darauf an und hat man die Wahl zwischen einer Sandwüste und einem Boden, wie etwa der Tschernosem, so zieht man gewiss diesen letzteren jener vor, gleichviel womit er ursprünglich bewachsen ist.

Turgot, ein Physiokrat, hatte eine richtigere und klarere Anschauung über den Gegenstand, als diese Neuerer!



# Schluss.

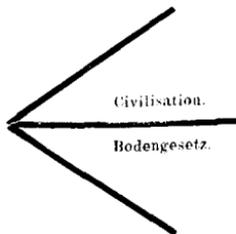
Der Art ist dieser Donnerkeil, zu dem Fontenay die Blitze Carey's, Bastiat's und auch Banfield's zusammengefasst hat, er macht viel Lärm, aber zündet nicht und versengt sich selbst. Die einzige Wirkung dieses von Amerika aus über uns hinwegrollenden Gewitters ist, dass Ricardo's System in dem grellen Lichte nur noch geläuterter dasteht und sich uns noch mehr in seiner eigentlichsten Bedeutung aufgeschlossen hat. Ricardo hat nur eines der Grundgesetze erforscht und verfolgt, die Aeusserungen des anderen wenn auch nicht ganz eliminirt, doch mehr als Störungen betrachtet. Dank der neuen Polemik aber, welche jenes erstere, das Bodengesetz (s. l.) ganz leugnen wollte und nur den Fortschritt kannte, ist es uns zur Gewissheit geworden, dass sich die ganze Wirthschaftsgeschichte als ein grosses Parallelogramm zweier Kräfte denken lässt, deren Resultat der factische Verlauf der Cultur ist. Diese Linie ist naturgemäss keine gerade, sondern eine Wellenlinie und aufwärts von der rohesten Urproduction an bis zu der höchsten Geistesarbeit entfernt sie sich in den kleineren Parallelogrammen, die in ihrem Complex jenes eine Grosse ergeben, immer mehr von der Linie des Naturgesetzes, um sich der des Geistesgesetzes zu nähern. Sie kann aber nirgend weder mit dieser, noch mit jener ganz zusammenfallen.



Das wäre ungefähr die Figur, die uns hier am meisten interessirt und eine Aufgabe der Statistik ist es, dieselbe auf Grund der Zahlen auch analog der Wirklichkeit zu zeichnen. Den Gegnern fehlt aber die Abstractionsfähigkeit, welche jedes Grundgesetz erheischt um verstanden zu werden. Wenn ein Forscher bei der Combination irgend welcher Kräfte sich nur mit der einen derselben befassen und ermitteln würde, dass sie in horizontaler Richtung wirkt, könnten sich vielleicht gleichfalls Andere finden, die mit allem Eifer der Opposition behaupteten: nein, die Bewegung ist eine schräge, ja noch mehr, eine vertikale.

Wie aber Ricardo die ganze Geschichte der Rentenlehre in der Weise beherrscht, dass alle Denker, die sich mit derselben beschäftigt haben, entweder als seine Vorgänger oder als seine Anhänger und Antagonisten bezeichnet werden, so steht auch die Grundanschauung, auf die er seine Theorie stützt, als einzig wahr, mitten zwischen den beiden Extremen.

A. Die Physiokraten, welche die Rente der Productivität der Naturkräfte zuschrieben, konnten von ihrer Ahnung jenes grossen Antagonismus natürlich noch keinen Gebrauch machen und wädhnten, dass der Fortschritt der Civilisation an die Zunahme des produit net, also die wachsende Wirkung des Bodengesetzes geknüpft sei. Ihre Irrlehre liesse sich daher durch folgende Figur veranschaulichen :



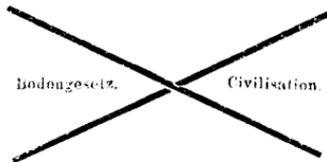
in der die Folge des Widerstandes der Natur oder — es ist dasselbe, dieser selbst direct als Basis des menschlichen Gedeihens erscheint (S. oben 48, 49).

C. Carey dagegen, der die berechnete Einseitigkeit Ricardo's durch eine unberechtigte bekämpfen will, lehrt, dass es nur ein einziges Gesetz für Geist und Natur und zwar in dem Sinne gebe, dass in dem Maasse, als unsere Einsicht und Macht

zunimmt, sie sich auch an immer geringeren Schwierigkeiten zu bethätigen haben, und glauben wir daher solche Ansicht in folgender Weise darstellen zu können:



B. Ricardo endlich, der wohl, weil er gleich Thünen forschte, die eine uns ungünstige Tendenz prävaliren liess, aber die andere immerhin berücksichtigt hatte, geht davon aus, dass ihr Antagonismus ein fortwährender und fortwährend wachsender ist. Sein bedeutendster Anhänger J. St. Mill hat diesen Gedanken, der uns folgende Zeichnung zu ergeben scheint:



am tiefsten erfasst und am besten ausgeführt. Es braucht aber natürlich nicht hervorgehoben zu werden, dass alle diese geraden Linien nur die Hauptrichtungen und nicht die unendlichen Abweichungen wiedergeben, denen sie in Wirklichkeit unterworfen sind.

Haben wir nun für die dritte Anschauung, als für die Wahrheit gefochten, so geschah es aus dem Grunde, weil sie, wie wir gesehen haben, die einzige ist, die sowohl alle Thatsachen zu erklären vermag, als auch unseren sonstigen Vorstellungen vom Leben am meisten zu entsprechen scheint \*). Und nenne man sie

\*) „On the one hand we have the human mind obeying the laws of its own existence. . . . On the other hand, we have what is called Nature, obeying likewise its laws“ etc. Buckle. L. c. Vol. I p. 19.

nicht materialistisch, denn ihre Consequenz ist keine andere, als dass wir unsere ganze Hoffnung auf den einen Anker: die Entwicklung desjenigen setzen, das uns über die übrige Schöpfung erhebt und erst zu Menschen macht (S. oben S. 291 A. 1). Mögen es die Neuerer selbst verantworten, wenn sie lehren, dass die blosse Vermehrung unseres Geschlechts schon hinreiche, um dessen Loos fortschreitend zu verbessern, der Anhänger Malthus' und Ricardo's kann nicht umhin, nicht nur die Bereicherung an Kenntnissen, sondern auch die sittliche Durchbildung als die nothwendige Bedingung zu betonen, ohne die kein Gedeihen möglich ist und wir in der That gleich dem Thiere dem Verderben entgegen gehen müssten \*). Wenn jene Anschauung einerseits allen den beliebten Einwänden Stand hält, dass sich die Lage selbst der zahlreichen Arbeiterklasse nicht verschlimmert habe, so fordert sie eben andererseits eine bewusste Förderung der Humanität zum Wohle der Einzelnen wie der Klassen, der Völker wie der ganzen Menschheit. Weit entfernt daher gegen die Weisheit des Schöpfers zu verstossen ist sie die einzige, welche mit den von ihm an uns gestellten Anforderungen im besten Einklange steht. Auch die Nationalökonomie ist, wie jede andere sociale Wissenschaft, in letzter Linie nichts Anderes, als auf ihrem Gebiete die Verwirklichung der grossen Ideen der Humanität und die Geschichte des siegreichen Kampfes dieser Ideen ist auch die Geschichte der Volkswirthschaft und ihrer Lehre \*\*).

„Mais quelle chose ennuyeuse et triste vraiment, qu' il faille salir tant de papier et coudre les uns au bout des autres tant de mots, pour débrouiller une question qui, sans ces systèmes laborieusement faux, se présentait si simple!“ Allein herrscht und erhält sich doch hienieden selbst die Wahrheit nur durch den Kampf.

\*) S. oben S. 286. Darwin.

\*\*\*) „Alles ausser uns ist nur Element, ja, ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten lässt, bis wir es ausser uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben.“

Goethe.

# *Anhang.*

Was die Statistik der Frage betrifft, so haben wir die Schwierigkeit ihrer Behandlung bereits in der Vorrede darzulegen gesucht. Wenn es auch gelingt trotz mangelhafter und zerstreuter Daten für die ältere Zeit, trotz der Münzverschiedenheit und des Einflusses der Witterung, der politischen und commerciellen Verhältnisse einen annähernd richtigen Nachweis zu führen, welchen Gang im Laufe der Zeit der Getreidepreis genommen habe, so bleibt noch zu erledigen, ob das zu Messende oder das Maass selbst die ermittelten Veränderungen erlitten hat. Denn mit die ausführlichsten Preistabellen sind nicht für unseren, sondern den fast entgegengesetzten Zweck zusammengestellt worden, nämlich nicht den Getreidepreis an dem Metalle, sondern den Metallpreis an dem Getreide zu messen. Dieses ist das stetigere Werthelement, „denn gerade dieselbe Unentbehrlichkeit, welche seinen Preis von Jahr zu Jahr und von Monat zu Monat so schwankend macht, befördert wiederum die Gleichförmigkeit der vieljährigen Durchschnittspreise“ Da aber diese Gleichförmigkeit nur durch das Gleichgewicht jener beiden antagonistischen Tendenzen zu erklären ist, so müssten wir, um die Wirkung des Ricardo'schen Gesetzes genau feststellen zu können, auch jede Verbesserung, überhaupt jedes ihm entgegenstrebende Moment und dessen Wirkung bis in's Einzelne controliren können. Das ist jedoch kaum möglich \*), weil auch selbst die bedeutendsten Erfindungen meistens nur in den beiden extremen Zeitpunkten berücksichtigt werden, wo sie

---

\*) So meint auch Helferich („von d. Schwankungen der edlen Metalle“ Nürnberg. 1853 p. 45), dass es unmöglich sei, die Einwirkungen der natürlichen Tendenz zum Steigen und der entgegenwirkenden der Verbesserungen aller Art auf den Preis überall genau zu verfolgen.

entweder eben in's Leben getreten, oder schon bereits zur allgemeinen Errungenschaft geworden sind; ihre allmälige Verbreitung aber, der Verlauf selbst des Fortschritts um so schwerer mit Erfolg zu übersehen ist, als man mit zugleich auch den Einfluss der Nachfrage und die Thätigkeit des Gegenprincips beständig zu beachten hat. In den Conflict, den Process der Ausgleichung beider Mächte vermögen wir nur spärlich Einsicht zu gewinnen, was uns vorliegt, sind höchstens nur die fertigen Resultate desselben. Allein auch diese genügen, zumal einzelne besonders eclatante Daten nicht fehlen, um der Ricardo'schen Lehre insoweit unzweifelhaft den Sieg zu sichern, als alle die für den Ackerbau constatirten Erscheinungen, wenn nicht durch die Annahme eines dem Fortschritt mächtig widerstrebenden Gesetzes, alsdann auch schlechtweg durch Nichts erklärt werden können. Lässt sich für den Getreidepreis keine auffallende Steigerung nachweisen, so ist er auch nicht nur nicht in dem Maasse, wie der der Industricerzeugnisse, sondern überhaupt sicherlich nicht gesunken, trotzdem dass dies bei einer solchen Reihe der bedeutendsten improvements wohl zu erwarten gewesen wäre. Auch haben diese letzteren es nicht ermöglicht, den Anbau nur auf die besten, d. h. auf gleiche Grundstücke, oder auch auf die relativ erfolgreichste Art seines Betriebes beschränken zu lassen. Es muss allerdings so gut wie aufgegeben werden, die Grundrente im Ricardo'schen Sinne rein auszuscheiden und „es sind fast unüberwindlich die Hindernisse, welche einer genauen Ermittlung des Verhältnisses der Rente zum Ertrage entgegen stehen“ \*), allein die Unterschiede der kultivirten Ländereien sind so kolossal, dass die nothwendige Existenz der aus denselben entspringenden Ueberschüsse von keinem Unbefangenen geleugnet werden kann. Die Lohn- und Gewinnverhältnisse endlich, die hier gleichfalls in Betracht zu ziehen wären, hängen von so vielen anderen, socialen, wie ökonomischen Bedingungen, so namentlich von der Vermehrung der Arbeiter einer- und des Kapitals andererseits ab, dass durch ihre Beachtung die Aufgabe noch bedeutend erschwert werden würde.

\*) Cnf. Mc. Culloch „Stat. Account etc. 1839. I p. 537, Roscher I § 156 Anm. 2., Wolkoff u. A.

Bei Angaben, die wir den daran reichen Handbüchern eines Roscher's und Rau's entnommen haben, glauben wir einfach nur auf die betreffenden Stellen verweisen zu dürfen. Es waren uns aber nicht nur eigentliche Quellen, wie Kataster, sondern auch selbst Werke unzugänglich, die entweder in ihrem allgemein statistischen Inhalte oder in ihren speciellen Untersuchungen über die Fruchtpreise \*) gewiss auch manches für uns Beachtenswerthe geboten hätten.

#### Mögliche Conflictte der Interessen:

Wenn gleich Tooke weniger die Verhältnisse der Productionskosten, als den Einfluss der Witterung und des jedesmaligen Ernteertrages beachtet, so sind dennoch viele seiner Angaben auch für die Fragen zu verwerthen, welche uns besonders beschäftigt haben. So liefert dieser Gewährsmann in seiner Geschichte der Preise unter Andern auch vielfachen Beleg dafür, wie grade die Interessen der ackerbauenden Klasse zeitweilig mit denen der anderen auseinander gehen können. Einiges ist bereits schon früher angeführt worden und wir beginnen daher, ohne die ganze Reihenfolge einzuhalten, erst nach dem Schlusse der glücklichen Periode von 1715—1765 \*\*).

I. Bd Abth. IV Kap. II Anm. 1: In Folge der Missjahre 1794 und 1795 stiegen die Preise des Getreides weit über das Verhältniss zum Minderertrage der Ernten. „Die Noth war überhaupt eine sehr grosse, ganz besonders unter den ärmeren Classen, aber auch unter den mittleren, und allen, die auf festes Ein-

\*) So z. B.: J. F. Unger: „Von der Ordnung der Fruchtpreise“ 1752; Frohn: „Ueber Kultur, Handel und Preise des Getreides in Baiern.“ 1799. Longman: „An Inquiry into the Prices of wheat, Malt and occasionally of other Provisions as sold in England from the y. 1000 to the y. 1763“ (1768), „Corn Tracts“ 1758 (C. Smith?), A. Young's bek. Inquiry into the progr. value of money etc. und A.

\*\*) Auch Helferich. L. c. p. 127 spricht sich über dieselbe ähnlich wie Tooke aus, glaubt aber noch ausserdem, dass die Preiserniedrigung des Getreides auch durch eine relative Verminderung der Nachfrage hervorgerufen worden wäre, indem sowohl der Gebrauch von Getreidesurrogaten als auch die Vorliebe für animalische Nahrung zugenommen hätte. „Endlich“, sagt er, „mögen auch die Productionskosten des Getreides gesunken sein, indem sich dem Landmann die Nothwendigkeit aufdrängte, Ersparnisse an Arbeit durch angestrenzte Thätigkeit und bessere Werkzeuge eintreten zu lassen und dadurch den Reinertrag grösser zu machen“.

kommen angewiesen waren. Dagegen standen sich die Landbau-Interessen sehr gut, nämlich die Grundbesitzer, welche ihre Bodenrenten steigerten; so wie die Pächter, deren Contracte noch liefen und die ausserordentlich grosse Gewinne machten.“ Kap. IV: Als vom März 1801—März 1804 ein ausserordentliches Fallen des Waizenpreises eintrat, nämlich von einem Durchschnitt von 155 sh. bis 49 sh. 6 d., klagten Pächter und Grundeigenthümer laut über ihre Noth. Die folgenden Ernten sammt den politischen Verhältnissen waren nicht dazu geeignet, Ueberfluss zu schaffen und mithin die Preise auf den Standpunkt hinabgehen zu lassen, von welchem sie durch die Misserndte 1804 emporgetrieben waren. Im December 1809 stieg der Waizenpreis auf 102 sh. 6 d., 1810 auf 116 sh. Darauf fortwährendes Sinken 1811—86 sh. 11 d. Dann wiederum Steigen 1812—155 sh., da 1811 und 12 schlechte Ernten und die Zufuhren abgeschnitten waren. Der Pachtzins (rent) stieg am höchsten. p. 228: „Es ist sehr wahrscheinlich, dass die hohen Preise den Anbau einer weit grösseren Bodenfläche herbeigeführt hatten.“ Kap. X. p. 339: „Nach der reichen Ernte von 1832 waren die Preise von Getreide und demnächst auch die der übrigen Lebensmittel gewichen. Die grosse Masse der Bevölkerung befand sich begreiflich sehr wohl dabei; von Seiten der Landwirthin aber, die seit 4 Jahren wieder einen hohen Preisstand gewohnt waren, erhoben sich neue Klagen“ u. s. w. „Man könne“, sagt aber Tooke ganz allgemein, „gern zugeben, dass bei einem blühenden Wohlstande, einer steigenden Bevölkerung und daraus hervorgehender vermehrter Verzehrung, bei gegebener Menge des Vorraths, eine Steigerung der Preise, eine augenblickliche Verminderung des sonst zur Ausfuhr dienenden Quantums oder eine erzwungene Bestellung neuer Ländereien unter grösseren Kosten, so wie Einfuhren aus der Fremde eintreten können“.

Dass aber auch, ähnlich wie eine Reihe fruchtbarer Jahre, eine die Volksvermehrung überholende Verbesserung der Landwirthschaft nicht in dem unmittelbaren Vortheile der Landbau-Interessen liege, weist Roscher nach I § 157 Anm. I. Cnf. dagegen § 158 A. I. Aehnliches führt auch in seinen „Staatsw. Unters.“ p. 127 Anm. 2. Hermann an.

## Durchschnittliche Harmonie der Interessen:

Einklang  
der In-  
teressen.

Obenerwähntes scheint jedoch, abgesehen von den politischen künstlichen Verhältnissen, nur Ausnahme von der Regel zu sein, dass die Meliorationen von keinem so acuten Einflusse sind um nicht auch dem Grundeigenthume zum Nutzen zu gereichen. „Auch hat man“, berichtet H. Passy l. c., „namentlich seit 50 Jahren zwei wohl constatirte Thatsachen sich manifestiren sehen: die eine ist der Stillstand oder gar das Sinken (?) des Getreidepreises in der Mehrzahl der vorgeschrittenen Länder; die andere eine Steigerung der Rente und der Pachtgelder mit einer früher unbekanntem Schnelligkeit“. „Von 1820 an sind die Preise in Frankreich unter die vor 1810 und 1800 gültigen Zahlen gesunken und beachtenswerth genug, niemals hat die Rente in den am meisten vorgeschrittenen Gegenden Frankreich's solch einen Anwuchs erfahren als von 1820 an, während der Tauschwerth des Korns abnahm oder sich gleich blieb“. Etwas abweichend, aber für die Rententheorie gleich oder noch günstiger berichtet Mc. Culloch (Stat. Acc. I p. 535) für ungefähr dieselbe Zeit Folgendes aus England: „Da das Sinken der Renten seit 1815 in einigen Gegenden durch das Steigen derselben in anderen compensirt und das Fallen der Preise durch ausgedehnte Verbesserungen in mehreren Districten aufgewogen wird, begeht man keinen grossen Fehler, wenn man annimmt, dass die Gesamttrente von England und Wales vom Jahre 1838 nahezu der von 1810—11 gleichkomme, mit anderen Worten, dass ihr Gesammttertrag sich auf c. 29,500,000 *l.* belaufe oder 15 sh. 11¼ d. per Acre für das ganze Königreich. . . Der Board of Agriculture schloss aus den ihm gemachten Mittheilungen auf eine Steigerung der Renten in England von 1791—1804 im Durchschnitt von 39 %; dies scheint übertrieben zu sein. Aber, wenn wir es als wahr voraussetzen, so kann ihr folgendes Steigen mit Berücksichtigung ihres Fallens seit dem Frieden nicht höher als zu 10—12 % geschätzt werden; indem somit das Steigen vom Jahre 1790 an insgesamt 50 % ausmacht. Die Zunahme der Rente seit 1800 ist bedeutend grösser als die während der vorausgehenden 30 Jahren gewesen. Die verhältnissmässig niedrige Rente ist zum Theile dem Drucke der öffentlichen Lasten zuzuschreiben, die auf dem Pächter ruhen; zum Theil (wenigstens im

Süden) schädlichen Gewohnheiten in Bezug auf die Erbfolge der Pächter und der Arbeitsverschwendung beim Pflügen und theilweise dem Mangel an leases (Pachtcontracten) und der daraus folgenden Unsicherheit der occupiers“ etc. p. 543: „Auch in Schottland kann die jetzige Rente aus denselben Gründen, wie in England, nicht viel von der vor 1810 verschieden sein. . . Doch ist sie dort viel schneller als hier gewachsen: 1770 nicht mehr als 1—1,2 Mill. *l.* betragend, soll sie 1795 sich auf mehr als 2,000,000 belaufen und seitdem sich mehr als verdoppelt haben, was einen erstaunlichen Fortschritt in Verbesserungen erweist“.

So ist es unverkennbar, dass in der Urproduction ein Antagonismus zweier Tendenzen vorwalten müsse. Denn wenn man nicht dem Boden selbst Produktivität zuschreibt, so lässt sich das Vorhandensein, das Steigen der „Rente“ nicht anders als dadurch erklären, dass trotz all der Fortschritte die Kultur sich nicht allein auf die besten Kapitalanlagen beschränken kann.

#### Getreidepreis:

Getreid  
preis.

Je mehr es bei der Hervorbringung eines Gutes auf die Natur und ihre gegebenen Gesetze ankömmt, desto mehr äussert sich auch über kurz oder lang deren hemmende Macht in dem steigenden Tauschwerthe des betreffenden Rohstoffs. So unterliegt z. B. die zunehmende Vertheuerung des Wildprets und der Fische, ja des Holzes und des zahmen Viehs doch offenbar gar keinem Zweifel. Cnf. Roscher I. §§ 131, 132 und 133. Die Erzeugnisse des Ackerbaus aber, welcher der eigentlichen Industrie schon näher steht, scheinen dadurch, dass sie in ihrem Preise am constantesten sind, zwischen jenen Rohprodukten und den Fabrikaten der letzteren eine ergänzende Mittelstufe einzunehmen. Wenigstens sprechen für diese Annahme die am gewissenhaftesten ausgearbeiteten Tabellen und es braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden, dass nur solche und nicht einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Zahlen entscheiden können. Denn derartige Daten kann man und zwar von der scheinbar grössten Beweiskraft auch für die entgegengesetztesten Ansichten beibringen. Für die Zahlenreihen, auf die wir verweisen, ist Tooke's Name eine Bürgschaft. S. Anhang zum 1. Bde s. Gesch. Tabelle X: „Weizenpreise per Winchester-Quarter, nach den Registern in

den Revisionsbüchern von Eton College von 1646 bis Michaelis 1826<sup>4</sup> und Tab. XIV v. 1828—1847. (Auch I. p. 41 u. II. p. 487 fl.). Trotz der ziemlichen Beständigkeit der hier angeführten Preise zeigt sich doch jedenfalls eher noch eine Tendenz zur Zunahme, als zum Sinken derselben. Dies tritt auch aus den übersichtlicher zusammengestellten Daten hervor, welche englische und französische Durchschnittspreise dreier Perioden (1401—1580—1770—1855) für Gruppen von je 10 Jahren angeben. Stellt man noch grössere Zeiträume zusammen, so erhält man folgende Tabelle, in in der bis 1771 der Winchester-, von da ab der Imper.-Quarter als Maass angenommen ist:

Jahre.	England. (Oxford.)	Frankreich.
1401 — 1450	— L. 7 sh. 1 d.	— L. 12 sh. 3 d.
1451 — 1500	— L. 6 sh. 2 d.	— L. 6 sh. 7 d.
1501 — 1550	— L. 12 sh. — d.	— L. 13 sh. 3 d.
1551 — 1580	— L. 17 sh. 9 d.	1 L. 8 sh. 6 d.
1581 — 1600	1 L. 6 sh. 7 d.	2 L. 12 sh. 3 d.
1601 — 1620	1 L. 12 sh. 2 d.	1 L. 9 sh. 2 d.
1621 — 1640	2 L. — sh. 2 d.	1 L. 19 sh. — d.
1641 — 1660	2 L. 2 sh. 8 d.	2 L. 6 sh. — d.
1661 — 1680	2 L. — sh. 10 d.	2 L. 1 sh. 2 d.
1681 — 1700	1 L. 19 sh. 6 d.	2 L. 3 sh. — d.
1701 — 1720	1 L. 16 sh. 5 d.	1 L. 16 sh. 6 d.
1721 — 1750	1 L. 12 sh. — d.	1 L. 8 sh. 4 d.
1751 — 1770	2 L. — sh. — d.	1 L. 12 sh. 6 d.
1771 — 1790	2 L. 6 sh. 10 d.	1 L. 15 sh. 10 d.
1791 — 1820	3 L. 8 sh. 4 d.	2 L. 11 sh. 10 d.
1821 — 1840	2 L. 18 sh. 2 d.	2 L. 3 sh. 5 d.
1841 — 1855	2 L. 14 sh. 8 d.	2 L. 9 sh. 4 d.

Und zwar sind, bis auf die einzige Abweichung von einer gleichmässigen Münze in den englischen Preisen von 1401—1560, alle übrigen in dem heutigen Gelde berechnet, die Nachweise aber nur für die erste Periode mehr oder weniger mangelhaft, für die zweite zuverlässig und für die dritte vollständig sicher.

So scheint Hermann mindestens nicht ganz Unrecht zu ha-

ben, wenn er p. 125 seiner Untersuchungen sagt: „So lange es in einem Lande möglich ist, die Zunahme des Kornbedarfs, welche der Anwuchs der Bevölkerung mit sich bringt, durch Bestellung wohlgelegener fruchtbarer Neubrüche zu liefern und so weit Verbesserungen im Betriebe der Landwirthschaft der Kostenerhöhung durch Ausdehnung des Anbaues auf schlechteren oder vom Markte entfernteren Ländereien entgegenwirken, kann man annehmen, das Korn komme fortwährend zu denselben Kosten zu Markt. Ein Zeichen hierfür ist die Fortdauer derselben Art des Ackerbaues, die vor Jahrhunderten dem Bedarf genügte. In mehreren europäischen Ländern findet sich dieser Zustand noch immer; so in Russland, Polen, Ungarn (Hermann schrieb 1832). In Deutschland und Frankreich haben der Kriegsbegehrt und mehrere schmale Ernten zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts lange fort den Kornpreis so hoch gehalten, dass der Landbau auf früher wüste Felder ausgedehnt und nach kostspieligen Methoden betrieben werden konnte. Dem haben zwar die niedrigen Preise des letzten Jahrzehents Einhalt gethan; doch lassen sich entschiedene Veränderungen im Landbau seit 30—40 Jahren nicht verkennen, die der Annahme gleicher Kosten des Kornes wie in früheren Zeiten widersprechen. In England beginnt diese Periode schon seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Zunahme der städtischen Bevölkerung. In der That sind auch von 1760—1790 die Kornpreise in keinem Lande so bedeutend gestiegen als dort.“ Wenn auch die Ernteerträge von grossem Einflusse sind und die Preise der bezeichneten Periode namentlich nur im Vergleiche zu den vorhergehenden Jahrzehenten sich auf einem beständig höheren Stande erhielten, so mag dennoch das von Hermann hervorgehobene Moment nicht ohne Wirkung gewesen sein. Tooke allerdings ist einer anderen Meinung: „wären“, sagt er I. p. 41, „England und Europa überhaupt in der späteren Periode (1775—93) in gleichem Maasse mit unfruchtbaren Jahren verschont geblieben, wie in der früheren (1730—48), würden wir auch die Preise trotz der vermehrten Bevölkerung auf einem weit niedrigeren Stande gesehen haben und England wäre, bei der Prämie, ein Ausfuhrland geblieben.“ Allein es fragt sich, ob die Preise, wenn sie auch bei grösserer

Gunst der Witterung niedriger gewesen wären, nicht dennoch im Vergleiche zu den früheren höher gestanden hätten? Dass die Productionskosten der Rohstoffe mit der Zeit trotz allen Meliorationen gestiegen sein müssen, scheint uns auch aus folgender von Hermann (ib. d. Anm.) angestellter Berechnung hervorzugehen. „Cayley“, so heisst es daselbst, „theilt in seiner „Commercial Economy“ (Lond. 1830) eine Tafel aus Ruding, on the british coinage mit, aus welcher, wenn man den Preis von Waizen, Fleisch, Arbeit und 12 verschiedenen Artikeln (Vieh, Geflügel, Butter, Bier) im Jahre 1550 als 100 ansetzt, folgende Verhältnisszahlen sich ergeben:

Jahr:	Waizen:	Fleisch:	12 Artikel:	Landbau-Arbeit:
1350	100	—	56	75
1550	100	100	100	100
1675	246	166	239	188
1740	197	266	434	250
1760	203	400	492	275
1795	426	511	752	436

Unser Autor benutzt zwar diese Angaben, um aus ihnen unmittelbar Verhältnisszahlen für die Werthvergleichung des Silbers zu finden, aber es scheint uns dies nur theilweise zulässig zu sein. Denn da das Sinken des Geldwerthes wenigstens nach Helferich's Untersuchung (p. 97) doch schon um 1636 sein Ende gefunden hatte, so müsste auch von da ab die Ursache zur Preiserhöhung der genannten Gegenstände nicht in dem Maassstabe, sondern in dem Gemessenen selbst gesucht werden. Siehe auch Rau's Belege dafür, dass die in den durchschnittlichen Geldpreisen der Früchte sichtbaren Ungleichheiten nicht bloss den Veränderungen im Preise der Münzmetalle, sondern auch der Zunahme der Productionskosten zuzuschreiben seien. I. § 182 a. Anm. 6. Cnf. Roscher: I. § 133. Anm. 1.

Passy (l. c.) führt wohl und zwar namentlich für Frankreich den Beweis, dass die Getreidepreise kaum gestiegen sein können. „Woher kommt es denn“, fragt er aber, „dass diese in dem gegenwärtig bevölkertsten Theile Europas nicht in dem Maasse gewachsen sind, als mehr Boden zur Cultur verwandt werden musste, wir ihn aber so niedrig in dem am wenigsten

volkreichen (Russland, Ungarn) fanden? Weil früher die Kunst sehr unentwickelt war, jetzt aber dieselbe auch in den relativ unbebautesten Ländern sich geltend macht. Mit modernen Instrumenten beuten die Amerikanischen Ackerbauer die natürlichen Vortheile des Raumes aus.“

Demnach scheinen doch die Getreidepreise im Laufe der Zeit zum mindesten nicht gesunken zu sein und sollte man sie erst mit denen der Industrierzeugnisse vergleichen, so würde es noch auffallender zu Tage treten, dass in dem Ackerbau nicht allein das Moment des Fortschritts, sondern auch und zwar in überwiegendem Maasse das von Ricardo und Malthus besonders betonte retrograde Naturgesetz fortwährend und unermüdlich wirksam sei. Wenn auch der Tauschwerth des Kornes selbst um Nichts gewachsen, vielmehr stets der gleiche geblieben wäre, so müsste dies doch immerhin mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Schlusse führen, dass der Energie des Menschen, wie sie sich in den vielfachen Entdeckungen und Erfindungen bekundet, eine andere hemmende Gewalt entgegenstehe, deren Widerstand keineswegs, wie es Carey meint, schon dadurch abnimmt, dass jene grösser wird. Gerade darin, dass das Resultat dasselbe bleibt, obwohl der eine Factor anerkannt mächtiger wird, liegt auch sowohl der Beweis als auch der Maassstab dafür, wie der andere an seiner Leistungsfähigkeit fortschreitend einbüßen muss.

#### Einfluss der fortschreitende Civilisation:

Verbesserungen.

Da wir uns im Vorhergehenden vornehmlich den aus England berichteten Daten hatten zuwenden müssen, so wollen wir auch hier und zwar mit um so grösserem Rechte zumeist auf solche verweisen, als die britische Landwirthschaft wohl mit zu den entwickeltsten gehört. Wir glauben uns aber auf eine blosser Berufung beschränken zu dürfen, wo Vieles bekannt ist und grade die Gegner mit den Thatsachen recht vertraut sein müssten. Cnf. Tooke a. a. O. II p. 53, Mc. Culloch: Stat. Acc. I p. 543 fl. u. 461; Quarterly Rev. Vol. XXXVI N<sup>o</sup> 72 A. III. H. Passy „De la rente fonc.“ im Dict. de l'É. P. Roscher I § 157 Anm. 3 u. 6. Rau I § 220 A. c. u. Viebahn a. a. O. II p. 868.

Ueberblickt man die mitunter so wirksamen Verbesserungen und gedenkt man noch zudem der fast unübersehbaren Menge al-

ler übrigen, die entweder unmittelbar oder mittelbar dem Ackerbau zu gute kommen, so kann und muss man wohl glauben, dass sie die Macht haben, eine Preissteigerung der Nahrungsmittel zu paralyisiren, kurz den Wirkungen der an die Ausdehnung der Cultur geknüpften Nachtheile einigen Einhalt zu thun. Allein sie sind eben dennoch im Stande weder den Preis des Getreides überhaupt, geschweige denn gleich dem der meisten Fabrikate sinken zu machen, noch die Nothwendigkeit vollständig aufzuheben, mit der Volksvermehrung sowohl auf Ländereien von abwärtsschreitender Qualität überzugehen, als auch Kapitalanlagen zu unternehmen, die nicht den relativ gleichen Erfolg erzielen können. Auf diese Weise werden die zwischen den Grundstücken oder allgemein, den landwirthschaftlichen Productionsverhältnissen gegebenen Differenzen nichts weniger als bedeutungslos gemacht und die unleugbare Existenz derselben ist ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass Ricardo's Gesetz trotz aller mächtigen Gegentendenzen in Kraft bleibt. Folgende Beispiele genügen hinlänglich, um dies zu bestätigen und darzuthun, dass die so heftig angefochtene Erklärung der Grundrente nicht allein die richtigste, sondern die einzig richtige und mögliche ist.

#### Einfluss des Boden-(Natur-)gesetzes:

Cnf. Rau I § 212 Anm. a. Roscher I § 150 Anm. I. Edinb. Rev. Vol. XL (M 79 Art. 1): „It is stated by Messrs Iveson, Wakefield, Harvey and other agriculturists examined by the Committee of the H. of C. in 1822 that the best lands under cultivation in England yield from 32 to 40 bushels an acre of wheat, while the poorest lands under cultivation yield only from 8 to 12 b.“

Viehahn (Stat. des zollv. u. nördl. Deutschlands) II p. 964: die Produktionskosten, welche bei guten Wiesen 18 — 30 % des Rohertrages ausmachen, betragen bei dem mittleren Graslande 33 — 60 und bei dem schlechten 66 — 84 %. („Die Grundrente,“ sagt er, „enthält den Preis für die Nutzung der ursprünglichen durch den Boden selbst, seine Krume, seine Lage und sein Klima gewährten Productivkräfte.“ Wir haben gesehen, in welchem Sinne dies aufzufassen). P. 966: die in Preussen von der Central-Commission unterm 27. Mai 1862 festgesetzten Tarife (für die Reinerträge) steigen beim Ackerlande von 3 Sgr. bis 420 Sgr., bei

Verschiedenheit der gegebenen Productionsverhältnisse.

den Wiesen von 6—420 Sgr., bei den Weiden von 1—360 Sgr. für den Morgen. Vgl. auch die folgenden Seiten, wo die Unterschiede sowohl für die einzelnen Provinzen desselben Staates, als auch für die übrigen Länder angegeben sind. Besonders übersichtlich sind die Tabellen p. 973 und 979, von denen die erstere die durchschnittlichen Reinerträge per Morgen für Preussens Provinzen \*) und einzelne Regierungsbezirke, die zweite aber für den ganzen Zollverein zusammenstellt. „Durch die Verschiedenheit der Produktionskosten stuft sich die Skala der Reinerträge wesentlich anders ab, wie die der Bruttoeinnahmen. Braunschweig und Anhalt erlangen bei schwächeren Naturalernten und schlechteren Productenpreisen doch wegen ihrer geringeren Wirthschaftskosten höhere Reinerträge wie Baden und die thüringischen Staaten. Am höchsten steht die reine Bodenrente in beiden Sachsen, Braunschweig, Rheinpreussen und Württemberg mit 3 Thlr. per Morgen und sinkt dann in einer Reihe von Abstufungen bis auf 1 Thlr. hinab.“ Ueber Grundstücke, die keine Rente gewähren, s. Rau I § 216 Anm. b. Viebahn II p. 980: „Ohne Zweifel haben wir auch jetzt in unserem Deutschland noch Landstriche oder wenigstens Bodenarten, welche keine Rente bringen. Wenn in Preussens Ostprovinzen und auch noch in den südlichen und westlichen Gegenden Hütungen und Holzungen zu einem nominellen Reinertrage von 1 Sgr. — neben anderen Grundstücken, die das 300fache bringen — tarifirt sind, so können sie wohl grösstentheils als rentelos angesehen werden. Ebenso liefern die sandigen Aussenfelder in den baltischen und niedersächsischen Ländern, die sterilen Gebirgshöhen in den süddeutschen, obersächsischen und rheinischen Ländern, nur Minimalrenten, Alles das müssen die besseren Feldmarken übertragen, so dass, wenn auch wirklich die meisten Gegenden einzelne Güter von 8—16, selbst von 15—20 Thlr. Pächtertrag pro Morg. haben, sich die gesammte

\*) Die reine Bodenrente stellt sich am höchsten in den Provinzen Sachsen und Rheinland: hier erreicht sie die ansehnliche Höhe von 3 Thlr. pro Morgen. Durch eine Reihe von Abstufungen sinkt dann die Bodenrente in den mittleren und baltischen Provinzen, bis sie in Posen mit 33 Sgr. den niedrigsten Punkt erreicht: im ganzen Durchschnitt aber beträgt sie 52 Sgr. pro Morgen. p. 974.

Durchschnittsrente doch bis jetzt nirgends über 3 Thlr. pro Morgen erhebt“. „In Russland“, sagt Boutowsky L. c. II 8 p. 556, „geben die Wälder in den nördlichen Theilen des Archangel'schen und Wologda'schen Gouvernements, in Sibirien und im Kaukasus keine Rente, ersetzen nicht einmal die Kosten ihrer Beschützung; die Wälder des Olonetz'schen Gouvernements und die des mittleren Russlands, die gerade nicht so marktgünstig gelegen sind, ertragen nur einen Gewinn dem Unternehmer, der sie zu beschützen, in Ordnung erhalten und nach Maassgabe des Fällens auf den Markt zu bringen übernimmt; in der Nähe der Hauptstädte aber, in der Nachbarschaft von Strassen und flossbaren Flüssen ersetzen die Wälder nicht nur die Kosten, sondern sie gewähren auch eine Rente“. Ueber den Einfluss von Lage und Entfernung überhaupt cnf.: Roscher I § 150 A. 1, § 151 A. 1 u. 2. § 156 A. 5. Rau I § 220 A. a. Da die Erträge und Productionskosten so verschieden sind, so müssen es auch, wie schon theilweise angegeben, die Grundrenten resp. Pachten sein. So sind laut Mc.' Culloch (L. c.) die Extreme in England folgende:

1814—15:	Estimated rental
Middlesex 2 L. 17 sh. 4½ d. per Acre	517,669 u. für 1810—11: 346,634
Merioneth 0 L. 4 sh. 6½ d. per Acre	96,343 u. für 1810—11: 83,451
in Schottland (1810):	Assertained rental
Edinburgh 1 L. 4 sh. 6¼ d. per Acre	277,828
Sutherland 0 L. 0 sh. 6 d. per Acre	28,457
in Irland:	
Dublin 1 L. 0 sh. 1½ d. per Acre	
Donegal 0 L. 6 sh. 0 d. per Acre	

In England, heisst es I. p. 535 fl., wird ein grosser Theil Ackerland selbst von mässig guter Qualität zu 10 s. — 15 s. per Acre verpachtet; und wo sie am höchsten, steigt sie mit Ausschluss des Zehnten, der poor rates und anderer öffentlichen Lasten selten über 25 s. per Acre; es sei denn, dass es besondere Vortheile gewährt. Gutes Weideland erträgt meistens einen höheren Pacht als Kornland. Es mag von 16 s. — 3 L. variiren. Wenn es von

begrenzter Ausdehnung und einer bedeutenden Stadt benachbart ist, gewährt es bisweilen 5 und 6 *L.* Pacht per Acre und noch mehr. Folgende Tabelle stellt die Durchschnittsrente des angebauten Landes in Schottland vor: aber ihre Genauigkeit ist bestritten und sie kann höchstens als Nichts besseres denn ein roher Grundriss angesehen werden:

Land, welches erträgt	<i>L.</i> 10 sh. 8	per A. — $\frac{1}{3}$ oder 3	<i>L.</i> 11 sh. per A.
" " " "	6 " 12	" " — $\frac{1}{4}$ " 1	13 " " "
" " " "	4 " 5	" " — $\frac{1}{5}$ " 0	17 " " "

Die Rente von Kornland variirt zwischen 7 sh. und 3 *L.* pr. Acre und steigt gelegentlich auf 5 *L.* und 6 *L.* Das beste Weideland erträgt selten mehr als 3 *L.* per Acre und das von mittlerer Qualität mag zwischen 14 sh. und 25 sh. tragen (p. 543). Die wahre Rente von der Brutto-Rente (Gross-R.) zu scheiden ist kaum möglich, wenn wir aber die Gesamttrente Gross-Britanniens zu 34 Mill. anschlagen und davon 17 Mill. als Zins für das angelegte Kapital ansehen, so bleiben wir gewiss innerhalb der Grenzen. In Irland schätzt Mc. Culloch nach den verschiedenen Angaben die durchschnittliche Rente auf 13 Sh. 6 d. per Acre mit Einschluss der Berge und Moore und Ausschluss der Seen.

Die Gesamttrente giebt er für England und Wales mit Ausschluss der Häuser, Bergwerke, Fischereien etc.:

für 1810—11	auf 29,503,070 <i>L.</i>	an, d. h.:	15 sh. 11 $\frac{1}{2}$ d. p. Acre
" 1815—15	" 32,502,824	" " "	18 " 6 $\frac{1}{2}$ " " "

Cnf. nach Roscher I § 158 A. 3.

Resultate der combinirten Wirksamkeit der Civilisation und des Naturgesetzes:

Geschichte des Getreidepreises: s. oben S. 387.

Geschichte der Grundrente: Hier sind die Daten am spärlichsten und unsichersten. Was Roscher I § 155 Anm. 4 mittheilt, ist nach seinem eigenen Bekenntniss sehr mangelhaft und unzuverlässig. Es nimmt in der That Wunder, wenn im Jahrhundert der Missregierung der Stuarts und der bürgerlichen Kriege (1606—1698 eine Steigerung von 6—14 Mill. = 100 : 233 $\frac{1}{3}$  und für den fast gleichen Zeitraum von 1698—1771, wo Nord-Amerika aufblühte, im Han-

Ge-  
schichte  
der  
Grund-  
rente.

del dorthin, nach Ost-Indien u. s. w. die unbestrittene Hegemonie errungen wurde, Canal- und Chausseebau, Bergwerke und Fabriken sich im grössten Maassstabe zu entwickeln anfangen, die Steigerung nur 14--16 Mill. = 100 : 114,3 betragen haben soll und 1804--1838 gar nur von 28--29½ Mill. = 100 : 105.

In Preussen stieg die Grundrente folgendermaassen :

Viebahn (L. c. II p. 974): Krug berechnete noch 1805 den Rohertrag des preussischen Ackerlandes auf 127 Mill., den Reinertrag auf 50 Mill. Thlr. Er brachte dabei den geringen Acker für die damalige Zeit wohl mit Recht als rentelos nicht in Anschlag, setzte dagegen den Morgen gutes oder Mittelland bei 20 Metzen Aussaat mit 2 Thlr. 2½ Gr. Reinertrag an. Seit jener Zeit hat sich die Bodenrente des preussischen Staates beinahe verdoppelt: der steuerbare Reinertrag, der sich nach den jetzigen Ermittlungen herausgestellt hat, beläuft sich auf 116,552,000 Thaler.

Ge-  
schichte  
des Bo-  
denwer-  
thes.

Geschichte des Bodenwerthes: Sie steht im nahen Zusammenhange mit der der Rente. In England pflegt man denselben sogar so auszudrücken, dass man angiebt, mit einer wievielmehrjährigen Rente (s. l) er aufgewogen wird. A. Young führt für ihn folgende Verhältnisse an (Tooke II p. 488): von 1400--99 wurden Grundstücke nach dem Ertrage mit 10 capitalisirt verkauft (at ten years purchase) und dieses dauerte bis zur Regierung Elisabeths fort. Im 17. seculum lassen sich die Wirkungen der Zuflüsse aus den amerikanischen Minen in einer Verdoppelung des Preises erkennen. (Also auch hier das gleiche Hinderniss!) Die grösste Höhe wurde in den ersten 10 Jahren nach dem Regierungsantritt Georg's III (1760--70) erreicht, indem es sich erwies, dass aus einem Durchschnitt aller Gegenden des Königreichs der Preis einer Capitalisirung mit 32 bezahlt wurde. Für alle anderen Perioden mit Ausnahme von 1811 gründen sich die Preise nur auf einzelne Angaben. Erwiesen ist indessen, dass während des amerikanischen Krieges (1775--82) der Preis auf einen Capitalbetrag von 10 fiel und sich auch nicht vor 1780 wieder hob. Im Jahre 1811 ergab ein Durchschnitt von 55 Angaben aus dem grösseren Theile des Königreichs einen Kapitalbetrag von 29½.

## Bodenpreise in England 1500—1811:

Periode	Capitalisirung	Verhältniss zu 20, welche Zahl den Zustand von 1810 darstellt.
1500—99	10	6
1600—99	16 $\frac{1}{4}$	10
1712—37	22	13 $\frac{3}{4}$
1768—73	32	20
1778—89	23 $\frac{1}{4}$	14 $\frac{1}{2}$
1792—99	27	17
1805—11	28	17 $\frac{1}{2}$

In Norwegen betrug der Werth des Landeigenthums, so weit — und diese Clausel dürfte überall nicht fehlen, — die Schätzung richtig ist:

a. 1665 — 13 Mill. Speciesthr. Silb.

a. 1802 — 25,5 „ „ „

a. 1839 — 64 „ „ „ oder in 74 Jahren um 492,30 %  
gestiegen Blom K. Norw. I p. 146. Hier scheint aber die Steigerung eben so sehr zu hoch, als in England seit 1698 zu niedrig angeschlagen zu sein. Cnf. nach Roscher I § 154 A. 6 und 7.

Wenn man auch bei allen diesen Angaben, wie schon mehrfach erwähnt, den Zins der in den Boden verwandten Kapitalien nur schwer, ja kaum aus den angeführten Beträgen auszuschneiden vermag, so spricht doch, zumal bei der constatirten Differenz der angebauten Grundstücke die stete Erhöhung sowohl der Rente, als auch des Bodenpreises dafür, dass der Werth des Landes sich nicht, wie der der anderen Werkzeuge nach beständig abnehmenden Reproductionskosten richte und das Einkommen der Grundeigenthümer noch von einem anderen Gesetze, als das des einfachen Kapitalisten abhängen müsse. Es macht sich hier vielmehr die nach Ricardo so gut erklärbare Erscheinung geltend, dass unter dem Widerstreite der beiden oft charakterisirten Tendenzen der energische Fortschritt einerseits, andererseits aber die fortwährend steigende Nachfrage, wenn auch nicht die Quote, so doch quantitativ den Ertragsantheil des Grundeigenthümers vergrößern müssen.

Bevölkerung und Preis.

Bevölkerung und Getreidepreis: Auch hierin, in dem Einflusse, den die Dichtigkeit der ersteren auf den letzteren ausübt, findet die Lehre Ricardo's eine nicht geringe Bestätigung. Cnf. Roscher I. § 129 Anm. 7 und Rau I. § 220 Anm. 6 (über das Verhältniss zwischen Bevölkerung und Rente) und § 183 a.

In Russland herrschte (und herrscht noch) natürlich die grösste Preisverschiedenheit. So berichtet Boutowsky in seinem genannten „Versuche über den Volkswohlstand“ II. § 125, dass im November 1845 der Preis für eine „восьмичетвериковая четверть“ Roggen:

in Mitau . . . . .	8 Rbl. gewesen sei.
Kowno . . . . .	7,70 „
Smolensk . . . . .	5,14 „
Mohilew . . . . .	4,80 „
Nowgorod . . . . .	4,50 „
Jaroslawl . . . . .	3,20 „
Kaluga . . . . .	2,60 „
Moskau . . . . .	2,30* „
Woronesch, Kischinew, } Simbirsk Tambow, } und Ufa }	1—1,50 „

\* Günstige centrale Lage.

(Commerz-Zeitung № 151. 1845).

Von welch' einem grossen Einflusse aber die Concentrirung der Bevölkerung und die wachsende Nachfrage auf den Getreidepreis, besonders aber auf die Rente und den Bodenwerth ist, zeigt sich in auffallender Weise aus folgender Mittheilung:

Edinb. Rev. V. LXXVII 1843 Art. 7 p. 222, wo von dem Einflusse die Rede ist, welchen die Gründung und Entwicklung der Manufactur auf den Preis des Grund und Bodens ausübt: „A part of Lancashire, valued to the landtax in 1692 at *L.* 169 is now assessed at *L.* 93,916. Dr. Taylor states, that in the populous parts of Rosendale forest (Lancashire) land is rented at 6 d. and 6½ d. per square yard, being *L.* 121 to *L.* 131 per acre; being a larger sum than was paid for the whole forest of 15,300 acres in the reign of James I. . . The statement of M. Henry Ashworth,

in a statistical paper read before the British Association, informes us, that „manufacturing industry has extended its influence to all the farming neighbourhood, raising the rental of moor land in some cases 1500 and in others as much as 3000 per cent!“ (Der Autor eifert gegen die Corn-law, der er es zuschreibt, dass im Ver- gleiche zu 1835 die Steigerung des Kornpreises in jedem der Jahre 1839, 1840 und 1841 nicht weniger als 20,400,000 L. be- tragen habe).

#### Druckfehler.

S. 10. Z. 16 v. o. l. den Nationalökonomien statt der Nationalökonomie.

S. 12. Z. 15 v. o. l. Classe statt Casse.